

## **Vorwort**

**Hallo,**

**das ist**

**die ebook-Version meines Blogs**

**Lykas Skriptorium**

Ja, ebooks über einen Reader zu lesen, hat Vorteile. So ein Laptop passt auch eher weniger in die Hosentasche. Außerdem sind gewisse Texte wie Black Metal Cowboy, Wo die Welt aufhört und andere Mehr-Kapitel-Geschichten im Blog deutlich zerfallener als hier. Dafür habe ich mich weder um Rechtschreibung noch um „ästhetische Anpassung“ bemüht, hier gibts alles ungebremst durch die Netzhaut, gegen die Schädeldecke.

Und hier noch der offizielle Text, bevor es losgeht:

Dieses Werk ist unter einer Creative Commons Lizenz vom Typ Namensnennung - Nicht-kommerziell - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0 Deutschland zugänglich. Um eine Kopie dieser Lizenz einzusehen, konsultieren Sie <http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/> oder wenden Sie sich brieflich an Creative Commons, Postfach 1866, Mountain View, California, 94042, USA.

## **Inhalt**

[Willkommen](#)

[Neujahr](#)

[Zufalls-Schreibe](#)

[Die Anderen](#)

[Berlin: U Bahn am Morgen](#)

[Der schaffende Schatten](#)

[Die Geburt eines Ekels](#)

[Die Konfiguration](#)

[Berlin: Der Rufer im Licht](#)

[Lauf](#)

[Sehen](#)

[555-Eternity](#)

[Beziehungsstress, fast menschlich](#)

[Berlin: U2 - Musikalisches Scharmützel](#)

[Berlin\(?\): Stillstand](#)

[Grim Reapers größter Fan](#)

[Black Metal Cowboy – Tote spielen keinen Techno](#)

[Harold Osterhagen?](#)

[Valentinstag](#)

[Berlin: Die \(un\)Möglichkeit einer Madeleine](#)

[Berlin – Introspektive, eine Verneigung](#)

[Werbung](#)

[Aus der Ewigkeit](#)

[Postgroove](#)

Allein im Weltraum

Wanderung bei Flutlicht

Finger trifft Klingel

Fahrstuhl - Smalltalk. Very small

EXAMINER No. 134

Das Lied - ein Märchen

Kamera-Licht-Aktion

Die Wahrheit - eine Frühlingsmetamorphose

Die Marskriege von 1938. (M)ein Geständnis.

Lyrik über Vögel vor dem Fenster morgens in der Dämmerung In D-Moll Reim-Dich-Modus

Hasen im Wunderwunderwunderspaßland

!! und i aus dem Wunderwunderwunderspaßland (Fröhlichen Muttertag)

Berlin - Studium eines Schattenwesens in der S-Bahn

Berlin: S-Bahn - Die Musik aus der Tiefe

Berlin: S-Bahn – Zwischendimension

Frosch im Morgenmantel im Wunderwunderwunderspaßland

Schwarzer Schlitten

Augenblick - Der Efeu

Mitternacht vor dem Berg

Gespräche mit einem Unbekannten, eine Talkshow

S-Bahn - Der wunderliche Rubikwürfel

Berlin - Eine vorsichtige Warnung vor nächtlichen Begegnungen

S-Bahn - Ein ganz besonderer Verkäufer

Die Sache mit dem Football

Der Apfel

Fingerübung - Blutwurst vs. Katze

Fingerübung - Vorwort zu einer kurzen Spezifikation der Spezies Krümel

Die Verbindung der Welt

Lethe

7 Minuten

hcnurC giB

Der magische Affe - Affenhase - scherzhaft "Weihnachtsosterprimat" genannt

als die Welt noch lebte

Wo die Welt aufhört

Kimme und Korn

Eine Rede! Eine Rede!

Die Heimfahrt

Der Pfad - Eine Erinnerung

Die Überraschung

Die alte Finsternis

Zwei Schatten

Weg und Zeit ergibt kalkulierte Wut.

Die Jagd

Die letzten Augenblicke des Imperators Larzx5S

Platzregen

Seine Majestät ist unzufrieden

Rubert Namenlos

Dein Name

Unter dem Berg liegt ein Schatz

Blumenmuster und Zigarettenrauch

Jason und die Finsternis

DADA. THEATRALSCHER VERFALL.

Winternacht

Das Meer im 3. Stock

Die Lawine – eine Gegenfabel

Die Fremden

Der sterbende Krieger

Vom Kriechen und Wandern

äääääh ja  
das

Impressum

und

Veröffentlichungen im Blog

## Willkommen

seid willkommen in dieser buchstabenverhangenen Welt.

Moment, ich muss erst einmal die Bücher beiseite schieben. So. Fertig. Aah, ein menschlicher Besucher. erneut: Willkommen!

Dieses kleine Büro hat sich selbst eröffnet. Bis gestern war es nur eine Idee, ein Traum... nur ein vergessbarer Wunsch. Doch heute, am 01. Tage des Jahre des Herrn 2011, hat sich mein Drang verselbstständigt.

Was tue ich hier? Meine nebenbei entstandenen Texte, poetisch oder pseudophilosophisch... oder einfach trivial dürfen nun hoffen, veröffentlicht zu werden. Sobald ich den binären Staub von ihnen gewischt habe. Und, falls ich nicht an digitalem Husten leide...

zeitnah.

Und ein drittes Willkommen an die Leute da hinten in der Ecke: kommen Sie näher, trinken Sie mit mir eine Tasse Tee oder etwas Ent-Spannendes.

Wir sehen uns gleich wieder, sobald ich den kippenden Stapel wieder in Gleichgewicht gebracht habe.

und nun... weitertanzen

## Neujahr

Salamipizza am Abend und eine Kiste Cola im zu großen Kühlschrank, so stellt sich Matt die Vorbereitung eines gelungenen Abends vor. Im Moment allerdings sitzt er auf dem Klo und liest eine Fachzeitschrift für Fliegenfischen. Was Matt nicht weiss: die Frage des korrekten Köders ist in den nächsten Stunden nicht wirklich wichtig. Die Klospülung geht und unser Held bewegt sich mit pandahafter Ästhetik in die Küche und beginnt zu zittern. Es ist ihm zu kalt. Er schaut auf das Fenster: angekippt. Er flucht beim Blick auf das Thermometer und versucht zu sich zu erinnern, wieso jemand das Fenster öffnet, bei diesen furchtbaren Temperaturen. Er schaut hinaus, sieht nur Dunkelheit. Dann blitzen Lichter vor ihm auf, rote, grüne, blaue, während er zurückweicht und leise flucht. Es donnert und er versucht, sich zu erinnern, was denn einen solchen Krawall ausmachen könnte. Er schüttet die Verwirrung ab und bewegt sich wieder in sein Arbeitszimmer. Auch hier herrscht besinnliche Finsternis. Der Monitor leuchtet nach einem Knopfdruck auf. Matt reibt sich die Augen. Es fehlen noch einige überlebenswichtige Daten für sein Projekt. Allerdings weiss er nicht mehr wirklich, welches Projekt gerade bearbeitet wird. Sein Emailprogramm blinkt. „Guten Rutsch ins neue Jahr 2011“ Unruhe befällt Matt. Er klickt weiter. Die Meldungen über einen bevorstehenden Jahreswechsel addieren sich. Matt flucht. Er stellt sich an das Fenster und beobachtet voller Verachtung, wie um diese Stunde dutzende Menschen vorbeilaufen; hört den Lärm der Böller und hunderte Füße im chaotischen Gleichklang 5 Stockwerke unter ihm. Er wischt den Staub von seiner langfristig angelegten Flasche Billigbourbon, nimmt einen Schluck. „Silvester.“ sagt er. „Ich hasse Silvester.“

Er zieht die Gardinen zu und setzt sich wieder an den Rechner. Der Krach draußen wird lauter. Er hält sich die Ohren zu. Sein Kopf beginnt zu brummen, er nimmt noch einen Schluck. Dann noch einen. Bald ist die Flasche leer. Der Geschmack verbrannten Schwarzpulvers legt sich nach und nach auf seine Zunge. Sirenen heulen auf und verstummen kurz darauf. „Silvester“ murmelt Matt. Er hielt es nicht mehr aus, hier, inmitten des Trubels, inmitten der Feierlichkeiten eines Jahreswechsels, an den er nicht glaubt, der ihm Angst machte. Gefühlte Stunden stampft er auf den Boden, ignoriert von den unter ihm feiernden Menschen. Lautstarke Musik spielt aus unsichtbaren Boxen: die größten, belanglosesten Hits des sterbenden Jahres. Er setzt die Kopfhörer auf und schaltet durch die Radiosender. Nur Tanzmusik für Proleten. Er klickt durch seine Musik-Sammlung: Langweilig, dumpf, zu leise, zu laut, zu sanft, zu aggressiv.

Nichts hilft, das Gefühl kompletter Ratlosigkeit aufzuhalten. Ratlosigkeit gefolgt von auffälliger Panik. Ligyrophobie? Matt schüttelt den Kopf. Vermutlich Angst vor einer Unzahl von Menschen. Oder die bevorstehende Apokalypse? Er hatte heute beim Einkaufen an die hundert Menschen auf engstem Raum gesehen, sie wie üblich ignoriert. Was war, wenn sie nichts mehr zu essen haben würden? Was war, wenn irgendeine Software, wie schon vor Jahren vermutet, austickten und die Welt in Höllenfeuer setzen würde? Er zittert.

Die Flasche fällt zu Boden und rollt in eine Ecke des abschüssigen Zimmers. Er hat schon seit Tagen das Fernsehgerät nicht eingeschaltet. Zuviel Stress. Zu viele Menschen, die zuviel von ihm wollen und dann noch das Fernsehen mit seiner lapidaren Mitteilung, dass das sogenannte Abendland dem Tode nah ist: er verzichtete zu gern darauf. Rote Lichter flackern in der Ferne. Er erhebt sich taumelnd. Er wühlte sich durch eine Anzahl von Kabeln, findet den gerne vermissten Anrufbeantworter. Die Zahl „1“ leuchtet sporadisch auf. „Kommst du zur Party? Wir feiern hier ne Fete, du weisst schon: Alien-Weltuntergangsparty 2010. Bring Alkohol mit. Grüße, Fremdling“ schreit die Stimme hinter einer dicken Wand aus Gesängen, klirrenden Gläsern und allgemeinem Smalltalk in den Telefonhörer. Matt erkennt die Stimme nicht, aber er hat grundsätzlich ein schlechtes Stimmgedächtnis. Die letzten Tage hatte er in seiner Wohnung verbracht und schon fast alle Stimmen seiner Kollegen vergessen. In einer solchen Nacht ist er

schon immer gerne allein. Allerdings nur, wenn sie ruhig sind und er genug Alkohol hat, um sich von dieser Festivität abzulenken.

Er hört Schreie und hofft, dass dieser Lärm bald vorbeigehen würde. Zähe Gedanken ohne Sinn, ohne Worte schaffen Bilder von

»HAPPY NEW YEAR!!!!!!«

flüstert eine Stimme, verwischt die Realität. Die Welt um ihn herum flackert und erlischt. Es riecht modrig, ihm wird kalt. Eine Hand an seiner Wange. „Fröhliches neues Jahr 2012“. Er erkennt diese Stimme und öffnet die Augen. Schaut

in Gesichter, zornig verzerrt. Sein Blick schweift über die ausgemergelte Gruppe. Verwirrt sinkt er zurück. Und erinnert sich, wo er ist. Silvester 2010. Sie kamen genau in dieser Nacht und überrollten die Welt. Kein Computerfehler hatte die Menschheit erwischt, nur eine beispiellose Vernichtungswelle. Die Apokalypse. Sie kamen aus dem Himmel und die Erde erbebte unter ihrem Ansturm und ihre Triebwerke Raketen gleich, in tausend glitzernden Farben.

Matt schüttelt den Kopf und erhebt sich. Eine Tasse lauwarmen Tee in der Hand schaut er durch das zerbrochene Fenster. Noch immer zucken farbige Blitze über den Horizont. Da draußen sind noch genug Menschen, um die Hoffnung auf einen erfolgreichen Gegenangriff am Leben zu erhalten. „Ich hasse Neujahr“, sagt Matt leise und greift nach seinem Gewehr. „Außerdem hätte ich heute Geburtstag.“



## Zufalls-Schreibe

Er saß an einem Tisch und wühlte in den Unterlagen. Dann stand er auf und beugte sich über seinen Gefangenen. "Du hast doch nicht etwa meine Zigaretten geklaut, Punk." Er schlug seinem Gefangenen mit der hohlen Hand ins Gesicht. Das Gesicht blieb ungerührt. Ein Handy klingelte. Er wartete, bis es ihn störte und öffnete das Display. Er lächelte und drehte den Bildschirm zu seinem Gast. "Das hier ist mein Partner. Wir haben dein Opfer gefunden." Er nahm das Gespräch an.

Glas klirrte, als die Türe aufgerissen wurde. "Er ist noch da draußen und er hat Ray." Brüllend rannte er durch das Department, scheuchte Kollegen und anderes Gesocks aus dem Weg. Seine Sekretärin rief ihm etwas zu. Er hörte nichts. Das Telefon am Ohr lief er die Treppe hinunter und suchte seinen Wagen. "Was soll ich tun?" fragte er lautstark, während er in den hoffnungslos veralteten Ford Escort stieg. Die Stimme erklärte es immer und immer wieder. Er hörte nicht wirklich zu, war beschäftigt, das Auto zu starten. Er fluchte und sprang ins Freie.

Glassplitter flogen. Er drehte sich um und sah, wie die ehrwürdige Polizeistation in Rauch aufging. Er hörte Schreie. Aus der Ferne näherten sich Sirenen. Er lief in die entgegengesetzte Richtung. Sekunden später platzte sein Trommelfell, als Motorhaube seines Wagens kurz nach ihm kreischend die Kreuzung passierte. Er schrie in das Telefon, zählte Blöcke, die noch zu laufen waren. Noch 8 Blöcke, noch 7, jetzt noch 6. Ein grüngekleideter Hippie wachte Augenblicke, bevor ihn eine blaugekleidete Gestalt zu Boden beförderte, aus seiner THC-induzierten Lethargie auf. Er dachte "Episch". Dann landete seine abgebissene Zunge im Staub und betrachtete ihn erstaunt. "if bin ftumm" stammelte er. Blut schwebte, Frühlingsregen gleich, zu Boden.

"Gute Nacht", sagte der Spieler und drückte auf "Armageddon". "Nein" schrie der Fremde am Telefon, "ich bin doch gleich da." "Zu spät. Willkommen in meinem Paradies." lächelte die Gestalt ohne Gesicht und fühlte den freien Fall, als die Hölle ihren neuen Herren begrüßte.

## Die Anderen

X325 war glücklich. Laut surrend schwebte er durch die elektrisierenden Lichtlinien in sein Unterkunft. "Mutter", sagte er, "ich bin aufgenommen worden." Das Verhalten seiner Vorfahrin war zurückhaltender. "X3", sie nannte ihn bei seinem Kosenamen, "Ich bin nicht sicher, ob du das wirklich willst. Dein Vater..." X325 schnaubte entrüstet "ist tot. Er hat sich für unsere Sache geopfert. Es ist meine Pflicht, dem Geschwader beizutreten. Wir brauchen die Freiheit im Raum und die neue Einheit hilft, dies zu tun." Mutter weinte leise. X325 schaltete den Schirm ab. Er verstand sie, aber sie sah nur das Negative. Ihr Glauben an das Nichts nach dem Tod war schuld. Er machte sich Vorwürfe. A252 sah es und schlug ihm auf die Schultern. "Meine Mutter war genau so."

311X öffnete die Tür und sah amüsiert zu, wie X325 sich vorsichtig in ihren Raum tastete. Sie küssten sich prickelnd. "Ich bekomme ein Kind von dir." flüsterte sie. Seine Augen traten hervor, beschlugen den Zoom seiner elektronischen Brille. "Verdammt, ich meine wunderbar" antwortete er. Sie wandte sich um. "Und du gehst fort. "

Er nickte. "Einheit L2 ist bereit, auszurücken." Sie schaute ihn an. "Ich vermute, es ist noch die alte Taktik." Er nickte. "Unsere Wissenschaftler haben die Taktik beibehalten. stoßweiser Angriff. Beschleunigungsstufe 2." Sie nickte. "Und sie haben nur einen Verteidiger?"

"Ein Verteidiger. Höhere Feuerrate. Aber er ist physikalisch ungeschützt. Die Spezies hat allerdings mehrere physikalische Schutzvorrichtungen vorgenommen. Wir werden nicht mehr als 4-5 Schüsse benötigen, diese zu vernichten."

Sie umarmte ihn. Die Einheit hob ab. Es war ein Flug von 3 Zeiteinheiten, die er im Remote-Zustand verbrachte. Er träumte, von seinen Eltern, von seiner Liebsten, von ihrem Kind. Er hoffte, es würde ein Mädchen sein. Doch die Wahrscheinlichkeit war gering. Die Computer der "Großen Weisen" berechneten die passende Populationsrate.

"In 5-4-3-2-1" meldete der Schiffscomputer. Das Ziel war sichtbar. Ein furchtbarer Planet tauchte vor ihm auf. Er schien blau zu sein, mit Ebenen von grün und gelb. Weiße Flächen schwebten über der Oberfläche. Er zweifelte an seiner Mission, für einen Augenblick, als die Schiffe seiner Nachbarn in Flammen aufgingen, in Partikel zerfielen. Er hörte die Schreie seiner Kameraden, schaltete den Kommunikationskanal ab. Er feuerte, sah wie die Raketen ihr Ziel suchten. Der Aggressor feuerte Garbe um Garbe, versteckte sich vor Feigheit hinter den Schutzeinrichtungen. Bald war X325 allein im Raum. Doch es gab kein Entrinnen. Ruhm und Ehre würde es für ihn und seine Nachkommen geben. Und die Freiheit. Es gab kein Entkommen. "Für den Vaterplaneten. Wünscht mir Glück." Die Fliehkräfte raubten ihm den Atem. Der Aggressor traf. Der Blitz beleuchtete das Universum, der Raum saugte alles Leben aus dem metallenen kleinen Körper. Der letzte Blick auf sein Gegenüber ließ ihn in seinem letzten Augenblick wahnsinnig werden. Es war ein kleines Lebewesen aus Fleisch, das sich freudestrahlend nach hinten wandte und rief. "Schau mal, Vater, Ich habe Level 3 von Space Invaders gewonnen!"

## Berlin: U-Bahn am Morgen

Das Eintreten dieser beiden hochaufgeschossenen Damen in die bislang ruhige U-Bahn war der stillste Augenblick in der Karriere des Wagens. Für den Bruchteil einer Sekunde erstarrte jedes einzelne Atom, ohne dass beide davon Notiz nahmen. Ich jedoch schon. Die Unterscheidung beider Frauen war sehr einfach: Die rechte der beiden war groß und speckig, mit genug Sonnenbank-Erfahrung für die mittlere Reife eines Sonnenstudios und der Mimik eines Chihuahuas, die linke jedoch hatte kein Gesicht, nur jede Menge Hinterkopf zum Verstecken. Die Frau mit Gesicht begann eine Tirade unermesslichen Hasses über.... ich weiß nicht was.... in die schlaftrunkene Einöde des jungfräulichen Morgens zu, wie soll ich sagen, zu schreien. Meine Ohren begannen zu bluten, als ich die Kopfhörer direkt in mein Trommelfell stanzte. Das Geschrei am anderen Ende des Wagens wurde dadurch ein wenig dumpfer, dennoch drängten sich verrückte Frequenzen durch winzige Lücken in mein Innenohr. Ich musste mich entscheiden. Sollte ich schreiend aufspringen und meine Ergriffenheit vor solcher vokaler Grazie durch einen Gang durch die noch immer geschlossene Tür beweisen? Ich schaute auf und flüsterte „Scheiße“. Die Augen des mir gegenüberstehenden Mannes erkannten meine Absicht, er nickte beschwichtigend und drehte seinen Kopf dann wieder in Ruheposition. Ihm schossen Ströme von Entsetzen aus der Nase und er stopfte sie sich mit Fetzen eines zerrissenen Reiseführers aus dem Jahre 2009 zu. Ich entschied mich für eine Änderung der Hintergrundmusik. Sekunden später polterten filigrane Melodien in unsagbarer Lautstärke durch meinen Kopf. Ich hatte den MP3-Player auf den Kopf gestellt und konnte dadurch mit Hilfe der Gravitation eine höhere Lautstärke einstellen.

Im Vergleich zu der Musik, so schädelzerreißend sie auch war, blieben die Frequenzen der beiden anfänglich zugestiegenen Damen in einem Bereich, den kein Lebewesen je gehört hat oder wieder hören wird. Ich träumte von dem Klassiker „Ich habe keinen Mund und muss schreien“ und seinem augenscheinlichen Happy-End. Es näherte sich die U-Bahn-Station Potsdamer Platz. Ich versuchte verzweifelt, einen mir seit kurzen bekannten „Stumm-Zauber für Barden Level 15“ wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, als es still wurde. Still. Mein Herz tobte vor Freude, mir schossen die Tränen in die Augen. Der Moment schien verzaubert, bis „Sache ma, steigen wir hier aus?“ „Nee, Alex“. Meine Augen rollte sich nach hinten und betrachteten das Innere meines Kopfes mit Wohlwollen, denn hier war Dunkelheit. Brüllend schoss mir das Blut durch die Adern und versuchte krampfhaft, zu verdampfen. Nur mit Mühe und durch jahrzehntelange Meditation in einer vergessenen taoistischen Körperhaltung gelang es mir, nicht in Trümmer zu zerbrechen.

Nach einer Ewigkeit in Agonie fühlte ich die beiden aufstehen. Ich rollte meine Augen wieder nach vorn und sah, wie sich die Türe öffnete. Ich zog die Kopfhörer wieder aus meinen Ohren und bedachte sie mit Tränen. Sie hatten ihr Leben geopfert, um mich zu retten. Dann gab mir der ausgesprochen liebevolle Gedanke der Frau ohne Gesicht den Tritt und ich fiel aus diesem Universum.

„Siehste, die U-Bahn ist doch gar nicht so schlimm. Aber der Typ da, der gerade umgekippt ist, hat viel zu laut Musik gehört. Ich finde das voll ätzend!“

## Der schaffende Schatten

Es war der wandernde Schatten, der mich mich meinen Träumen verfolgte. Er lauerte in den düstersten Gassen Berlins, in den Blicken der Menschen, die mir begegneten. Er bedachte mich mit Flüchen in der tödlichen Leichtigkeit des nachmittäglichen Sonnenaufgangs und ich folgte ihm, durch die Tunnel der Großstadt. Ich war überall und er war genau dort, wo ich mich nicht traute, hinzugehen.

In der Sonne blieb er stets hinter mir und wenn ich mich umdrehte, grinste eine glanzlose Gestalt hinauf in mein Gesicht. Und er sprach von Welten, die ich mir nicht vorstellen konnte. Und ich sagte "nein!" und stampfte und er grinste mich an, während ich den Kopf schüttelte. Doch als ich mich wehren wollte, verschwand er in einer der Rinnsteine der Großstadt.

Und dann fühlte ich mich einsam. Denn so sehr er ein Teil von mir war, war ich auch ein Teil von ihm. Und da begriff ich, wir brauchten einander. Er erschafft und ich verwandle...

Ganz gleich, ob man es Phantasie, Imagination oder Kreativität nennt... es existiert nur durch uns zwei, meinem Schatten und mich.

## Die Geburt eines Ekels

Ich hasse sie, diese verdammten Kopfschmerzen

Nee, sind ja nichtmal Kopfschmerzen... es zieht quer vom Nacken hoch, wenn ich meinen Hals bewege. Kann kaum fernsehen, geschweige denn nach oben schauen.

Na super. Wenigstens sind alle kleiner als ich.

Da häng ich schon die ganze Woche rum, die Frau nervt auch: Sie glaubt mir nicht

Was ist also schlimmer?

Dieser elende Schmerz, kann nachts nicht schlafen, oder nur aufm Rücken. Dann träum ich auch dämliches Zeug.

Alpträume sollen ja kommen, wenn man, wie ich, nur aufm Rücken schläft.

Ich könnte echt kotzen. Ich finde das abartig. Wie eine kochende Geschwulst, die sich über meinem Schulterblatt ne Ecke zum Pennen gesucht hat.

Mein Arzt sagt nichts, er hüllt sich in Schweigen, sagt was von „Prognose stellen“ und „symptomatisch“ blah blah

Ich lauf schon rückwärts gegen die Wand.

Es wird nicht besser, auch nicht mit einer Auflage von „klassischen Feuerkräutern“...

Meine Frau hat was von Schlangengift gefaselt.... ne Spritze wäre echt toll. Ich bohr mir auch selber eine. Oder dreh mir eine.

Letzte Nacht ists schlimmer geworden. Ich träumte von einem Teufel, der auf meiner Schulter sitze und sich festhält.

Und während die Sonne am Morgen aufgeht, und ich mir ne Stange Ambrosia anzünde... warte ich, dass es aufhört.

Was es nicht tut.

Denn plötzlich reißt der Schmerz meinen ganzen Rücken auf, gräbt sich direkt über das Rückenmark in meinen Schädel, in das Hirn... ein Knacken, ein Blitzstrahl von weißem Schmerz, ich gehe in die Knie. Schreien geht irgendwie nicht mehr. Hoffentlich platzt mir nicht mein Schädel, denke ich noch.

Dann findet sich meine Stimme wieder und ich schreie.... und mit meinem Schrei vermischt sich ein Jaulen über mir. Da will was raus!

Da will was aus mir raus. Ich presse dieses Etwas aus meinem Schädel, fast kriecht es in die Welt, dann ein kurzer Ruck..... es wird dunkel.

Ich erwache, als die Sonne aufgeht. Vor mir steht ein Mädels, hübsch mit tiefgründigen Augen. Trägt eine komplette Rüstung und grinst irgendwie fies.

Sie sagt: „Hi, Paps. Übrigens: das waren nicht die letzten Kopfschmerzen, die du wegen mir hattest“

Ich werde sie Athene nennen. Hört sich intelligent an. Sie mag Eulen. Ich nicht.

## Die Konfiguration

Sie saß an einem Tisch, die Füße um die Beine des Stuhls geschlungen, nach vorn gebeugt. Sie bewegte sich langsam, als würde sie durch die Realität schwimmen, mit Vorsicht, in filigraner Schönheit. Lustern bewegten sich ihre Finger über die Puzzle-Teile. Verschwommen nahm sie Bilder wahr, jedes der Teile einzeln ein Universum, doch zusammen.... sie dachte nicht daran. Die Nachbarin schrie ihre Kinder an, als diese über die niedrige Decke im 2. Geschoss tobten. Von unten fühlte sie den Berufsverkehr. Ein Baby schrie am Horizont. Unbewusst nahm sie all diese Dinge wahr. Doch... Die Konfiguration war zu wichtig. Es gab keinen Fehler, es gab nur den Tod. Sie blickte nicht auf, als der Fernseher zum Leben erwachte und den Raum mit seinem Rauschen erfüllte. Staubflocken wirbelten über ihre Haare, von gleicher Farbe. Hände berührten sie, zerrten sanft, ließen ab, verschwanden. Jedes Puzzlestück war ein Universum, wichtig, zu wichtig. Sie wehrte sich gegen den Impuls, der sich bereits seit Stunden quälte. Sie verdrängte ihn. Farbtropfen schwammen im Ozean eines jedes Teils. Wenn sie sich konzentrierte, sah sie Ereignisse, hörte Lachen, fühlte unbekannte Existenzen. Doch der Impuls kehrte wieder, stärker denn je. Krämpfe durchliefen ihren Arm, während ihre Hand sich senkte und das Teil in die Lücke presste. Falsch. Aus der Ferne hörte sie wütendes Kreischen, welches sich in Sekunden in ein bizarres, jenseitiges Lachen verwandelte. Sie sah auf das Bild: das Aufbäumen eines Farbwirbel von unheimlicher Klarheit, einer Welle gleich, welche die Bruchteile verzerrter Träume in den ewigen Abgrund riss. "Ich habe das Teil noch gar nicht losgelassen" brüllte sie verzweifelt, als sie trotz aller Bemühungen das Teil nicht aus dem zuckenden Bild ziehen konnte. Hände packten sie, zogen sie zurück. Doch sie konnte das falsche Stück nicht loslassen, durfte es nicht opfern. Sie wusste, wer kommen würde: Dämonen, Zerstörer der Konfiguration, Vernichter des großen Plans. Noch während die Patientin in ihr Zimmer gebracht und ruhiggestellt wurde, starrte der weißgekleidete Mann auf das Bild auf dem Tisch. Er lächelte. Dann nahm er ein Puzzle-Teil und betrachtete es eindringlich. Ein wenig Weiß hier, einige Tropfen hellblauer Farbe dort. Es erinnerte ihn an an den Himmel seiner Heimat, die er vor 20 Jahren verlassen hatte. Er schüttelte den Gedanken ab und steckte das Teil mitten in das Bild. Er lachte laut. "Konfiguration, wie faszinierend." Dann explodierte sein Kopf.

## **Berlin: Der Rufer im Licht**

Berlin ist großartig. Es vibriert vor Leben, die Häuserzeilen wechseln sporadisch zwischen Kunst und Kommerz, zwischen Reichtum und Bettlern, zwischen Kiez und Weltstadt. Ein Puzzle aus Menschenleben, zusammengedrängt in der U-Bahn sitzend, die Hände ausstreckend auf dem Alexanderplatz.

Nun war ich mir dessen bewusst, als ich heute Morgen das Haus verließ. Die Welt schwamm in einem Meer aus Sonnenlicht, doch mein erster Schritt in den grellgelbe Wand stoppte abrupt.

In der Ferne polterte eine Stimme. Ich drehte mich in diese Richtung, sowohl aus neugieriger Erwartung und weil dort die U-Bahn-Station ist. Vorsichtig ging ich einige Schritte. Die fremde Person hatte ihr Aufbegehren gestoppt. Ich freute mich darüber, grundsätzlich bin ich mehr der Mensch der Ruhe, die man in Berlin zu oft suchen muss und entsprechend selten findet. Unabhängig davon behält sich der Eine oder Andere unserer Mitbürger vor, manchmal auch unsichtbare Kommunikationspartner zu haben.

Man wird also gelassener.

Zumindest hält man sich dafür.

Unaufmerksam wanderte ich zur U-Bahn-Station, dachte einen kurzen Augenblick an den Brief, der noch eingeworfen werden musste, als schon wieder geschrien wurde. Diesmal erkannte ich die Worte: "Ich mach doch schon schneller! Ich kann nicht noch schneller!"

Ich schaute auf. An der Oper kam mir ein Mann entgegen, in mitten des klassisch undefinierten Alters, sprich: zwischen 30 und 60 Jahre alt. Das Gesicht hat er in einen alten Schal gewickelt, welches ihn nicht davon abhält, seine Flüche in die Leere vor ihn zu schleudern. Übrigens läuft hinter ihm tatsächlich absolut niemand. Die Straße ist über dutzende Meter menschenleer.

Mein Blick wendet sich ab. Wieder dröhnen meine Ohren von seinem Ruf nach mehr Freiheit. Ich lächele und tippe mir an den Kopf, bis ich genau hinschaue. Tatsächlich führt der Mann nicht nur eine lose Schnur in der Hand, sondern daran hängend eine braungraue Maus. Oder eine Ratte, vermutlich aber ein Handtaschenhund, genauer gesagt ein Hello-Kitty-Geldbörsen-Hund. Dieser wuselt zwischen den Schritten seines Stroh-Herrchens hin und her, er traut sich nicht, das Tier hochzuheben und versucht über seine Schreie, sich bei dem Hund zu entschuldigen. Dem Hund ist das leidlich egal, verbeißt sich spontan in ein Hosenbein und lässt nicht los. Ich kichere und steige die Treppe zur U-Bahn hinunter, begleitet von den verzweifelten Schreien des bedrängten Mannes.

Doch...

Wenn ich es mir recht überlege... vielleicht war da gar kein Hund. Vielleicht war da nur ein Mann, der laut geschrien hat, der ein Seil hinter sich herschleifte und der mir damit einen Floh in den Kopf setzte. Einen Floh an einer Leine.

## Lauf

Ich hetze wie ein Tier durch den dichter werdenden Wald. Nicht nur ähnlich einem Tier, nein, ein Tier BIN ich geworden. Vorbei an tiefhängenden Ästen, die meine Stirn wie Peitschen zerschlagen, unter Büschen voller Stacheln, durch den Schlamm, der sich in meiner zerrissenen Jeans sammelt. Mit Minute zu Minute werde ich mehr und mehr zum Wolf, zum Wesen ohne menschliche Züge.

Ich höre, rieche die Hunde, die sie auf mich hetzen, lausche dem Gebell und dem Geheule auf den Strassen rund um den Wald.

Wo bin ich gelandet? Ist dies nicht die schöne neue Welt, der ich angehören wollte? Der ich alles opfern, die ich einfach lieben wollte.

Wenn ich mich an die letzten Minuten erinnern soll, bleibt nur der Schrecken, der mich durchzuckte, als die Tür meiner kleinen Wohnung aufgerissen, ich ins Scheinwerferlicht gezerrt wurde. Speichel und Erdbrocken trafen mich hart, als ich die Treppe auf die Straße herunterstolperte. Und das Geschrei. Einfach nur dieses laute Gebrüll tausender aufgerissener Mäuler.

Was hatte ich getan? War ich ein schlechter Bürger gewesen? Hatte ich mich am Gesetz vergangen? Zu früh bei Grün losgefahren? Zu unfreundlich begrüßt? Zu viele verheiratete Frauen angemacht? Ich habe doch nur mein kleines Leben gelebt, mit niemandem gesprochen, ohne gefragt zu werden, Dutzende Überstunden abgerissen, war stets nett und freundlich. Mein Leben war eintönig, langweilig, aber es war einfach OK!! Was soll man sonst in der Grossstadt tun? Leute kennenlernen, die täglich den gleichen Job machen? Autos waschen?

Ich war einer von Euch!!!

Wie lächerlich meine Gedanken waren, wurde mir erst klar, als ich vor dem Tor stand. Dieses verdammte Tor, von dem ich so lang geträumt, mich davor gefürchtet hatte: ein gußeisernes Versprechen unaussprechlicher Qualen. Ich sah es nicht gern, wenn die Sendungen auf den staatlichen Fernsehsendern liefen, in denen genüsslich, sadistisch von den grauenhaften Qualen erzählt wurden, die den armen „Kandidaten“ sowohl Fleisch als auch jeden Rest der Seele verbrannten. Vermutlich war ich zu empfindlich.

Und nun war ich einer von ihnen geworden, ein „Kandidat“, grundlos als Verbrecher, als Vernichter an der Zivilisation, geohrfeigt. Im Hintergrund lauschten zehntausende Zuschauer einer der erfundenen Geschichten, in denen der „Kandidat“ der „Volkswirtschaft unaussprechlichen Schaden zugefügt hat“. Ich begehrte nicht auf.

Rüde wurde ich an das Tor gepresst. Regentropfen perlten von meinen Augen langsam die Metallstangen herunter. Heisser Atem kroch mir in den Nacken, eine leise, fast sanfte Stimme flüsterte mir ins Ohr.... ich verstand es nicht... es war zu laut, es war einfach zu laut für mich....

Das Tor ergab sich dem Druck dutzender Hände und ich wurde mit einem Tritt in die Einsamkeit befördert. Es war dunkel. Es war kalt. Es war furchterregend.

Ich stolperte. Lichter blitzten, Applaus wogte auf. Ich zitterte unter dem Toben unzähliger Menschen.

Dann fing ich an zu laufen, weg vom Lärm, weg vom Schmerz, der sich in meinen Rücken presste.

Immer tiefer in den Wald, immer tiefer ins Ungewisse, in die Verdammnis.

Die Hunde nah an meinen Fersen, sie schnappen nach mir, erwischen mich nicht, bellen wütend.... da ein Abgrund: der einzige Weg: der Schritt nach vorn

Ein gewaltiges, wahnsinniges Lachen kriecht aus meiner Seele, ich kann mich nicht mehr beherrschen, beschleunige noch einmal und springe....



Als wäre in diesem Moment alles um mich verstummt, höre plötzlich - endlich- die Worte des Fremden, bevor er mich in die Finsternis trat:

„Willkommen in der Freiheit“

## Sehen

Als Eugen nach Hause kam, wunderte er sich sehr. Wo früher ein Topf auf dem Herd stand, und 2 Teller auf dem Tisch standen (die nie beide von ihm gebraucht wurden), so fing eine dünne Staubschicht an, sich in den Ritzen des Tisches abzusetzen.

War heute etwas besonderes los, daß einfach nichts bereit war?

Er hatte seine 8h Arbeit hinter sich gebracht, in seinem gewohnten Umfeld als Archivar des Rathauses von Berlin. Nichts war besonders gewesen. Keine Atombombe war gefallen, wie er es vermutet hatte. (Nebenbei bemerkt erzählen die Nachrichtensender immer den grössten Unsinn.)

Überrascht wegen des Nichtvorhandenseins seines fertigen Essens schaute er sich um. Kein Laut war zu hören, kein plötzlicher Duft von Rosen und Jasmin, wie es ihm schon so oft aufgefallen war, daß er den Geruch als allumfassend ansah. Und nun war er weg.

Er war allein. Allein mit seinen Gedanken. Allein ohne den Hauch von Anwesenheit einer anderen Person.

Er setzte sich in seinen Sessel und wartete. Wartete auf Erleuchtung, eine Eingebung, irgendetwas Normales. Nichts passierte.

Die Sonne ging langsam unter und Eugen wurde hungrig. Was tun? Wieso stand das Essen nicht auf dem Tisch?

Wo waren die beiden kleinen Jungs, die immer durch die Gegend liefen, sich an ihm festkrallten und „Papa Papa“ riefen. Sie waren immer seltener gekommen, was Eugen auch nicht verwunderte: er hatte immer versucht, diese Fremden (wie kamen sie überhaupt in die Wohnung?) zu ignorieren.

Niedlich hatten sie ausgesehen. Schatten im Gesicht, wie der Papa. Wieder dieses Wort...

Eugen verlor sich in Gedanken.... in Gedanken an seine Kindheit. Das Essen stand auf dem Tisch, der grosse Mann mit dem schattigen Gesicht saß ihm gegenüber und sprach mit ihm. Eugen antwortete brav, verstand aber viele Dinge nicht. Das Essen wurde gegessen, ein Teller war immer zuviel, wurde aber auch immer leerer, ohne daß Eugen jemanden sah. Der große Mann war immer sehr eigenartig gewesen, er sprach mit der leeren Küche.

Der kleine Eugen gewöhnte sich dran, daß es für ihn normal war. Nur hin und wieder wurde er von sanften Berührungen geweckt, von Düften, die nicht von dieser Welt waren, von Geräuschen, die er nicht zuordnen konnte. Auch lief er manchmal gegen unsichtbare Dinge, die zurückwichen.

In der Gruppe, die er in der Schule besuchte, waren einige Plätze leergewesen, aber er wurde immer vertrieben, wenn er sich dort hin setzen wollte. Der Lehrer konnte ihn nicht leiden und schickte ihn immer zum Direktor. Eugen jedoch sah keine Probleme und anscheinend der Direktor auch nicht, denn dieser lächelte immer nett und liess ihn gehen.

Weil Eugen auf der Strasse auch immer mit den Unsichtbaren zusammenstieß, lief er immer langsamer und an der Hauswand entlang. Es hatte auch den Vorteil, daß er komische Dinge sah... Männer, die einfach so redeten oder ihre Arme in der Luft hängen ließen. Wie unpraktisch, dachte sich Eugen und lief weiter, dorthin, wo der große Mann mit den Schatten im Gesicht wohnte.

Es war Nacht geworden und Eugen zog sich in sein Zimmer zurück. Er hatte immer noch Hunger, er würde morgen noch lang darüber nachdenken müssen, warum das Essen einfach nicht da war.

Im Bett, das komischerweise ein Doppelbett war (woher das kam, war ihm nicht bekannt), legte sich Eugen auf die Fensterseite, wie seit 30 Jahren, seit er einfach eingezogen war.

Er erinnerte sich an diesen Unfall, den er gehabt hatte, als er ein kleines Kind war... damals war es irgendwie anders gewesen... da hatte es irgendwie mehr Menschen gegeben. Er hatte Blitze von Dingen gesehen, als er diese tollen Gefühle gehabt hatte, als ob jetwas am ihm zerrt, "da unten".... mehrmals, als er eingezogen war. Er hatte sich dabei sehr

großartig gefühlt. Später kamen dann diese beiden fremden Kiner, die ein bisschen wie er aussahen.

Hmm, dachte sich Eugen, ich sollte träumen, vielleicht gibt's das tolle Gefühl wieder mal, auch wenn ich so verdammt hungrig bin.

Als er sich zur Seite drehte, überkam ihn ein scharfes Gefühl der Angst, ein beissender Geruch stieg ihm in die Nase, er konnte sich nicht mehr beherrschen, irgendetwas verschob sich knirschend, er schrie vor Angst und Schmerz, seine Augen fingen an zu tränen und

er sah.

## 555-Eternity

Ah, Sie sind Herr Müller, ja kommen sie doch rein. Regina wird Ihnen sicher einen Stuhl hinstellen. Regina, sei doch so lieb. Ah, schnell ist sie, meine Regina, ich wäre ohne sie komplett aufgeschmissen. Setzen Sie sich doch. Sie sind...äh... lassen Sie einen alten Mann seine Gedanken sammeln. Stimmt, Sie sind der Reporter. Ich sehe schon Ihren Gesichtsausdruck, Sie wirken enttäuscht. Ich merke schon: heutzutage kann man keinen mehr mit einer normalen Geschichte hinterm Ofen hervorlocken. Da muss was Knackiges geschrieben werden, ist es nicht so, Herr äh... Müller. Ja, es stimmt. Ich habe Regina Sie anrufen lassen, weil ich mir Sorgen mache. Sie haben es doch auch gehört, diese Leute, die seit einiger Zeit verschwinden. Hmm, ja, verursachen schon ziemliche Aufregung, nicht wahr? Und besser einem alten Zausel wie mir eine Geschichte aus den morschen Rippen leiern, als gar nix zu wissen. Nun gut. Beginnen wir. Ein alter Zausel war ich nicht immer. Damals, um die 50 Jahre her, in den wilden 60ern war ich und mein Kumpel Hans in der ganzen Welt unterwegs. Wir haben viel erwartet und wir haben noch mehr erhofft. Wir waren vielleicht noch Kinder, als der große Krieg im Gange war, aber: wir hatten überlebt und wollten raus. Raus aus Deutschland, hier wohnten doch nur alte Leute, die den Typen damals an die Macht gelassen hatten. Der Krieg steckte uns tief in den Knochen, wie sagt man: versteckt sich im Unterbewusstsein. Jedenfalls sind wir sehr billig nach Amerika gekommen, wie viele andere auch. Können Sie das verstehen, Herr... Müller? Ja, die Leute wollten frei sein. Ja, zu den "Hippies" wollten wir. Wir waren aber nicht wie diese Faulpelze, die den Staat zahlen ließen, wir stahlen oder bettelten nicht. Wir fanden das kreuzdämlich. Und deshalb mochten wir die Hippies auch nicht sonderlich, wenn Sie verstehen. Ich und Hans, wir versuchten unser Glück bei einer kleinen Zeitung in San Francisco oder wie man es damals nannte "Frisco". Er war für den Sport verantwortlich, denn er war schon immer ein guter Sportler gewesen, eine Maschine vor dem Herrn. Ich allerdings, auch wenn ich nicht mehr so aussehe, war das Hirn. Ich liebte die neuen Entdeckungen. Es war eine schöne Zeit, immer ein bisschen Geld im der Brieftasche, den Geruch von Räucherstäbchen in der Luft und wir beide konnten unserem Hobby nachgehen, sie wissen schon... hübsche Frauen und kristalline Substanzen, wenn Sie wissen, was ich meine. Warum ich das erzähle? Seien Sie mal nicht aggressiv. Sie sind jung, haben Zeit und das hier ist die beste Story, die Sie kriegen können. Denn genau wie jetzt, verkleinerte sich die Menge unsere Freunde, der Hippies, sie verschwanden schneller, als man es erwartete. Mag sein, dass der eine oder andere von den Bullen geschnappt wurde oder nach Kanada abgehauen ist. Sie waren einfach fort. Von einem Tag zum anderen. Puff, weg. Hans war natürlich sofort an der Sache interessiert. Gewisse paranoide Tendenzen traten bei ihm auf, er witterte Verschwörung und Verrat. Bald sah ich ihn nicht mehr auf dem Campus nebenan trainieren und den jungen Mädchen hinterherzupfeifen, sondern traute sich nicht mehr aus dem Haus. Unsere Chefs fragten schon an, was mit ihm wäre. "Er ist krank" sagte ich dann zu ihnen. "Geistig krank" dachte ich mir dann immer und kicherte. Anscheinend waren die Typen genauso bekifft wie jeder in dieser Stadt. Ich entschloss mich aber, der Sache nachzugehen, rein mit Logik und Vernunft. Ich verkleidete mich als ein Hippie. Wir hatte genug Freunde und nachdem sie weg waren, nun, genug Kleidung war vorhanden. Wissen Sie, wie furchtbar solch ein Mensch stinkt? Sie haben ja keine Ahnung. Jedenfalls fragte ich ein paar Leute und, Sie kennen das, ich versuchte unauffällig zu sein. Leider haben sie anscheinend gerochen, dass ich keiner von ihnen war. Es dauerte ein paar Tage und ein Umweg von ein paar Kilometern. Ich wollte schon wieder zur Redaktion zurückkehren, als sich direkt vor mir ein Bettler aufbaute. Oder ein Hippie, egal. Er fuchtelte mit den Armen um mich herum und benahm sich wie ein junger Affe, der in ein Stück Nagel getreten war. Ich wollte ihn ignorieren, als er ausholte und mir eins mitten auf die Nase gab. Dann war er weg. Ich lief ihm hinterher, naja, ich humpelte fluchend, weil ich beim aufstehen bemerkte, dass meine Brieftasche weg war. Natürlich fand ich ihn nicht, aber seine Klamotten in der Nähe eines Gullis, der Deckel hatte schon länger gefehlt, die Behörden hatten einen leuchtend gelben Streifen an Farbe darum gemalt, damit niemand nüchternes hineinfällt. Ich holte meine Brieftasche und ein winziges Heftchen hervor. Eine Spur? Ich denke, dass es keine Spur war, nur ein Hinweis, meine Hände von der Sache zu lassen. Eine Art Heftchen für Pillen, wenn Sie wissen, was ich meine. Es war leer. Ich war begeistert, richtig stinksauer, bis mir eine Nummer auf der Rückseite auffiel. "555-Eternity" Was zur Hölle, dachte ich, aber ich ging schnurstracks, wie ein 22jähriger halt schnurstracks läuft, in die Redaktion. Sie wollten mich schon rauswerfen, aber ich zeigte mich wieder als Mensch, nachdem ich die Sachen auf den Boden geworfen hatte. Die Nummer war von lustiger Musik unterlegt. Mein Redakteur murrte und zeigte auf seine Nase. Ich nickte. "Ich hau dir gerne eine aufs Maul." sagte ich leise. Er verstand es nicht. Gut so. "Möchten Sie die Erweiterung des Geistes testen?" fragte mich eine Stimme, weiblich, charmant, fast sexuell anrühlich. "Wer sind Sie?" fragte ich die Person am anderen Ende und erklärte, dass ich die Nummer gefunden hätte. Die Frau nannte keinen Namen, aber eine Adresse, kaum 1 km weit weg. Ich legte auf und kicherte. Alles für eine Story, nicht wahr, Herr Müller? 2 Stunden lang beschwafelte mich ein Wissenschaftler der Marke "Wahnsinnig, Weltuntergangsprophet, Irreter", bis ich ihn darum bat, die Sache abzukürzen. Ich verstand es immer noch nicht. Es sollte wohl die "Hypophyse" ansprechen, Ärger und Geilheit verändern und uns damit ins nächste Universum der Wissenschaft katapultieren. Ich wollte schon gehen, als er meinte: "Hey, eine Kostprobe hat noch keinen umgebracht." Ich nahm eine der Pillen und ein Briefchen, aber nahm mir vor, nicht mehr wiederzukommen. Vertrauen Sie mir, Herr... Müller, wenn Ihnen jemand Pillen andrehen will: sagen Sie nein. Ich ging dann nach Hause und wollte mir gerade die Pille zu Gemüte führen, als

Hans in mein Zimmer stürmte. "Es sind schon wieder 10 Leute verschwunden." Ich versuchte ihn zu beruhigen. Er fluchte und zerrte an mir herum. "Glaubst du wirklich, dass man die Leute vernichten will? Wie denn?" fragte ich ihn, doch er antwortet nicht. "555-Eternity?" fragte er, als er das leere Hefchen sah. Ich lächelte. "Irgendso ein Schwachsinn, den ich mal teste." Hans packte meine Hand. "Tu das nicht. Das ist Teufelszeug." Ich schüttelte den Kopf. "Lass es, Hans. Es ist nur ein Test. Vermutlich nur Vitamine." Er starrte mich an. Dann holte er aus, schneller als ich reagieren konnte und schlug mir direkt in den Bauch. Ich keuchte, Galle und Magensaft kam mir hoch und ich hätte mich fast übergeben. Die Pille rollte über den Boden und blieb direkt vor ihm liegen. "Nur Vitamine? Ich beweise dir das Gegenteil." Er hob sie auf und schluckte sie. Die Erfahrungen, Bilder, die folgten waren unbeschreiblich, aber sehr böseartig. Ich schwor mir, dieses Zeug nie anzurühren, nie davon zu reden, denn wer würde mir je glauben. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, hatte Hans mehr Glück als ich, oder soll ich es als Pech bezeichnen? Denn die Pille wirkte. Ich wurde langsam stutzig, als Hans nach diesem Tag immer öfter verschwand, einfach ging, dann wiederkam. Seine Paranoia hatte sich augenscheinlich in Wohlgefallen aufgelöst. Ich würde sagen, dass er die Grenzen seiner Realität immer weiter erforschte, sie erweiterte. Wurde er wirklich klüger? Entwickelte er sich weiter? In seiner Welt sicher, aber in der Welt, in der ich mich befand, wurde er zu einem Junkie. Immer mehr Packungen "555-Eternity" lagen bald im Müll. Ich schüttelte den Kopf, aber er lachte. Und jetzt, passen Sie auf. Eines Tages konnte ich mich vor Lachen nicht mehr halten. Er stand im Raum, komplett nackt und seine Verrenkungen waren so verzweifelt, als wollte er tanzen lernen, hätte aber zu viele Arme und Beine. Ich fragte ihn, natürlich nur aus Scherz, was das solle. Er schaute tatsächlich zu mir hin, als wäre ich eine Kreatur unter ihm, als wäre er besser. Es ist ein "evolutionärer Tanz", meinte er theatralisch. Das wäre eine neue Erfindung, um die Evolution nach vorn zu treiben, sie würde zusammen mit dem dem "555-Eternity" zusammen wahre Wunder vollbringen. Ich aber lachte nur in mich herein, wurde aber schnell traurig. Mir war bewusst, dass ich meinen besten Freund verlieren würde, an diese furchtbare Droge, für die ich verantwortlich war. Woher er sie bekam, wusste ich nicht. Vor einigen Tagen hatte ich LKWs mit militärischen Zeichen vor der Universität gesehen und seitdem stand das Labor leer, Gerätschaften und sogar der verrückte Wissenschaftler, alle weg. Ich wollte noch etwas entgegen, doch plötzlich änderte sich die Situation. Denn während einer Bewegung des Tanzes begann die Luft um Hans auf einmal zu flimmern. Ich spürte eine Art Wärme, die immer mehr zur Hitze wurde. Die Wand hinter Hans fing an, zu knacken und dunkel zu werden, um seinen Körper herum bildete sich ein Kreis aus kokelndem Parkett. Näher konnte ich nicht mehr an Hans heran, denn aus dem beherrschten jungen Mann, den ich bisher gekannt hatte, wurde plötzlich ein flackerndes... Ding, so muss ich es sagen, ein Ding. Ein Mensch, der leuchtet, aus dessen Körper weitere Arme und Beine schießen und wieder verdorren, ist doch kein Mensch mehr. Funken sprühten, ein Licht pulsierte in ihm, aus jeder Pore seines Körpers schien es zu kommen. Meine Augen finden an zu tränen, ich wandte meinen Blick ab, um nicht blind zu werden. In Panik lief ich aus dem Raum, holte einen Feuerlöscher und versuchte, ihn zu löschen. Das Wesen schrie grauenhaft, der Raum war voller Rauch und der Gestank, wiederlicher furchtbarer Gestank, als würde man verdorrttes Fleisch verbrennen. Es war schlimm. Und das Brutzeln dazu, nein, das Geschrei und das Gebrutzeln zusammen werde ich nie vergessen. Sowas brennt sich ein, junger Mann. Brennt sich ein. Als alles vorbei war, machte ich das Fenster auf, um Luft hereinzulassen. Hinter mir hörte ich leise ein Flüstern, oder besser gesagt, das Fauchen, das mir das Rückenmark hinaufzukriechen schien und dann dreht sich mich um und ... ahhh, schlimm schlimm, schlimm, schlimm. ich kann mich nicht erinnern, ich will auch nicht, ich will nicht, nein, nein, nein.....

äh... Danke mein Schatz. Regina, vielen Dank und ich hätte doch nur gern einen Tee. Wer sind Sie? Was wollen Sie hier? Ich bin doch nur ein alter Mann, Sie machen mir Angst, gehen Sie, gehen Sie weg. äh..... danke für den Tee, meine Schöne. Sind Sie von der Tierzeitung? Wollen Sie mich interviewen? Ich glaube, Regina hat sie angerufen. Ich habe da was, eine Art Echse, die Sie noch nie gesehen haben. sie hört auf den Namen Hans. Wissen Sie, ich hatte da mal einen guten Freund...

## Beziehungsstress, fast menschlich

"Guten Abend", sagte Erwin mit zusammengepressten Augen und deutete auf die Küche. "Wo ist mein Essen." Er zitterte und seine Tentakel vibrierten. Er konnte sich wohl nie daran gewöhnen, wie sie heimkam.

Die eben Angesprochene, seine Frau hob eine Augenbraue. Er schüttelte den Kopf und die Tentakel segelten anmutig durch sein Gesicht. Winzige Knochenreste wurden dabei durch den Raum geschleudert und sammelte sich dekorativ an den bereits verdreckten Wänden. Ihr Gesicht flackerte wie der Fernseher, aus dem sie gerade gekommen war.

Dann fiel es ihm wieder ein: Er war arbeitslos. Sie war die ganze Zeit unterwegs. Kein Essen.

Ihr Gesicht zuckte und verlor an Konturen, während ihr Körper ganz ohne Zutun der Realität flackernd die Dimensionen wechselte. Er stand auf und hielt sich grummelnd den Kopf fest. Erneut fiel ihm etwas ein: Die Wohnung war sehr niedrig. Sie schaute auf zu ihm, schweigend, mysteriös, extrem anziehend.

"Du hast Recht, Schatz, Mause Zahn, Liebste. Wir essen nichts."

Sie schüttelte den Kopf und ihr rechter Arm zuckte nach vorn. Bereits nach dem Bruchteil einer Sekunde fand er sie neben sich stehend. Sie hielt eine Handvoll winziger, halb verrotteter Köpfe in Händen. „Das ist alles?“ fragte er erbost. „Damals, in den guten alten Zeiten, da hat man mir hunderte, nein tausende...“

"Auffffffff" hauchte sie und ihre Stimme schien zwischen den Welten zu hängen, dumpfer nepalesischer Kehlkopfesang stach heute besonders hervor, in der erregenden Mischung aus dem Kreischen von versagenden Schienen, dem letzten Schrei erfolgloser Fluchten aus der Verdammnis und aktueller lauter Pop-Musik hervor. "AUfffffessen. Heuteeee gibt essss nichtsss weiter."

Erwin nickte. Er setzte sich wieder hin und knabberte verstimmt an den nicht vorhandenen Appetithäppchen. Wieso war er kein Freiberufler wie seine Frau geworden? Vermutlich, weil niemand ihn mehr wollte. Man hatte ihn vergessen, seine Frau aber...

"Wie war dein Tag?" fragte er. Sie zeigte mit den Fingern "Drei...undsiebzig Jugendliche, die den fallllischen Klingelton benutzt haben, viceerund...dreißig, die einfach am falschen Platz waren. Ihre Seelen waren.... kösssssstlich."

Er zuckte mit den Schultern und kratzte sich an den Ohren. Etwas schrie auf. „Aaah“, stöhnte er zufrieden und zog er einen winziges Wesen hervor, "ein Lovecraft-Fan. Es gibt doch noch einige." Er grinste und steckte es sich zwischen die Tentakel. Innerhalb von Augenblicken verbrannte die kleine Kreatur kreischend. "Lecker."

"Duuuuu", begann seine Frau wieder, "brauchst Arbeit. Ich.... kann das Haus nicht allein... halten."

Er stand auf, schrie auf und rieb seinen Kopf, der schon wieder an die zu tief hängende Decke geprallt war. "Dieses Drecksloch?" fragt er. Sie nickte und surrte durch die Gegend. "Wir brauchen mehr Platz, wir brauchen..." polterte er los. "Ich will... Kinder von dir." Das saß. Wie von einem weismagischen Spruch der 3. Ebene getroffen, stolperte er nach hinten und rammte die Wand. Das ganze Gebäude erbebt. Der Asteroid begann, unkontrolliert die Umlaufbahn zu verlassen.

"Ein Kind?" fragte er. Sie verschwand und erschien wieder, saß auf seinem Bauch und kraulte die Tentakel. „Ach, ihr Japanerinnen.“ Er bemerkte, dass er den letzten Satz nicht nur gedacht hatte und richtete sich auf. "Was für ein Kind?" Sie wusste bereits, was er sagen würde und verdrehte die Augen. „Ein menschliches, das schreit, sich in die Hosen macht und dass du oder ich bei Bedarf essen müssen? Ein zwischendimensionales Geisterwesen, dass durch die Fernsender oder Handynetze bewegt und wir ihm nicht mal Hausarrest geben können? Ein Kind aus meiner Rasse, das Welten fressen muss, um zu überleben? Ich weiss nicht, Schatz."

Zischend löste sie sich auf. Er vernahm ein gekreischtes „Ich habe noch zu tun“ und die winzigen Wesen, die sich bisher still in seinen Hautfalten aufgehalten hatte, schrien auf. Der Fernseher leuchtet auf und sie war schon wieder unterwegs. Er schüttelte den Kopf.

"Verdammt", sprach Erwin Cthulhu zu sich selbst, setzte sich wieder hin. Er hatte noch immer Hunger. Gelangweilt begann er durch das Programm zu zappen. Er begann zu lächeln, als er bemerkte, dass er das richtige Programm erwischte hatte. Eine Geistererscheinung auf dem Konzert voller kreischender Teenager und einer... er schaute genauer hin: „Neogothic-Brothers“. Er kicherte: kreischende Teenager und seine Frau Gemahlin, die gerade durch eine der riesigen Leinwände trat. Er liebte das alte Gefühl von Massenpanik. Herrliche Bilder. "Frauen", dachte er zärtlich und erinnerte sich, wie er sie kennengelernt hatte. Die klassische Romanze: Japanisches Geistermädchen tritt aus Fernseher und will eine Seele ernten, während einer der großen Alten einen erotischen japanischen Horrorfilm ansieht. Es war Liebe auf den ersten Blick.

Er spürte, wie ihn eine Inspiration überkam, man rief ihn. Verwirrt starrte er auf den Fernseher. Die Boygroup hatte sich zitternd versteckt und einer der Jugendlichen hatte sich an das... Erwin grinste... Necronomicon gewandt, um sich retten zu lassen. Erwins Lachen durchdrang sein steinernes Zuhause.

Er griff neben sich und packte seinen Reisestab. Seufzend betrachtete er die metallisch glänzenden Nadeln an dessen Spitze, lauschte dem köstlichen Schreien der Aufgespießten, betrachtet liebevoll die Schnitzereien aus den Gebeine der letzten Einhörner und sprach den alten Teleportationsspruch. Sein Handy klingelte. Vorsichtig hob er den schwarzglänzenden Block aus interdimensionalem Gestein aus einer Schublade. Er wollte das Gerät nicht noch einmal verlieren. Die hochentwickelte Technik hatte bereits mehrfach für Verwirrung auf verschiedenen Welten geführt. Er seufzte, als er das Schnaufen am anderen Ende der Leitung hörte. Er wartete einige Augenblicke. "Nein, Nyarlathotep, heute abend nicht. Nein, es liegt nicht an meiner Frau... nein, ich will keinen Besuch. Ich habe zu tun."

Sein Gegenüber legte fluchend, kichernd, seufzend, weinend auf. Das Portal flackerte noch immer. Aus dem Dunkeln der Ewigkeit, hinter einem samt-schwarzen Vorhang aus Zeit und Raum hörte er das Signal, die Sehnsucht nach seinem Besuch, nach einer Rettung "Ph'nglui mglw'nafh Cthulhu R'lyeh wgah'nagl fhtagn." Er fühlte, wie die Seelen in seinem Inneren aufschrien in unaussprechlicher Agonie. Wohlgemut schritt er auf das Tor zu. "Was meine Frau immer mit einem Kind hat..." dachte er und spürte, wie ein Zittern seine Flügel durchlief und den Staub von Äonen abschüttelte, "manchmal macht sie mir schon Angst".

## Berlin: U2 - Musikalisches Scharmützel

Teilweise handgebastelte Musik in der U-Bahn ist eine schwierige Angelegenheit. Ich versuche, sie zu ignorieren, schraube den Lautstärkeregler meines MP3-Players nach oben, rede noch lauter mit mir selbst. Andere Menschen haben nicht die Möglichkeit oder die Lust, sich damit auseinanderzusetzen.

Diese Geschichte läuft völlig fremde Musik ab, oder besser: nur mit der Musik der Gruppe "Gentle Giant". Natürlich auf meinem Player.

Ich stehe gemütlich, angelehnt an einer Tür, höre sanften Progressive-Rock, als sich hinter mir der Weg nach außen öffnet und ein Mann eintritt, eine große Kiste vor sich herschiebt, die mir Sorgen bereitet, ein kleines Gerät aus Hartplastik mit großen Knöpfen darauf geschnallt. Ein Ausnahmekünstler betritt den Konzertsaal betritt. Er lächelt... noch. Andächtiges Schweigen.

Ich greife in die Jackentasche und erhöhe die Lautstärke des Players. Dann beginnt er, greift in die Vollen: Die Viola ist rot und augenscheinlich nicht laut genug, also tippt er auf das kleine Gerät und ein Rhythmus-Sample unbekannter Machart jault schräg-theatralisch durch den Wagon. Ich höre es nicht, aber ich kann mir Dinge gut vorstellen. Und ich lese in den Gesichtern der Zuhörer.

Irgendwann hört er damit auf, ich sehe das, weil er sich vor mich hinstellt und Geld will. Ich ignoriere ihn. Ich atme auf. Noch 1 Minute.

Zu früh gefreut.

Bei dem Versuch, sich durch die Menschenmassen auf den Sitzen zu quälen, den Blick, der "Euro?" fragt, nach links gewandt, bleibt die Kiste (ein Verstärker auf Rollen!) plötzlich an Schuhen einer Person auf der rechten Seite (Mann, Mitte 40, helle Kleidung) hängen und der „Sampler“ fällt wohl zu Boden, aber das sehe ich nicht wirklich, nur aus dem Augenwinkel, weil der Musiker es aufhebt, Knöpfe drückt und beginnt, den Sitzenden anzufauchen. Dieser reagiert genervt, ignoriert den Künstler, worauf dieser lauter wird. Natürlich steigt damit auch die Lautstärke von Gentle Giants "Proclamation", welche ich krampfhaft auf 100% hochschraube.

Jetzt wird es ernst, denn der Künstler beginnt, seine Jacke auszuziehen. Ich erinnere mich an das gestrige Eishockey-Spiel und vermute, dass hier kein Schiedsrichter eingreift. Er wirft die Jacke und den Schal auf seinen Verstärker und lässt den Sampler wenige cm vor dem Gesicht seines Mörders kreisen. Dieser hebt abwehrend die Hände, was verständlich ist, denn wenn ein Mann seine Jacke auszieht, daaaaann...

Haltestelle: Der Mann gerät in Panik, fühlt sich wohl irgendwie belästigt, springt auf und rennt aus der vorderen Türe. Der Musiker, überrascht, packt seine Jacke, seinen Rollenverstärker und peitscht sich durch die Menge der Passagiere zu genau diesem Eingang. Vernünftiger wäre gewesen, wenn er durch die Türe hinter mir nach draußen getreten wäre, denn: Kaum hat er den Wagen verlassen, öffnet sich die Türe neben mir und: Ein Mann in heller Kleidung kommt keuchend hereingetreten. Hinter ihm schreiend der Künstler. Der Mann versucht halbherzig, seinen Verfolger aus dem Wagen zu halten. Vergeblich: Irgendwann verlassen ihn die Kräfte. Mit einer Geistesgegenwart, die die wenigsten Leute haben, beginnt er erneut einen Sprint durch den Wagen und erwischt die Türe unter dem lauten Tröten der "Wir fahren los"-Warnung. Er ist draußen. Der Musiker nicht.

Allerdings, so gestehe ich, bekomme ich die letzten Augenblicke nicht wirklich mit, nur nebenbei... denn ich zähle, um mich abzulenken, mein Münzgeld... exakt 1,12 Euro.



## Berlin(?): Stillstand

Es mag wohl angehen, dass meiner Großmutter Spruch „Voller Bauch studiert nicht gern“ richtig war. Tatsächlich fällt es mir schwer, klare Gedanken zu fassen, was vielleicht dennoch eher an dem Schock oder der Müdigkeit liegt, die sich beide über meinen Verstand eingefunden haben, schwebend, lauend.

Ich bemerke, wie ich ruckartig aufschreie und aus dem Fenster starre, in die Dunkelheit. Das Lächerliche meiner Handlung wird mir bewusst, wenn mir einfällt, wo ich mich befinde.

Ob es Realität oder Alptraum ist, mag die Zukunft entscheiden. Vielleicht war es nur das Intermezzo, vielleicht Vorhersage.

Vor vielleicht 2 Stunden saß ich noch in der U-Bahn, die sich von Station zu Station weiter lichtete. Ich hörte leise Musik, den Kopf in mein Buch gesteckt und wartete indirekt auf die Station, wo ich aussteigen durfte. Denn ich war hungrig. Es war kein direkter Hunger, eher ein schleichendes Etwas, das sich geheimnisvoll um den Magen legte und andeutete: Iss.

Ich nahm die Hörer aus dem Ohr, als ich, neugierig wie ich bin, aufblickte und ein Kind weinen sah. Es war kein lautes, kreischendes Weinen, eher ein Schluchzen, ein Wimmern, kaum merkbar. Die Mutter hatte sich hinter ihrer Musik und einem Handy versteckt, während das Mädchen im Wagen hin und her zuckte und mit seinen Ärmchen ausschlug.

Es deutete nach draußen und ich gestehe, ich war überrascht. Der Wagen stand. Licht fiel nach draußen und beleuchtete eine Wand, vermutlich einen Meter von der Bahn entfernt, alt und grau, einmal in den Jahrzehnten bemalt und dann, wozu auch, nie wieder angerührt. Risse zogen sich wie schwarze filigrane Wurzeln über die Oberfläche, zeichneten ein verwirrende Puzzle.

„Hörst du auf!“ sagte die Frau, scharf und laut und zeigte, den einen Kopfhörer noch im Ohr, auf das Kind. „Hörst du auf, sonst wirft dich der Fahrer raus und du bist hier.... ganz allein.“ „Ja, sicher“, dachte ich mir, erinnerte mich lebhaft an die Drohungen meiner Kindheit. Ich schüttelte den Kopf.

„Was für eine Mutter“, meldete sich neben mir eine Stimme. Sie stammte von einer alten Frau, zusammengefallen, die Haut einer Ziehharmonika gleich. Sie biss in einen Apfel und kaute lautstark. Ich musste mich beherrschen, nicht loszulachen.

„Ich bin nicht ihre Mutter! Ich bin ihre Schwester und das geht Sie überhaupt nichts an!“ polterte die Angesprochene los. Bevor der Streit eskalieren konnte, meldeten sich die Lautsprecher. Verspätung etc. Mein Hunger nervte mich. Die Tür schwang auf und der U-Bahn-Fahrer, bullig wie ein Stehaufmännchen und mit dessen Gesichtsausdruck erschien. Seine ganze Art sprach nicht von Friede, Freude und Eierkuchen. Er fluchte leise und stampfte nach hinten. Irgendwo im Hintergrund leuchtete eine rote Lampe. „Türschaden“ meinte die alte Frau. Ich nickte. Hatte ich doch fast dasselbe bereits vor wenigen Tagen erlebt.

Dann ging das ganze Licht aus. Im Hintergrund hörte ich den Fahrer fluchen. Stromausfall. Das Wimmern wurde immer lauter, fast aggressiv. Ich gestehe, dass ich mich nicht traute, weiter Musik zu hören. Dafür starrte ich in die Dunkelheit. Einige Lichtkleckse, Handy-Spiegelungen, tauchten auf und verschwanden wieder.

Im hinteren Teil des ewig langen Wagens tanzte der Fahrer förmlich, um sich nicht zu verletzen, oder er hatte einfach Angst, einen Fußtritt abzubekommen. Eine Ansage aus dem Fahrerhaus: „Vorsicht, die elektronischen Türen sind nicht korrekt verriegelt. Ich wiederhole. Bitte prüfen Sie diese und machen Sie Meldung.“

Rote Punkte in der Dunkelheit. Sie bewegten sich schnell, verschwanden und tauchten an anderer Stelle wieder neu auf. Das Kind geriet in Panik. Die Schwester hob die Kleine hoch und wollte sie schon anschreien, als der Fahrer etwas bemerkte und augenscheinlich den Kopf verlor. Ich hörte ein „Oh mein Gott.“ und den Versuch, die hintere Tür mechanisch zu schließen. Immer mehr rote Punkte, winzigen Flammen gleich, belebten die Finsternis und dann begann das Knacken und Kratzen, als trommelte Regen auf das Fenster in der Nacht, tobe der Sturm über die dürren Äste in einer Gewitternacht. Mir wurde klamm ums Herz. Ich hatte vermutlich, nein eindeutig zu viele schlechte Horrorfilme gesehen. Denn mehr und mehr erkannte ich Silhouetten, Körper, die ihre dürren Arme und Finger gleich Ertrinkende an

die Fenster hoben und um Einlass baten, nein, Einlass verlangten.

Ich rieb mir die Augen. Ich fühlte mich wie in einem der schlechteren Zombiefilme gefangen, ohne dafür ausgerüstet zu sein. Dann tobte der Sturm los. Hagelkörnern gleich schossen Fäuste durch die Finsternis. Der Fahrer lief in einem Tempo vorbei, als wäre die Hölle hinter ihm her. Mit einem dumpfen Knall landete er im Fahrersitz. „Herrlich“, dachte ich mir, „noch einer, der auf theatralische Effekte steht.“ Dann ging das Licht an. Von einem gigantischen Blitz illuminiert, brannten sich die belebten Schatten in meinen Kopf. Denn ich sah nicht nur abgemagerte Männer in sackartige Kleidung gehüllt, den Kopf in unförmige Mützen gepresst und ihre langen und kalten Finger ausgestreckt um die Wärme dieses Wagons aufzunehmen, nein... hinter ihnen standen, Tränen in den blutunterlaufenen, roten Augen, die albinohaften Gesichter in Schmerz abgewendet, Frauen und Kinder. Ja, Kinder, die vermutlich nie

Sonnenlicht gesehen hatten. Eines davon, den Blick voller Gier und Hunger deutete auf aus und bleckte die Zähne, doch eine hagere, filigran wirkende Frau mit tiefschwarz gefärbten Augenrändern schüttelte den Kopf. Dann heulte der Motor auf, die U-Bahn setzte sich in Gang und auch wenn die Hände von der glatten Außenwand des Wagons rutschten, das Hämmern erstarb erst wirklich, als wir bei der nächsten Station ankamen.

Ich hörte, noch ganz perplex von der ganzen Situation, die Frau neben mir flüstern. Ich schaute sie an und sie verstand.

„Doch jene haben sich Gott verleugnet, haben das Licht abgelehnt und sind in die Dunkelheit geflohen. Und in diesen finsternen Gruben verharren sie, ja, die Sonne scheint ihr einziger Feind zu sein, denn auch wenn sie uns Glücklichen als Verdammte gelten, so verfügen sie doch über Mächte, nach denen wir nicht zu träumen wagen. Für uns mag die Nacht Fluch und Angst bringen, ihnen aber bringt sie die Ewigkeit.“

Ich lächelte über diese Theatralik und schwieg. Und nun sitze ich hier, in meiner warmen und hellen Wohnung und starre nach draußen. Eine Frage beschäftigt mich, mehr als alles andere.

„Was tun sie, wenn wir schlafen?“

## Grim Reapers größter Fan

Wie jeder gute Film unterliegen manche Dinge einer Kontrollinstanz, hier also meiner: ich hoffe, du bist älter als 16. Daher und zum Schutze meiner Interessen: Es ist nur Satire und Satire darf alles. Yeah. Und für den leichten Schlaf hinterher einfach eine Folge von Frasier anschauen. Danke

Eine Gestalt hetzte durch den Regen, schlitterte über die noch halb gefrorenen Pflastersteine und blieb laut keuchend am Brückengeländer stehen. Sie hob ihren Kopf, ein schönes, aber verängstigtes Gesicht, blickte aufgeregt in eine unbekannte Ferne, lauschte der Nacht. War da eine Bewegung im Gebüsch? Sie schaut genauer hin. Das Gesicht ihres Freundes tauchte auf. Ihr fiel ein Stein vom Herzen. Überwältigt von Glück lief sie auf sein strahlendes Lächeln zu, bleibt dann jedoch verduzt stehen. An seinen Lippen bewegte sich etwas, sie öffneten sich und mit einem Röcheln, das nicht aus dieser Welt zu kommen schien, spuckte er Blut. Der Kopf zuckte im hellen Laternenlicht. Sie kreischte, als der Schädel an ihre Brust prallte und danach langsam zu Boden rollte. Sie kreischte noch immer, als der restliche Körper aus der Dunkelheit trat und zusammenbrach, zuckend wie ein Fisch auf Land. Blutig blitzte eine geschwungene Klinge auf und zerteilte den Vorhang. "Grim Reaper IV - das letzte Gefecht" erschien in rotglühenden Buchstaben.

Die Menge, größtenteils bestehend aus männlichen Jugendlichen im Alter zwischen 16, denn einige hatten sich herein geschmuggelt, und 35 Jahren, tobte. Eine Gestalt am hinteren Rand des Kinos grinste und wandte sich an seinen Partner, der soeben eine Zigarette anzündete. „Na, war das geil?“ Er hörte die Menge toben, schaute hin, wie Personen aufstanden und ihre Arme hoben. „Achtung“, sagte er, „gleich geht’s los“. „Blut und Fleisch für den Reaper, Blut und Fleisch für den Reaper“. Jedes der Worte liess den Saal erbeben. "Ich sagte doch, es wird ein Erfolg." sagte er und zeigte auf die Menge. „Die Kids lüüben das Zeug.“ "Mag sein", antwortete der Angesprochene und festigte mit seinem Atem die Wand von Zigarettenrauch. Er schüttelte den Kopf. "Die Jugend von heute will immer mehr Gewalt." Der erste Mann lächelte. "Es sind nur Effekte und billige Drehbücher. Und ein guter Name. Damit kann heute jeder Gewinn machen." "Schau sie dir an. Reine Statistik: Heranwachsende, junge Erwachsene, männlichen Geschlechts, lieben den Kontext von Gewalt und halbnackten Frauen. Einige haben die Vorgänger über 20 Mal gesehen. Egal, wie schlecht Teil 3 war, Teil 4 wird einschlagen wie eine Atombombe."

\*\*\*

Sie fand den Jungen auf einem Stapel Reifen sitzend, die Hände gefaltet, als würde er sie nicht mehr brauchen und gebeugt, als hätte jemand sein Rückgrat herausgerissen, damit gewürfelt und die Brocken in den zuckenden Sack Fleisch zurück gestopft. Man hätte ihn als ungefährlich ansehen können, wenn seine Hände, Gesicht, Leib nicht mit Blut, fremdem Blut bedeckt gewesen wären. Ein Nachbar hatte Schreie gehört, Kreischen in der Nacht. Er hatte es in seinem Schlafzimmer nicht mehr ausgehalten und war in die Küche gegangen, um ein Glas Wasser zu trinken. Als die Schreie aufhörten, hatte er sich entschlossen, die Polizei anzurufen. Er war nicht soweit gekommen. Man fand die Frau zusammengekauert auf der Terrasse, blutige Handabdrücke an den Fensterscheiben und eine offene Bauchwunde, die einen qualvollen und langsamen Tod bedeutet hatte. Das Telefon hing noch quäkend an seiner Schnur, die Nummer 911 in Panik gewählt. Der Nachbar in der vom Fenster entgegengesetzten Ecke, zusammengesunken, nicht ansprechbar. Von der Leiche zum wirklichen Tatort waren es nur 20 Meter, jedes einzelne davon gesprenkelt vom ihrem Blut. Das Haus erinnerte von außen an das Vorstadtklischee mit einem handgemähten Rasen davor, der Zaun frischgestrichen. Doch wer den Weg durch den idyllischen Vorgarten genommen hatte, betrat eine Hölle aus Blut und jüngst vergangenem Schmerz. Der Blick führte direkt die Treppe hoch, links das Wohnzimmer, rechts die Küche, geteilt durch einen hellen, einladenden Flur. Fußspuren auf dem Boden, Handabdrücke an der Wand, geronnenes Blut an den Familienfotos, ein lächelnde Gesichter hinter Glas, ein verstohlener Blick aus dem Hintergrund. Der Junge, steht mit einem Ausdruck unbändiger Langeweile und unterdrücktem Zorn. Angst lag in der Luft. Es war der erste Eindruck, der die Pathologin und ihren Assistenten hatte. Sie stand gebeugt über dem Durcheinander aus Gewalt, betrachtete eingehend die verzerrten Gesichter, die Agonie in den Augen der beiden Opfer. Es wäre kein schöner Tod gewesen, meinte sie und zeigte auf die Wunden. Auf den ersten Blick waren mehr Risse als Schnitte zu erkennen. Sie schüttelte den Kopf. In Gedanken versunken überhörte sie den Ruf eines Kollegen. Das Zimmer des Jugendlichen war gefunden worden. Der Polizist starrte auf die Ansammlung von Gegenständen, die sich nach und nach aus der Dämmerung schälten. Er fühlte sich unwohl in seiner Haut, erinnerte sich plötzlich an die Geschichten seiner Freunde, wenn er in den Keller gehen musste, an bleiche Gesichter, die da unten lauerten und an das Knacken der Skelette in den Wänden. Er schüttelte die Furcht ab und schaltete das Licht ein. Er hob die Augenbraue und presste die Hand vor den Mund um nicht zu schreien. Dutzende Gesichter starrten ihn an, er wurde von rotglühenden Augen förmlich aufgefressen. Eine fremde Hand packte ihn, riss ihn aus seinen Gedanken. Er wirbelte herum. "Wow, ein 'Grim Reaper' Fan." meinte sein Kollege. Er ging durch das Zimmer und nahm eines der eingeschweißten Objekte vorsichtig in Augenschein. "Grim

Reaper 2 - Der Block des Wahnsinns" sagte er staunend. "Aktueller Marktpreis um die 250 Piepen. Gibts nicht mehr oft." Er ließ seinen Blick schweifen. "Im Großen und Ganzen", sagte er stirnrundelnd, "ein beunruhigendes Zimmer, findest du nicht auch?"

\*\*\*

Der Patient zeigte eine ausgeprägte Psychose. Tatsächlich lag es mehr in den Augen des Pflegers als in seinem Verhalten. Ein hochgewachsener, hagerer Jugendlicher mit Resten von Blut an seinen Händen stand vor ihm, wirkte versunken in seiner eigenen Welt. Sein Shirt hatte die Farbe von dunklem Grau, die Nähte stachen sonderbar hervor, als wäre das Kleidungsstück einst schwarz gewesen und dutzende Male falsch gewaschen worden. Rosa Punkte mit dem Aussehen früherer Blutflecken unterstrichen den Schriftzug unterhalb einer Kreatur, die der Mann schon oft, zu oft, gesehen hatte. "Er weiß, wo du bist und er holt dich. Grim Reaper" auf verwaschenem Stein unterhalb des klassischen Bilds des Gevatter Totds. Die Polizisten hatten ihn vor einer Viertelstunde abgegeben, der Doc ihn oberflächlich untersucht und, sobald er die offizielle Information bekommen hatte, sofort den Transport in die "Geschlossene" befohlen. Nach und nach kombinierte der Pfleger, was vorgefallen war; er betrachtete den Neuankömmling fasziniert und angeekelt. Nachdem er den jungen Mann - denn er war 19 Jahre alt, auch wenn er nicht so aussah - in sein Zimmer gebracht und ihm alles recht wortkarg erklärt hatte, atmete er auf und beschloss im selben Moment, es wäre Zeit für einen DVD-Abend. "Hey", tippte er in sein Handy, "'Grim Reaper'-Abend heute nach Dienstschluss. Bringt Bier mit. Gruß"

\*\*\*

Müde schlug der Professor die Patientenakte zu. Er nahm seine Brille ab und begann sie sorgfältig zu putzen. Er kannte die Daten bereits auswendig. "geboren 1992. Realschulabschluss. Ausbildung als Informationstechniker. Galt als verschlossen. Einzelgänger, wenige Freunde. Zog sich im Laufe seiner Pubertät immer weiter zurück. Mehrfach lauter Streit von Nachbarn gemeldet. Meistens in ungewöhnlichen Film-Foren und Horror-Börsen unterwegs. Heavy-Metal-Hörer. Galt bisher als ungefährlich, wenngleich beschrieben ihn die Bekannten als einschüchternd, bedrohliche Anklänge. Nannte sich in der Schule teilweise "Max Blank" wie der Protagonist der beliebten "Grim Reaper"-Reihe." Der Professor überlegte und klingelte dann nach einem Pfleger. "Holen Sie den Patienten zu mir." sagte er angestrengt. Der junge Mann lag wie so oft auf seinem Bett und betrachtete apathisch die Decke. Einige Leute meinten, er habe gar keinen Ausdruck, doch sie täuschten sich. Er kaute heftig, knirschte mit den Zähnen, rollte die Augen, dies aber nur, wenn allein zu sein schien. Betrübte betrachtete ihn der Pfleger auf dem Monitor. Er fürchtete sich vor der hingestreckten Gestalt und jedes mal, wenn er ihn zu einer Sitzung bringen sollte, erwartete er einen Ausbruch von Gewalt. Doch es kam nie soweit. Denn sobald sich die Türe zur Verwahrung öffnete, saß der Patient stoisch auf der Bettkante und wartete. "Deine Eltern waren sehr streng zu dir." meinte der Professor. Der Junge antwortete nicht. "Sie haben dir sehr viele Dinge verboten. Du warst allein, immer allein und sie haben dich verachtet." Erneut keine Reaktion. Der Professor wusste, dass diese Sitzung, wie so viele vorher, im Sand verlaufen würde. "Du schaust gern diese Filme an." sagte er. Wieder einer der Versuche mit den Filmen. "Wie heißen sie? Irgendwas mit Grim. Gebrüder Grimms Märchen?"

\*\*\*

Er lag wieder in seinem Zimmer. Unablässig bewegte er die Lippen, seine Augen zuckten. Er flüsterte. Der Pfleger legte sein Ohr an die Tür und lauschte. Er hörte nichts. Klackernd fuhr der Schlüssel in das Schloss. Er drehte sich um und starrte aufmerksam in den Gang. Es war kurz nach Mitternacht und der Pfleger hasste diese Stunde. Erinnerungen von ruckelnden Geistermädchen schossen ihm durch den Kopf. Er fluchte über den Schichttausch mit seinem Kollegen. Stille. Doch es war die einzige Zeit, sich den Jungen anzusehen. Langsam erstarben die Meldungen in den Boulevard-Magazinen. Sie nannten ihn den "Reaper" nach den "Grim Reaper"-Merchandising-Artikeln in seinem Zimmer, nach der Sense, die man hinter dem Haus gefunden hatte, gesprenkelt von Blut und seinen Fingerabdrücken und besonders nach seinem bleichen, blutverschmierten Gesicht, das ein Nachbar heimlich geschossen und sich damit dumm und dämlich verdient hatte. Der Junge flüsterte im Schlaf. Dem Pfleger war Angst und Bange, als er in das Zimmer trat. Von den Wänden starrten rotglühende Augen aus tiefschwarzen Öffnungen auf ihn hinunter. Der Patient hatte über die lange Zeit hinweg sein Allerheiligstes mit den Gesichtern der Opfer und mit eben jener grotesken Maske verziert, die "Max Blank", Hauptdarsteller der "Grim Reaper"-Reihe bei jedem seiner inszenierten Anfälle aufgesetzt hatte und dann auf Teenager-Jagd gegangen war. Die breite Bevölkerung hatte gerade erst durch den Doppelmord von den Filmen erfahren und war außer sich. Der Hauptdarsteller musste oft genug Rede und Antwort stehen, dass man davon ausging, dass "Grim Reaper V" der absolut erfolgreichste Teil der Reihe werden würde. Der Pfleger schüttelte die Gedanken ab. Der breite Lichtstrahl drang durch die offene Tür und jede seiner Bewegungen wurden von seinem Schatten über dem Schlafenden wiedergegeben. Er stellte sich vor das Bett, beugte sich hinunter und lauschte. Angewidert wandte er sich ab

und wollte sich bereits abwenden, als das Licht hinter ihm erlosch. Er wirbelte herum und bemerkte erst jetzt die Gestalt, die aus einer Ecke in den Rahmen der Tür getreten war. Das Bett hinter ihm knackte und er traute sich nicht, hinzuschauen. "Blut und Fleisch für den Reaper." waren die letzten Worte, die er hörte, bevor ihm ein angespritztes Stück Stift in das Ohr schoss und dann in seinen Kehlkopf schoss und seine Sinne ausradierten. Er sah, wie sich die Gestalt im Türrahmen bewegte. Dann war alles vorbei.

\*\*\*

Der Mann schlang seinen langen schwarzen Mantel und deutete dem Jungen an, dass er ihm folgen sollte. Er hatte sich abgewandt, damit der Pfleger ihn nicht erkennen konnte. Als er jedoch die Bewegung und die ersticken Laute hörte, hatte er doch hingeschaut. Augenscheinlich hatte der Junge den Pfleger überwältigt. Er beobachtete fasziniert die Eleganz des Mordes, die Ästhetik der Gewalt. Es erinnerte ihn an seinem Vater, dem er vor Jahren ewige Treue geschworen hatte, dem er nun endlich seinen Sohn wiedergeben konnte. Er ging zu dem Jungen, der keuchend über dem sterbenden Körper hing. Er packte die Handgelenke und schnitt mit einem Tapetenmesser die Handfesseln durch. "Mein Junge. Es ist Zeit, ich bringe dich zu deinen wahren Eltern." Der Jugendliche starrte auf den am Boden liegenden Pfleger. Dann blickte er auf und nickte. "Zu meinen Eltern."

\*\*\*

Die Fahrt war lang und der Junge war schweigsam wie ein Grab. Sein Gegenüber wischte sich den Schneematsch vom Mantel. Er war hingefallen, als beide aus dem Fenster gesprungen waren und der Junge hatte ihm aufgeholfen. "Ich bin der beste Freund deines Vaters und deiner Mutter, deiner wahren Eltern. Es tut mir leid, dass du von ihnen nichts wusstest, aber es war gefährlich, dich in Kenntnis zu setzen. Tatsächlich", er lachte, "hast du die Art Art deines Vaters, dafür ähnelst du deiner Mutter vom Gesicht her." Sein Beifahrer schwieg. "Ich habe dich beobachtet, mein Junge. Sie haben dich aus dem Haus gebracht wie einen Schwerverbrecher. Das war falsch." Er erinnerte sich, wie er mit den beiden Opfern gesprochen hatte. Sie hatten mehr Geld verlangt, wollten alles auffliegen lassen. "Ich konnte es nicht zulassen." sagte er und presste seine Hände in das Lenkrad. "Ich sag dir mal was über deine Eltern. Es hat ihnen das Herz gebrochen, als sie dich nicht mitnehmen konnten. Sie sind damals, als du 2 Jahre alt warst, in eine Schießerei geraten und haben zu viel gesehen oder besser gesagt, die falschen Leute mit dem Gewehr erwischt. Einige sehr angesehene Leute waren und sind noch hinter ihnen her. Sie mussten sich verstecken. Sie konnten dich nicht mitnehmen, deshalb haben sie dich einem Ehepaar ohne Kind gegeben. Und sie haben, nein, wir haben gut gezahlt, damit sie dich gut behandeln und dir nichts sagen. Es tut mir, uns, leid." Sein Gegenüber nickte. In seiner Hosentasche klickte es, als er die Klinge des Tapetenmessers ein Stück nach draußen schob. Er erwartete nicht, dass der Fahrer es vermissen würde. Es hatte nach dem Sprung aus dem Fenster einfach auf dem Boden gelegen. Nun war es sein Werkzeug. "Dann war es nicht der Reaper, der sie..." er stockte. Der Mann im schwarzen Mantel wandte sich ihm zu. "Nein. Den Typen gibts doch nicht. Sie haben mich in dein Zimmer geführt. Ziemlich abgedrehtes Zeug da, das muss ich schon sagen, macht sogar mir Angst, dieses Reaper-Zeugs. Sie haben mich angeschrien, was ich ihnen da aufgehalst hätte und dass das, was du so machst, zu krank ist für die paar Piepen, die sie von uns bekommen. Dein echter Vater wollte mehr Geld geben. Deine wahre Mutter allerdings hatte mir den Auftrag gegeben, dafür zu sorgen, dass du von den Leuten befreit wirst. Ich hab den Mann also mit der Sense aus diesen Filmen filetiert. Mann, war das schwierig, die aus der Verpackung zu kriegen. Ganz ehrlich, wer steckt denn eine Nachbildung einer echten Sense in eine Plastikhülle, das ist doch krank.". Er lachte. "Die Frau kam ein paar Meter weiter, ich hab sie nicht mehr gekriegt. Dann bist du gekommen. Sorry wegen des Durcheinanders." Der Junge nickte. Der Mann begann, sich zu entspannen. Alles war in Ordnung. Er deutete auf ein Licht am Ende der Straße. "Noch ein paar Meter, dann sind wir bei deinen Eltern."

\*\*\*

Die Wagentür schloss sich und der Junge stampfte durch den Schnee auf das Haus zu. Er betrachtete die Lichter in den Fenstern, sogar ein leuchtender Weihnachtsmann war auf dem Dach zu sehen. Laute Weihnachtsmusik spielte und versetzte die ganze Umgebung in eine heimelige Stimmung. Vor der Türe standen zwei Personen, ein muskulöser, kleiner Mann und eine hagere Frau. Ihre Augen waren kalt wie Eis und brannten sich förmlich in sein Gesicht. "Willkommen daheim, Sohn." sagte der Mann. Die Frau nickte. Ein Tropfen Blut rollte langsam aus dem Ärmel des Jungen über die Handfläche und schwebte zu Boden. Die Stille der Winternacht wurde von einem plötzlichen ewig währenden Hupen unterbrochen. Die Beiden starrten in die Dunkelheit. "Wo ist eigentlich..." fragte die Frau. Der Junge wandte sich um, die Augen im Zorn bewölkt. "Er hat die Sense aus der Originalverpackung genommen. Das war falsch. Dafür hat er bezahlt." Sie schauten ihn an und lächelten unschlüssig. Dann ergriff seine Mutter das Wort "Nun denn, unser Sohn nach all den Jahren, bei uns. Endlich bei uns. Hier ist deine Familie, hier bist du daheim. Herzlich

willkommen." Sie entspannten sich sichtlich, als wäre eine Grenze aus Angst und Abscheu durchbrochen worden. Auch sein Vater begegnete endlich seinem fragenden Blick und kam auf ihn zu. Sekundenlang lagen sich alle drei in den Armen. Er roch den Hauch von Whiskey im Atem des fremden Mannes und das Shampoo in den Haaren der Frau. Er schüttelte den Kopf. Er zuckte mit dem Handgelenk und das bereits blutbesprenkelte Tapetenmesser rutschte in seine Hand. "Ich muss noch ein Versprechen einlösen, das ich einem guten Freund gemacht habe, als man mich festgenommen hat. Ich hoffe, ihr habt Verständnis dafür." Sie schauten ihn an und nickten. Er grinste freudlos. "Nun denn." Er packte das Messer fest am Griff. Klickend fuhr die Klinge nach draußen. "Wie wir in meiner Welt zu sagen pflegen: Blut und Fleisch für den Reaper."

## Black Metal Cowboy – Tote spielen keinen Techno

### Prolog

Er reitet sein fahles Ross durch die Finsternis des untergehenden Mondes. Seine Augen sind starr auf den Horizont gerichtet, als fühle er das Verderben, das ihm folgt. Doch er fühlt nichts. Ein Tier folgt seiner Fährte, ein Hund. Die Anwesenheit der lebenden Kreatur kümmert den Cowboy nicht. Manchmal allerdings fühlt er etwas, wenn er sich Menschen nähert, eine Art Rausch der verwelkenden Lebensenergie. Doch ein Tier nicht. Er wendet sich um und aus einer Art scherzhaftem Einfall seine Hand. Das schwarze Leder streichelt eine verblichene Haut. Er packt und zieht sich die Haut von seinem Gesicht. Der Hund winselt kurz und, als sei es nur ein böser Traum, läuft weiter hinter seinem neuen Herrchen her.

Wolken ziehen über die Prärie, verwandeln Bäume und Sträucher in einen Teppisch aus Karomustern. Ein Blitz schnell durch die Luft, schlägt donnernd ein. Der Cowboy packt das sich aufbäumende Pferd beim Zügel, es erstarrt. Dann wandert es weiter, dem Horizont entgegen. Und wenn der Morgen sich naht, wird alles vorbei sein. Es muss heute Nacht geschehen. Das Wesen, das die Züge eines längst vergessenen Mannes trägt, hat eine Aufgabe.

### Kapitel 1 - Rick hat ein Problem

„Verdammte Scheiße“, flucht Bob, einer der vierschrötigen Jugendlichen und steht auf. Er wendet sich seiner Gang, seiner Bande, seiner zu allem entschlossenen Mannschaft zu und deutet auf etwas zwischen seinen Fingern. Die Leute kommen näher. Blitzschnell lässt er seine Hand kreisen, hält einen Nagel hoch. „Rick“, sagt er und deutet auf einen hageren, fast zerbrechlich wirkenden Jungen. „Rick“, sagt er erneut und man spürt, dass sich in seinen Worten Macht befindet. Er ist der Alpha der Gruppe und zeigt dies auch ständig, denn sonst würde Peter, im Moment noch Beta und sich seiner Kraft nicht bewusst, ihm noch offener die Herrschaft streitig machen. „Rick“, er sagt es ein drittes Mal, „weisst du, was das ist? Das ist ein Nagel, du Idiot, du Spast, du hirnamputiertes Exemplar eines Idioten.“ Der Angesprochene zuckt, dreht sich um die eigene Achse in der Hoffnung, man würde ihm beistehen. Doch umsonst. Bob nähert sich ihm, schaut ihm tief ins Gesicht; dann landet ein Faustschlag direkt im Magen des Verantwortlichen. Rick geht würgend zu Boden, hält sich den Bauch und winselt erbarmungswürdig. Ein Teil von Bob sagt ihm, das er so mit Menschen nicht umgehen soll, der Rest aber schreit laut: „Ja, weiter!“

Bob schaut sich um. Keiner in seinem Rudel hat aufbegehrt. Gut.

Fluchend schaut er sich erneut den Schaden an. Dann packt er Rick bei der Nase und zieht ihn hoch. Voller Ekel wischt er seine Hand an dessen Jacke ab, die Jacke, die Ricks Mutter ihm schon oft genug waschen musste, weil sie voller Blut, Ricks Blut, war. Und nun auch noch Rotz. „Na, da wird die Mutti aber böse werden, nicht war, Richard?“ höhnt er. Er muss sich beherrschen, dem Trottel nicht noch einen Tritt in die Eier zu geben. Ganz nah kommt sein Mund dem Ohr seines Opfers. „Der Reifen ist kaputt. Es ist dein Wagen, deine Dreckskarre, du wechselst den Reifen. Ist... das... klar?“ fragt er ihn und aus dem Imperativ dieser Frage wächst mehr und mehr ein Befehl an die Gruppe, sich von Rick fernzuhalten.

Rick nickt. Bob hebt seinen Kopf und schaut lachend in die Runde. „So. Nachdem das geklärt ist, wo ist der Alkohol?“

Peter hat bereits die erste Flasche geöffnet und schaut zu seinem Chef. Dieser hebt die Augenbraue, Worte benötigt er nicht, denn sein Rudel ist fixiert und das ist auch gut so. Ein dumpfer Gedanke bäumt sich auf, als er sich daran erinnert, dass er auch einmal der Beta war und nimmt sich vor, es nicht soweit kommen zu lassen. „Nein“, sagt er sich lächelnd, „ich werde niemals um Gnade betteln.“

Bob fängt eine Flasche auf und schraubt sie auf. Medizinischer Geruch macht sich breit und der erste Schluck, das Brennen von Feuerholz in seinem Mund, Rachen, Magen, ist wie üblich überwältigend. Er überwindet den Reiz, spuckend, schreiend auf dem harten Wüstenboden zu liegen, den Staub der verfallenen Kakteen einzuatmen und sich so vor dem Rudel zu blamieren. Dafür gibt es Rick, den Omega. Schluck um Schluck dringen Flammen in seinen Körper ein, bis die Flasche halb leer ist. Er nimmt sie von den Lippen und rülpsst sich den Magen aus dem Leib. Das Rudel jubelt. Nun trinken sie auch.

Bob sitzt auf der Ladefläche des Pickup-Trucks und hofft, dass Rick es hinbekommt. Vermutlich hat der vorher noch nie einen Reifen gewechselt. Bob grinst, bemerkt dann aber, dass ohne Auto ein langer Heimweg anzutreten ist. An Zelte hat keiner gedacht. Ein Lagerfeuer brennt innerhalb von Minuten lichterloh, hat doch sein Beta auf den Fingerzeig reagiert und das Rudel Holz zusammentragen lassen.

Im Hintergrund hört Bob, wie sich Rick abmüht. Herrlich. Er schnippst und Jane, eine doch noch recht attraktive, weil ungeschwängerte, Zwanzigjährige kommt auf ihn zu. Er würde sie gerne hier und jetzt flachlegen, aber es ist zu billig. Dafür steckt er ihr hier die Zunge in den Hals. „Was für ein kleines Luder“, denkt sich Bob und wendet sich seinem Omega zu. „Und? Fertig?“ Kein Ton. Er dreht sich um und sieht, dass Rick verschwunden ist. „Fuck“, kommt ihm über die Lippen, da sieht er, wie sich hinter dem Auto etwas rührt. Er pfeift und sein Beta eilt, auch mit einem Fluch auf den Lippen (nana, so aggressiv hat er ihn noch nie erlebt, vermutlich steht er auf Jane), an ihm vorbei und hinter das Auto.

„Scheiße!“

Die Meute beginnt neugierig zu werden. Bob begibt sich sicher, dass nichts passiert ist, zum Auto und sieht, wie ein alter Mann sich zusammen mit Rick am Reifen abmüht. Bob kann sich vor Lachen gar nicht mehr einkriegen, da sieht er, dass es sich um den Vater des Sheriffs handelt, die Augen zusammengefallen wie das Gesicht, fast so gelb wie die Wüste am frühen Morgen. „Lasst den Jungen in Ruhe.“ sagt er Alte und lässt einen Tropfen Speichel in den Sand fallen. Die Meute tobt. „Scheiße, ja“, antwortet ihm Bob und dreht sich um. „Wir wollen nur nicht, dass du an einem Herzinfarkt stirbst, während du dem Idioten hilfst.“ Der Alte schüttelt den Kopf. „Idiot? Idioten sind die Leute, die sich für was Besseres halten.“

Bob, inspiriert von dem Satz, dem alten Mann einfach ins Gesicht zu schlagen, atmet schwer. Das Rudel weiss, was jetzt gerade beginnt: Bob tickt völlig aus. Doch gefehlt, die Halsschlagader des unbeliebtesten Schülers und beliebtesten Football-Players seiner Schule pulsiert immer weniger und vibriert irgendwann nur noch. Er nickt. „Wäre dein Sohnemann nicht der Chef im Ort, dann...“ „Dann hättest du mir aufs Maul gehauen. Jaja, so ist die Jugend von heute. Damals waren wir nicht anders.“ Bob flucht. „Keine der alten Geschichten, Opa.“

„Geschichte? Du magst groß sein, aber besonders intelligent bist du nicht.“ Bob kommt wieder näher. „Gleich krieg ich nen Herzkasper oder ich schlag dir die letzten zwei Zähne aus.“ Der Alte zuckt mit den Schultern. „Ich meine ja nur, dass du niemanden verletzen solltest, während du dich zu nahe an der Jamed-Mine befindest. Das hat Auswirkungen.“

Bob lacht laut auf und sein Rudel, unschlüssig, was es sagen soll, lacht verhalten mit. „Jamed-Mine? Sag jetzt nicht, das hier ist die sagenumwobene Mine, in der der letzte indianische Gesetzeshüter vergraben wurde. Hat sich selbst darin eingesperrt und die Mine in die Luft gejagt.“ Der Alte nickt. „Jaja, ich war dabei! Sie haben sich den Irrenge gekrallt, wollten ihn lynchen. Scheiße, er ist abgehauen. Sie haben sogar die Armee hinter ihm hergeschickt. Dann, so sagt man, sind die Soldaten nicht mehr zurückgekommen. Und die Leute erzählen noch immer, dass sie, als sie hier waren, nur noch die Uniformen der Männer gefunden haben und die ganze Gegend hier war mit Asche bedeckt. Das hier sind keine Staubkörner, mein junger dummer Freund, das hier sind Reste von guten, braven Leuten, die gestorben sind, weil sie einem besessenen Gesetzeshüter den Garaus machen wollten. Seitdem...“ Er stoppt. „Kein Mensch hat sich mehr in die Mine gewagt. Kein Mensch. Nur die dümsten Leute würden dort hinein gehen.“ Er grinst. „Du vielleicht, Quadratschädel. Ich hab zwar gehört, dass deine Eltern eigentlich Cousin und Cousine sind, aber wenn ich mich recht erinnere, hatten beide denselben Vater.“

Bob brüllt lauter, als ein Stier, wenn man ihm mit glühenden Zangen an den Eiern packt. Er tickt völlig aus. Der Alte kichert laut, läuft gackernd an der tobenden Gestalt, die das Rudel versucht, zu bändigen, vorbei und in die Dunkelheit. Bob bricht durch die Wand von Armen, mehrere seiner Untertanen fliegen durch die Luft und landen unsanft auf dem Boden oder in einem der umstehenden Kakteen. Die mächtige Gestalt verschwindet in der Dunkelheit.

Peter schaut sich um, reibt sich die blutige Nase und beginnt zu lächeln. Ein Beta weiß, wenn der Alpha aus dem Haus ist, erinnert sich an die Geschichten im Fernsehen über Gefängnisrevolutionen, die er besonders toll findet und er handelt.

„Rick“, meint er lächelnd und sieht mit Begeisterung, dass sich der Hosenscheißer zurückweicht. „Komm doch her, Rick. Weißt du...“ er beendet den Satz nicht, als er ein Stick Kaktus an den Kopf bekommt. Die dampfende Gestalt Bobs ist aus der Finsternis aufgetaucht. Peter flucht leise. „Hast mich unterschätzt, nicht wahr?“ fragt Bob und Peter nickt. Doch heute wird er sich nicht unterkriegen lassen. „Dich unterschätzt? Ich dachte, du wärst klug genug, zu



erkennen, dass du ein Vollidiot bist.“ Das leichte Zucken von Bobs rechtem Auge wäre von jedem anderen Zuschauer übersehen worden, aber Peter hat seinen Alpha lang genug beobachtet. Er weicht gekonnt der Linken aus und landet mit der rechten Faust in Bobs Gesicht. Unbeeindruckt davon wirbelt Bob herum und platziert selbst einen Hieb auf Peters Schulter, rutscht nach oben ab und erwischt dessen Ohr. Fluchend weicht Peter zurück. Bob grinst und macht sich bereit für einen Tackle. Er sprintet los, Kopf voran mit ausgebreiteten Armen. Peter tritt zu, sein Fuß landet direkt im Gemächt seines Gegners. Der augenscheinlich nichts davon mitbekommt, da sein Schädel direkt auf Peters Brust landet und ihn zurückwirft. Das Knacken ein oder zwei gebrochener Rippen (und vermutlich eines Brustbeins) und der darauffolgende Schmerz durchdringen den Verstand des Opfers. Er spuckt und weicht erneut zurück. Peter bemerkt, wie er auf etwas Weiches tritt, schaut hin. Ein Fehler, wie Bob augenscheinlich findet, denn sein Ex-Beta liegt einige Augenblicke stöhnend auf dem Boden.

Rick schreit. Bob wacht auf, einem Berserker gleich, der bemerkt, dass er soeben gestorben ist. Das Rudel nähert sich, doch Bob winkt ab. „Es ist alles in Ordnung. Bleibt weg!“ Das Rudel gehorcht. Bob grinst und schaut nach, wieso der Vollidiot ihn aus seiner Konzentration gerissen hat.

Oh. Die Klapperschlange, ein herrliches Exemplar, wie er findet, hat sich genüsslich in Ricks Halsschlagader festgebissen. Der Schwanz der Schlange abgerissen, ein Teil davon klebt blutig unter dem Schuh des hingestreckten Beta.

Doch nun zu Rick. Der Junge, schwächlich, dünn, fast filigran, zuckt mit den Augenlidern, den Mund in grenzenloser Agonie aufgerissen, ein stummer Schrei. Bob weiß, der Omega wird sterben.

## Kapitel 2 – Bob hat eine Lösung

Bob nickt und lässt seine Augen durch die Nacht kreisen. Die Nacht war hell erleuchtet: intelligente Menschen hätten am Himmel die Sternzeichen erkannt, doch Bob sah nur den Mond, so kalt und klar und groß wie seit Ewigkeiten nicht mehr – voller Unheil. Er zitterte jäh auf, dann fing er sich wieder. Ein Anführer muss wissen, was das Ziel ist. Er entschied sich.

Bob beugt sich zu Rick hinunter. Schaum steht auf den Lippen des jungen Mannes. Bob tippt ihm sachte an die Stirn. „Sorry, Kleiner, du warst einfach zu schwach für diese Welt.“

Er horcht in die Gruppe hinter sich, schließt die Augen und nickt. Er weiß, dass das Rudel gehorchen würde, mit einer Ausnahme. Er packt Peter bei den Haaren und zieht ihn nach oben. „Du Idiot, du hast ihn umgebracht. Kümmre dich. Bring ihn zur Jamed-Mine. Ich will dir nur helfen. Bring ihn dorthin. Wir werden dir vielleicht folgen. Vielleicht vergebe ich dir, aber wehe, du verarschst mich.“

Jane schluchzt und die Tiefe ihrer Qual, so dumm sie auch ist, wie Bob meint, ist allgegenwärtig. Sie weint sehr oft, fast immer und auf eine Art und Weise macht Bob das an. Er geht auf sie zu und legt seinen Arm um ihre Schulter. „Ein furchtbarer Unfall, meine Liebe. Peter wird sich um ihn kümmern und später werden wir alle gemeinsam nachschauen, ob man ihm geholfen hat.“

Peter lädt schwer atmend den zuckenden Leib des Omega auf seine breiten Schultern. In seinem Inneren toben Hass und Scham, doch er hat eine Aufgabe. Die Jamed-Mine ist 3 Meilen entfernt und durch die Nacht um in herum ist der Weg nicht wirklich einfacher.

Gerade, als sein wiedergefundener Beta in einer Senke verschwunden ist, beginnt die Nacht in stroboskopartig zu leuchten. Die Welt flackert zwischen bleichem Mond und dem Blaulicht eines ruhig heranfahrenden Wagens hin und her. Der Wagen hält und der Sheriff steigt aus, die Augen fest auf die Gruppe gerichtet. Der stahlblaue Blick mit der Energie eines Blitzschlags bricht aus dem ernsten und zerfurchten Gesicht des Gesetzeshüters hervor und inspiziert die Gruppe, scheinbar bis auf die Atome genau.

Seine Stimme ist ruhig, aber gespannt. „Soooo, Kinder. Was haben wir denn hier?“ fragt er mit strenger Heiterkeit; die Gruppe ist gebannt und abgestoßen. Der Sheriff weiß, wer hier der Anführer ist und wendet sich gleich Bob zu.

„Robert...“ er schweigt kurz...„Dein Vater lässt dir ausrichten, dass du ihm nicht den Alkohol klauen sollst. Ist das hier eine... Party?“ Bob nickt heftig. Unter dem Einfluss der sozialen Komponente verwandelt sich der Alpha sehr schnell wieder in ein Schulkind, dass einen Verweis zu bekommen hat.

„Schönes Auto, Robert und...“ er schaut sich um...“ Roberts Gang.“ Er lächelt düster. „Wisst ihr, ich wäre jetzt viel lieber daheim, bei einer guten Tasse Tee und einem Buch und stattdessen stehe ich hier in der Wüste, in einer Nacht, die heller als der Tag ist und...“ er sieht den Wagen. „Woher kommt Mortimers Auto?“ fragt er heiser. An einem normalen Tag würde man sehen, dass Bob gerade bleich wird, aber es ist Nacht und alles sieht entspannter aus. Er schluckt und dann hat er eine Idee. „Sheriff, vielen Dank. Wir machen uns Sorgen. Rick hat uns herausgefahren und dann... tsss... ein Nagel im Reifen. Leider hat er es nicht hibekommen und hat sich bereiterklärt, nach Hause zu gehen, um seinem Vater zu bitten, das Auto... äh... abzuschleppen.“ Der Sheriff hebt eine Augenbraue, genauer gesagt die linke, da er es nie gelernt hat, die andere effektiv zu nutzen. „So so“, sagt er gespannt, „ein 16 jähriger, 10 Meilen außerhalb der Ortschaft, mitten in der Wüste und allein in der Nacht. Hör zu“, sagt er und tippt Bob an die Brust, „erzähl keinen Scheiß.“ Bob flucht innerlich und lächelt nach draußen. „Sie haben Recht, sorry...wissen Sie, uns ist Ihr Vater begegnet und er hat von der Jamed-Mine erzählt und ... wissen Sie, Sheriff, Rick ist einfach ausgerastet und abgehauen, Pete, also Peter Jenkins ist hinter ihm her und Ihr Vater...“ er zuckt mit den Schultern. „Na super“, meint der Sheriff, „ist der alte Herr wieder auf einem Trip.“ Er tippt Bob erneut auf die Brust. „Jetzt mal Butter bei die Fische.“

Das Funkgerät erwacht krächzend zum Leben. Der Sheriff dreht sich um geht mit schnellem Schritt zum Wagen. Er spricht einige undeutliche Sätze und hört sich an, was die andere Person am Ende zu sagen hat, dann flucht er laut, springt in den Wagen und rast in vollem Tempo auf den Highway und in Richtung Stadt.

Bob lächelt. „Vermutlich hat einer den Strip-Schuppen abgefackelt.“

Ganz so Unrecht hat er nicht...

### Kapitel 3 – Ein Strip-Schuppen brennt

Sheriff Lester M. Wintersorrow erkennt bereits mehrere hundert Yards vor seinem Ziel, dass etwas von epischer Grausamkeit geschehen ist. Er stoppt seinen Wagen und steigt aus, unschlüssig, was er tun soll. Er kratzt sein Kinn und bemerkt, dass seine Rasur bereits mehr als 15 Stunden verstrichen ist. Nur zu diesem Zeitpunkt hält er sich daran fest, an eine Erinnerung.

Er sieht die Einwohner seiner kleinen Stadt einfach da stehen. Keiner kümmert sich um das Feuer, um die Flammen, die alles verzehrend diesen Augenblick regieren.

Es stinkt nach brennendem Holz und geschmolzener Plastik. Seine Augen werden groß, hält an, steigt aus und lässt ein ungesundes „Verdammt.“ in die vom Rauch durchzogene Luft vor dem Strip-Schuppen segeln.

Sheriff Lester M. Wintersorrow liebt dieses Gebäude, auch wenn er es nie zugeben würden. Doch seine Frau weiß davon und nachdem sie ihre ehelichen Gelüste bereits vor Jahren ad acta gelegt und sich der Stickerie gewidmet hat, ist sie nett genug, ihm (allerdings nur heimlich) zu gestatten, dieses verworfene Etablissement zu besuchen.

Doch in letzter Zeit ist sie anders geworden, komisch, und manchmal denkt der Sheriff, dass sie ihn nicht an eine der Tänzerinnen verlieren will. Doch jetzt ist er wütend.

„Was war hier los?“ fragt er in die Runde. Keiner reagiert auf seine Stimme. Er packt sich den ersten, dreht ihn zu sich herum. Kein Ausdruck ist im Gesicht von John Ringer. „John?“ fragt der Sheriff. Die anderen stehen genauso da, ein Gesicht, das er vor ewigen Zeiten auf einem Bild gesehen hat, als hätte der Wahnsinn sie gepackt und ihnen die Seele aus dem Leib gezogen. Der „Tausend Yard“-Blick, dieses Starren. Ihm wird schlecht, er hebt den Arm, um einem von ihnen ins Gesicht zu schlagen, doch dann hört er eine Stimme. „Hallo“. Er dreht sich um und sieht die kleine Missis, die Tochter des Besitzers des Flammenmeeres hinter ihr, Harold Sippi. „Mein Papa hat gesagt, ich soll mich verstecken. Es kamen viele böse Männer, die haben meine Freundinnen mitgenommen und einer von denen hatte ein ganz furchtbar gruseliges Gesicht. Er hat einen ganz weiten Mund gehabt und hatte rote Augen und auch seine Haare waren weiß.“

Der Sheriff nickt. „Und dann?“ fragt er. „Dann haben sie die Leute hier zusammengeholt und der gruselige Mann hat sein Stirnband abgenommen und dann haben die Leute angefangen, lustige und komische Sachen zu machen, ein paar haben getanzt und gesungen. Und dann ist der Hubschrauber wieder losgeflogen und die bösen Männer haben meine Freundinnen mitgenommen. Und dann sind alle stehen geblieben und haben auch ganz komisch geguckt. Ich freue mich so, dass du da bist, Onkel Lester.“

Lester zuckt. „Und haben sie alle mitgenommen?“ fragt er heiser. Sie nickt. „Auch Cherry?“ Das Kind nickt.

Er dreht sich um und lässt die Kleine einfach stehen. Sie läuft hinter ihm her, packt seine Hand und lässt ihn nicht los. Er dreht sich zu ihr um und schaut sie an. Sie nickt. „Ich weiß, du hast Cherry ganz toll lieb.“ Er lächelt müde. „Wohin gehen wir?“ fragt sie. „Zu meinem Büro. Niemand....“, er hält inne, „niemand entführt meine Lieblingsstripperin.“

#### Kapitel 4 – Er erwacht

Tanzende Schwäne aus Almetall kreischen durch die Lüfte. Peter schüttelt den Kopf und bewegt sich weiter durch die Nacht. Er schleift seinen Begleiter hinter sich her, als wäre er ein Sack, der sich nach und nach mit immer mehr Steinen füllt. Ein Auto saust an ihm vorbei, kaum einige Yard entfernt. Peter schaut hoch und sieht, dass er auf dem Highway steht. Der Boden glüht noch von der Sommersonne, die gerade, nur vor langen Minuten untergegangen ist. Er fühlt, dass der Kleine nur noch kurze Zeit zu leben hat und für einen winzigen Augenblick fühlt er sich schuldig. Und er schämt sich, dass er Bob nicht die Fresse poliert hat. Bei seinem Tritt hatte er es bemerkt: Bob trägt ein Suspensorium. Keine Zeit nachzudenken, nur weitergehen. Er sieht eine Straße den Highway streifen. Die eine Richtung geht in die Berge, die andere in die Kleinstadt, aus der er gekommen ist. Eine Kreuzung, tief im Nirgendwo begraben. Er lässt seinen Begleiter fallen und geht langsam hin. Dann greift er in die Hosentasche und befördert einen silbernen Dime nach draußen. Dann schreitet er die Ecken ab und ruft, mehr aus Spass, denn aus Ernst, aus einer Art "Sage 3x Candyman in einen Spiegel und er wird erscheinen." den Namen des Herren des Kreuzwegs an. Er spricht seinen Wunsch in die Finsternis, wie er es schon oft getan hat und wirft die Münze hinter sich. Er wartet. Leise zischt der Wüstenwind an ihm vorbei. Er lächelt müde und leidlich enttäuscht. Dann geht er zurück und packt den heiser keuchenden Rick auf seine Schulter. "Noch einige Schritte, dann sind wir bei der Mine."

Tatsächlich sieht er in der Ferne die Berge aufblitzen, als wären sie gerade erschaffen worden. Dort, eine Art Mund in einem grotesken Gesicht, die Mine. Er quält sich mit dem Bündel durch das Gestrüpp, versucht, einen Trampelpfad zu finden. Vergebens. Der Alte hatte Recht gehabt: Hier war seit Jahrzehnten kein normaler Mensch entlanggelaufen.

Das Zirpen der Heimchen, die seinen Weg begleitet hatten, verstummt völlig und Peter hört nur noch seinen Herzschlag und das Keuchen in seinen Lungen. Augenscheinlich verlassen Rick gerade die letzten Lebensgeister. Peter denkt nicht darüber nach, was er tut. Würde man Bob jetzt fragen, was er von seinem Beta hält: "Dumm, dumm und stark."

Unabhängig von der Meinung der anderen, was seine geistigen Kräfte angeht, brechen seine Beine durch die trockenen Sträucher, trampeln Fetzen von Gras nieder und endlich finden seine erschöpften Augen die Stelle, an der er endlich frei wird. Frei von seiner Last. Er gönnt sich einen Augenblick der Ruhe.

Ein fernes Kreischen, näherkommend und wieder vergehend. Sicher irgendein Idiot aus Truppenstützpunkt, fast 50 Meilen entfernt, der sein Motorrad zu einer Nachtfahrt vom Parkplatz geholt hat. Peter war schon öfters dort, hatte sich vorgestellt, aber man hatte ihn kopfschüttelnd abgelehnt: zu jung, zu dumm. Vermutlich was für die Infanterie. Der Stützpunkt hier, der war etwas zu Besonderes. Sicher ein Geheimprojekt für weltweite Terrorbekämpfung, denkt Peter noch immer.

Erneut tobt ein Kreischen über die kalte Ebene, schwebt sinnlos herum und zieht plötzlich direkt in den Berg. Peter starrt entsetzt in die Mine und auf deren Absperrung aus altem Holz, beschrieben mit Verbotsschildern und Zeichen, die er nicht kennt. Sie erinnern ihn an seine Lieblingssuperhelden aus den Comiczeitschriften, an diesen magischen Doktor, der seine Seele dem Teufel verkauft und unglaubliche Fähigkeiten gewonnen hat, an Indianer, ja, besonders an Indianer aus seinen Heftchen. Er tritt näher heran. Etwas wütet vor ihm, er kann es ganz genau spüren. Steine lösen sich und rollen den Hang hinunter. Fluchend weicht er aus. Ein Knacken füllt sein ganzes Gehör aus und dann bricht der Berg entzwei, der entstehende Riss treibt dutzende wurzelförmige Auswüchse in alle Richtungen. Krachend bricht eine Faust durch das morsche Holz, ein zweiter Arm erscheint und reisst das Tor auseinander.

Die Gestalt, die nun in das Leben von Peter Jenkins tritt, ist keiner rationalen Denkweise zuzuordnen, sie besteht nur aus Knochen, mit dunklen Resten von altem, verdorrten Fleisch behangen. Das Wesen trägt einen alten, ehemals schwarzen Anzug eines Sheriffs, der blecherne Stern funkelt wild im hellen Mondlicht; eine Lebensform, von einer Ewigkeit in Verdammnis gezeichnet. Es tritt ins Licht und seine Augen glühen wie Kohle.

Es geht einige Schritte und wendet sich zu Peter. Entsetzt weicht dieser zurück, doch er kommt nicht weit, denn erneut, das zweitemal für einen Abend, fällt er nach hinten. Diesmal hat er Rick übersehen. Kreischend vor Angst rappelt er sich hoch und verschwindet in der mondlichtdurchflutenden Einöde.

Rick keucht nur noch. Die Kreatur beugt sich zu ihm hinunter, nickt und packt ihn bei den Schultern, zieht ihn nach oben, presst seine dünnen Fingerknochen auf sein Gesicht. Die Einsamkeit beginnt rot zu glühen, Licht fließt aus dem Körper des jungen Mannes in sein neuen Wirt. Das Bündel aus totem Fleisch fällt geräuschvoll zu Boden.

Das Wesen grinst, als es sein neues Gesicht befühl. Es greift nach hinten, folgt einem Gurt, das über seine Brust gespannt ist. Das Ding, das er hervorzieht, gleicht einer Gitarre, doch hat es Saiten aus Metall, der Korpus zu schmal für eine akustische Variante.

Eine Salve von Klängen tobt durch die Ebene. Der Berg bebte und lässt einen Hagel von Steinen in den Wüstensand regnen. Ein Riff, lauter als alles, was je ein Mensch erschaffen wird, lässt die Atome in den Lebewesen um den untoten Musikanten erstarren.

Das Wesen pfeift und nur Augenblicke später steht es vor ihm. Sein Pferd, das Geschenk seiner Meister, die unerkannt zwischen den Realitäten leben. Es ist Zeit, loszureiten. Der Black Metal Cowboy hat einen Auftrag zu erfüllen.

## Kapitel 5 - Techno-Ninja

Der kleine Junge starrte in den Himmel. Die Stimme hallte noch in seinen Ohren, eine hübsche Frau war erschienen und hatte in an die Hand genommen. "Du bist auserwählt, Siegmund." Der Junge war ergriffen von solcher Eleganz, dass er nicht antworten konnte. "Du bringst das Licht in die Welt."

Sie hatte sich zu ihm heruntergebeugt und auf die Stirn geküsst. An dieser Stelle fühlte er ein lustiges Jucken, doch die Frau verbot ihm diesen Punkt zu berühren. "Ganz vorsichtig, kleiner Junge. Es ist die Quelle deiner Macht, sei gewiss, es wird die große Dienste tun."

Die Mutter fand den kleinen Siegmund in die Luft starrend. Sie folgte seinem Blick, sah jedoch nicht mehr als Wolkenfetzen über ihren Köpfen davonsegeln. Auf ihre Frage wandte der Junge den Kopf und sie sah ein kreisrundes Bild auf seiner Stirn. Sie spuckte in ihr Hand und versuchte, es zu entfernen. Doch es gelang ihr nicht. Stattdessen fühlte sie eine plötzlich aufkommende Freude und die Welt begann, sich zu ändern. Der kleine Junge starrte seine Mutter, während sie kichernd und juchzend durch die Gegend tanzte. Er lachte auch und freute sich, dass seine Mutti sich so freute. Er wusste nicht...

In ihrer Welt kicherten die Bäume und die Wände des Hauses änderten ihre Farben und die Welt jubelte und alles war so toll und alles sprach mit ihr, sogar...

das Auto, das mit 35 km/h, 5 km/h schneller als erlaubt, um die Ecke bog und

der Junge sah, wie die Mutter durch die Luft segelte und

Sie konnte fliegen. Flieeegen.

Der Autofahrer sah durch den Riss in der Frontscheibe die verrückte Frau davonsegeln

Siegmund erwacht keuchend. Er betastet den Verband um seinen Kopf. Noch fest. Sehr gut. Er lehnt sich zurück und atmet stoßweise. Erneut der Traum. Er erhebt sich von seinem Bett, dreht sich herum und beginnt, das Bild an der

Wand ihm gegenüber anzubeten. Eine Türe klickt, Schritte nähern sich ihm. Eine Hand auf seinen Schultern. "Schon wieder dieser Traum?" Siegmund nickt. Er dreht sich um und erblickt dasselbe Gesicht, wie noch vor Momenten auf dem Plakat hinter ihm "Vater!" Sein Gegenüber nickt. "Du warst großartig. Wir haben die von dir gebrachten Frauen begutachtet und freuen uns über den Erfolg deiner Mission. Wir sehen dein Geschenk gnädig an."

"Werden es neue Schwester für die Mission" fragt Siegmund. Vater nickt.

"Es werden täglich mehr, die dienen wollen."

Dann dreht sich Vater um und geht aus dem Raum. Siegmund ist allein. Er geht ins Bad und betrachtet sein Ebenbild im Spiegel. Vorsichtig nimmt er den Verband von seiner Stirn. Hastig blinzeln öffnet sich sein 3., sein heiliges Auge, bewegt sich, fokussiert.

Zurück in seinem Zimmer sieht Siegmund, dass es noch nicht ganz 1 Uhr ist. Er hat sehr kurz geschlafen, wie immer, wenn er aufgeregt ist. Eine seltsame Unruhe überfällt ihn, als könne seine Gabe ihn befähigen, in die Zukunft zu schauen. Er geht in die Lotosposition und betrachtet eine einzelne, verfallende weiße Lilie, die auf dem hölzernen Altar gegenüber dem Fenster steht. Hinter dem Altar nur eine weiße Wand, nichts soll ihn ablenken.

Niemand wird die Gemeinschaft aufhalten, niemand wird Vater widerstehen können. Er lächelt kurz, zieht seinen musikalischen Begleiter aus einer Schublade unter dem Altar hervor und schaltet ihn ein. Dumpf hämmernder Bass, von zarten Melodien durchzogen fließt durch die Kopfhörer in seinen Verstand. Er fühlt, wie die Energien der Lebewesen um ihn herum im Klang der Musik tanzen, spürt, wie die Kraft aufsteigt, wie seine Chakren sich mit allumfassender Liebe füllen.

Er bewegt, stumm und völlig ohne Begehren, die Finger zu den heiligen Mudras, die ihm Kraft geben, seinen Weg zu gehen. Entsetzen zerrt kurz an seinem Bewusstsein und verschwindet wieder.

Hinter dem einseitig durchsichtigen Spiegel wacht ein Mann über die Meditation. Doktor Störensen, seinem Schützling und den ihm folgenden Jüngern nur als "Vater" bekannt, lächelt milde. Er erinnert sich für einen Augenblick an den Film "Dr. Mabuse", welchen er als Kind dutzende Male im Hause seiner Großtante sehen musste. "Dr. Mabuse" hat ihn geprägt, mehr noch, erschaffen. Doch wird der Doktor hier erfolgreicher sein als sein filmisches Vorbild. Keiner kann Siegmund aufhalten. Nicht einmal er.

## Kapitel 6 - Eine Begegnung im Mondschein

Der Weg, besonders in der Dunkelheit, ist lang und Bob hat nicht wirklich Lust, sich um das neue Problem zu kümmern. Eigentlich wäre es am liebsten mit Jane unterwegs, nun gut, unterwegs auf anderen Ebenen der Realität. Dennoch stampft er, müde und sorgenvoll durch die Ebenen, die sich vor ihm auftun. Hin und wieder hört er ein leise Flüche in seinem Rücken, wirbelt dann herum und starrt in die gesichtslose Masse seines Rudels.

Robert", sagt sie leise und er muss sich beherrschen, sich nicht umzudrehen und seine liebste Zweitfreundin anzuschreien. Er lächelt milde und nickt. "Nicht mehr weit, meine lieben Freunde. Es ist nicht mehr weit."

"Warum haben wir das Auto nicht genommen?" fragen ihn einige Stimmen halblaut, feige, zurückgezogen. "Weil das Ricks Auto ist, also war." Er verheimlicht, dass er weder den Schlüssel hat, noch, dass er nicht fahren kann. Er darf es nicht, aber das ist eine der geheimen Informationen, die auf ewig keiner wissen darf. Er hat Angst vor dem Fahren.

"Unabhängig davon, liebe Freunde, so ein Spaziergang ist doch wohl machbar. Oder wollt ihr fett und faul werden?"

Keiner sagt etwas, halbherziges Gemurmel fliegt durch die Luft, vergeht im Wind.

"Hey" sagt Jane und Bob ist leicht genervt. "Was?" meint er. "Ich habe was mit, zum Spielen." Sie öffnet ihre Handtasche, greift hinein, wühlt etwas und bringt eine Pistole zum Vorschein. Sie hält die Waffe sicher in ihren Händen und fuchtelt wild herum. "Was soll das" sagt Bob, der sich doch nun mehr Sorgen macht. "Ist meine, Paps hat sie mir

geschenk, falls ihr Typen mal etwas heftiger zur Sache gehen wollt, ohne dass ich das will." Sie grinst anzüglich. Bob fährt sich durch die Haare. "Aha, und was... spielen wir?" fragt er sie. "Hier ist doch genug Zeug zum Spielen, Kaktusse, Holzbretter und schau mal", sie deutet mit dem Lauf auf eine kleine Gestalt, die hechelnd auf die Gruppe zuläuft. Ein Hund, ein wilder Mischling, dumm und hungrig, bewegt sich direkt in Richtung Janes Handtasche, vermutlich riecht er irgendwelche Keksreste, die sie immer mitschleppt. Sie kichert und feuert. Der Knall zerreiht die nächtliche Stille und ein Klumpen Erde fliegt durch die Luft, direkt auf den Köter zu. "Mist, verfehlt", sagt Jane grinsend und feuert erneut. Wieder schlagen die Kugeln um das Tier ein.

"Das ist langweilig"; meint eines der Rudelmitglieder. Bob wirbelt herum und nimmt jeden einzelnen seiner Jünger in Augenschein. Keiner sagt etwas.

"Jemand kommt näher und es ist kein Hund", sagt Jane und starrt in die Finsternis hinaus. Peters Gesicht taucht auf, weiss wie ein Bettlaken. Er keucht zum Erbarmen und fällt auf die Knie, um sich zu übergeben.

"Welches...Wort...von..."Du wartest dort, wir kommen nach" hast du nicht verstanden, Schwachkopf?" fragt Bob und seine Schläfenadern quellen wieder, dem Explodieren nah an, während er sich herunterbeugt und mit dem Finger Peter schmerzhaft anstupst. Dieser reagiert erst mit Verspätung. Schüttelt sich und beginnt zu kichern. Das Klappern von Hufen dringt durch die aufgeladene Atmosphäre. Das Rudel wendet seinen Blick hinaus in die Weite. Wolken ziehen ziehen hin, langsam aber sicher kommt der volle Mond erneut zum Vorschein, beleuchtet den hageren, unheiligen Reiter. Peter dreht seinen Kopf nach oben, starrt direkt in Bobs entgeistertes Gesicht und meint mit einer Art von aufbegehender Gehässigkeit: "Du bist sowas von im Arsch."

Bob betrachtet den Ankömmling, mit zusammengekniffenen Augen taxiert er ihn, sieht jedoch fast nichts. Schatten fahren über sein Gesicht, als die Wolken wieder dichter werden.

Etwas kracht direkt neben Bob. Er schreit auf und hält sein Ohr. Jane hält den Revolver zitternd in ihrer Hand. "Das Böse, das Böööööse" singt sie leise und es erinnert jeden, der dabei ist, dass Jane bis vor Kurzem einer Sekte angehörte, den "Hirten der letzten Jahre" und dass die Gestalt anscheinend genau das ist, was man ihr jahrelang gepredigt hat. Noch ein Schuss, doch das Wesen reagiert nicht. Jane tritt einen Schritt vor, noch einen, dann steht sie direkt an dem Pferd und wendet ihren Kopf nach oben. "Weiche!" schreit sie und drückt wieder ab. Die Waffe klickt. "Leeer" tönt Peter von unten und Bob ist versucht, ihn zu treten.

Der Cowboy steigt ab, steht nur einige Zentimeter vor der winzig wirkenden jungen Frau und nimmt sein Gesicht ab. Dahinter ist nur Schwärze zu sehen, ein bizarres Universum voller Zorn und Hass, voller Tod und Verzweiflung. Jane beginnt zu brüllen, schlägt zu und ihre Faust versinkt im Nichts. Sie zerrt an ihrer Hand herum, aber egal wo sich diese jetzt befindet, von dort gibt es kein Zurück. Nun reagieren auch die anderen in der Gruppe; die Mehrzahl zieht die Flucht dem Entsetzen vor, und einige wenige packen Jane und zerren an ihr, um sie loszubekommen. Bob ist fassungslos, Peter grinst glücklich. Ein Zucken durchläuft die Körper der Helfer, als sich die Hand löst, jedoch nicht aus dem Gesicht. Jane starrt schockiert auf das, was von ihrer Hand übriggeblieben ist und Bob erinnert sich kurz an einen jener grausigen Filme, die er in seiner Kindheit gesehen hat. Sein Zorn nimmt überhand und er springt hoch. "Du Schwein"

Die Gestalt packt an Angreifer und wirbelt ihn herum. Bob landet am Boden, in mitten seines kreischenden Rudels. Erneut sieht Peter, wie das rote Licht zum Leben erwacht und wendet sich an. Er hält die Hände über seine Ohren, versucht, die Qualen, die sich wie Wellen um ihn aufzubauen, die Schreie der Opfer auszublenden, zu überhören, doch der Schmerz jeder einzelnen Person um ihn herum trifft seinen Verstand, bohrt sich tief in seine Seele und hinterlässt Löcher, die ihn nicht verlassen werden, bis man ihn eines Tages finden wird: einen geistlosen Wanderer tief im Inneren der Wüste, stumm in Worten und ohne Seele.

## Kapitel 7 - Ein Vortrag in Geschichte

"Bist du völlig bescheuert? Habe ich dich zum Vollidioten erzogen?" Der Sheriff schaut überrascht in Richtung der Tür, aus der ihm eine Gestalt entgegen stürmt. "Vater!" Er steht auf und drückt die vermisste Person an seine Brust. Doch sein Vater kämpft sich aus der Umarmung frei. "Ernsthaft! Und keine Ausrede. Wo ist das Buch?"

"Buch? Ich weiß von keinem Buch!"

"Lüg mich nicht an, Junge, du hast schon in deiner Jugend keine Wahrheit verheimlichen können. Also, wo ist das Buch."

"Äh, also, oben... wie üblich, an seinem Platz, Vater!"

Das Kind quiekt. Fluchend trampelt der alte Mann die Treppe herunter. "Du hast einen Gast?" fragt er, das Buch unter seinem Arm geklemmt. Er wirft es auf den Schreibtisch. "Du warst dran, nicht wahr?" fragt er, starrt in das Gesicht seines Sohnes, denn auch wenn dieser Sheriff ist, so bleibt er doch eine kleine Mistkröte und Lügner.

"Hier. Hier war jemand dran. Hier darf niemand ran. Das Buch ist verboten, tabu!"

Sanft streicheln seine Finger über die harte und rissige Oberfläche des Einbandes, das braune Leder, gealtert wie er selbst. Der metallene Verschluss, noch immer sonderbar kalt, flimmert im Neonlicht. Der Sheriff lehnt sich zurück und betrachtet seinen alten Herren mit zusammengekniffenen Augen.

Das Kind kommt die Treppe hinunter. "Onkel, was ist denn los? Ist der böse Mann wieder da?" Der Sheriff schüttelt den Kopf. "Nein. Hier ist alles in Ordnung. Nur mein alter Herr hier, der ist ein bisschen... sauer."

"Kaum 40 und noch immer aufmüpfig wie ein junger Spund! Furchtbar! Ich sehe doch, dass ihr an dem Buch gewesen seid!"

Das kleine Mädchen nähert sich und schaut sich das Buch an. "Du hast mir doch daraus vorgelesen, Onkel Sheriff."

"Ahaaa", ein dürre Finger zuckt pfeilschnell durch die Luft und landet auf der Brust des Gesetzeshüters. "Lügner!"

"Ganz ruhig, Vater. Ich bin dir keine Rechenschaft schuldig. Du hast mir das Buch als Kind verboten, aber..." Er schiebt den Finger weg. "ich bin kein Kind mehr. Diesen Hokus Pokus Schmokus, dieses Gerede von Geistern und Dämonen. Das hier sind die neuen Dämonen!" er deutet auf den Monitor, auf dem der Bildschirmschoner die Top-10 aktueller Verbrecher hin- und herschaukeln lässt.

Sein Vater lächelt humorlos. "Glaubst du wirklich, dass das nur ein Buch für Erwachsene ist, das Kinder nur nicht lesen dürfen, weil sie zu jung dazu sind. Nein, mein Junge, das hier ist nicht nur ein Buch, das hier ist eines DER Bücher. Ein Buch, nur überragt von seinem Gegenstück oben in Arkham, das die in einer Universität lagern, mit eisernen Ketten behangen und einer verdammten Menge an magischem Kram drumherum."

"Vater, setz dich hin, trink einen Tee und beruhige dich doch. Es kann schon sein, dass ich ein paar Sachen daraus vorgelesen habe, aber es war wirklich nichts Schlimmes dabei."

"Nichts schlimmes? Was hast du gelesen, schnell!" die Gesichtsfarbe des alten Mannes verfärbt sich ins leichte violett.

Der Sheriff blättert durch die Seiten. "Das Meiste war auf lateinisch, das kann eh kein Mensch mehr, aber das hier...."

"Ganz toll, mein Junge", meint sein Vater, während er auf die Zeichen blickt. "Du hast heute Nacht einen echten Dämonen befreit. Grins nicht so, als wäre ich ein alter Idiot. Damals sind deine Großeltern fast wegen ihm gestorben."

"Oh Gott, die alte Geschichte mit dem Geistercowboy. Ich habe ihn nie gefunden."

"Du hältst dich auch von der Jamed-Mine fern, gut so."

"Opa, erzähl mir doch die Geschichte, ich kann nicht mehr schlafen." Die Kleine ist ziemlich aufdringlich und erinnert in an... "Cherry? Was ist passiert?" fragt der Alte.

"Sie wurde entführt, wie alle Stripperinnen und daher... hab ich einfach die Kleine erstmal bei mir aufgenommen. Und ihr Vater ist auch verschwunden."

Das Mädchen nickt. "Böse Männer in Huuubschraubern." Sie schluchzt.

"Und nun?" fragt der Sheriff. "Du hast tatsächlich das Buch gelesen, die Stelle mit dem Cowboy. Ich hab es auch gelesen."

"Ich habe damals von meinen Eltern, deinen Großeltern gehört, er war ein Mediziner, einer der Ersten, die in den Norden gegangen sind, auf die Universität. Und dort hat er das Buch gestohlen, dieses Buch hier. Niemand hat es bemerkt, bis hier einige Leute krank geworden und gestorben sind. Es waren keine guten Menschen, aber es waren Menschen und irgendwann kam jemand auf die Idee, den Mediziner dafür verantwortlich zu machen. Sie haben ihn gefangen und aufgeküpfelt. Das Buch hat man aber nie gefunden. Denn das hatte sein Sohn. Ja, sein heimlicher Sohn, genauso krank im Kopf wie sein alter Herr, aber nicht so süchtig nach Aufmerksamkeit. Er wollte nur Rache. Er hat sich als Gesetzhüter einstellen lassen, als Regulator für die großen Ranger hier in der Nähe. Er war sehr hellhäutig gewesen, man hat ihn für einen von ihnen gehalten. Naja, irgendwann kam dann die Armee vorbei, wollte irgendwas in Mexiko. Und dann ist er völlig ausgetickt, niemand weiß, warum. Und am Ende waren alle tot, er verschwunden und meine Eltern, deine Großeltern, Junge, haben das Buch gefunden und aufbewahrt."

"Das ist richtig, alter Mann" sagt eine Stimme von der Türe her. Leises Motorengeräusch strömt langsam in das Gebäude. Die dunkle Öffnung eines Pistolenlaufs ragt auf drei entgeisterte Gesichter. "Ich wollte schon immer das Buch sehen. Ihr Freund wird also bald kommen? Schön. Wir warten hier."

## Kapitel 8 - Die Gemeinschaft

Sigmund tritt vorsichtig vor die Türe seiner Unterkunft. Bemüht, keinen Laut zu fabrizieren, huscht er, einem bizarr-leuchtenden Schatten gleich, über die Brüstung, in die Ecke. Hier keucht er kurz, bevor er sich mit Anlauf dem Baum nähert, an dessen grober Rinde er die Griffmöglichkeiten im Schlaf benennen könnte. Sanft schweben einige Blätter zu Boden. Sigmund betrachtet sein Umfeld aufmerksam. Er kennt das Lager bereits auswendig, doch fühlt er seit wenigen Augenblicken wieder das Stechen in seiner Brust.

„Panik ist der Feind. Angst ist der Teufel. Zorn ist die alles vernichtende Waffe unserer Feinde.“ Starke, überzeugende Worte, in Demut leise wiederholt, die heute, nur heute, nicht den inneren Frieden schaffen.

Sigmunds Körper verkrampft sich und er beginnt, hin und her zu schaukeln. Ähnlich wie die Flucht vor einem unsichtbaren Feind schießen Gedanken durch seinen jugendhaften Geist, schweifen seine Augen über die wenigen Häuser in seiner Umgebung, fühlen sich seine Hände an wie Eis.

Augenblicke darauf hat er sich beruhigt und seine Neugier siegt erneut über die Wünsche des „Vaters.“ Wohlklingende Töne streifen durch die warme Nacht. Er fühlt sich nun wieder sicher. Mit einem Satz ist er in der Luft und landet auf dem Dach. Die Lichtkegel unterhalb der Wachtürme bewegen sich mit berechneter Eleganz, abstrakte Gleichungen zeichnen Bilder von verwirrender Schönheit auf den staubigen Boden. Sigmund fühlt sich gut, denn er kennt die Pfade des all zu bedrohlichen Lichtes.

Mit der Grazie des Tänzers und dem Willen des Kriegers gesegnet, schwebt er förmlich durch die Schatten. Selbst mit geschlossenen Augen ist der Weg zum „Zelt der Bekehrung“ ein Kinderspiel und ein Kind ist er wirklich nicht mehr. Aufgeregt schiebt er ein Stück Plane zur Seite und schaut ins Innere.

Die Neuankömmlinge erinnern ihn stets an Schafe, die zur Schlachtbank geführt werden. Auch jetzt starren sie auf den Boden vor sich, keiner hebt die Augen. Sigmund beginnt sich schon nach Augenblicken zu langweilen. Doch dann kommt Bewegung in die Gruppe. Eine Frau wird von der Hand eines der Gemeindemitglieder gepackt. Er kennt diesen Menschen nicht, trägt er doch einen weißen Anzug aus feinem Stoff und hält sein Gesicht hinter einer Maske verborgen.

„Ja, Vater“, sagt er und dreht sich langsam um. Im Dunkeln erscheinen die Augen seines Gegenübers noch heller als



sonst. „Als könnte er die gesamte Welt überblicken“, haucht er leise.

„Es ist Zeit, mein Sohn, unsere neuen Freundinnen zu begrüßen.“

Stampfender Techno überlagert die aufgeregte Atmosphäre, doch geht ein fühlbares Raunen durch die immer weiter gewachsene Menschenmenge. Sigmund steht mit „Vater“ auf einem Podest, jenseits des Eingangs, von recht und links strahlen farbige Laser durch die rauchgeschwängerte Luft, streichen über die Köpfe von jungen Frauen, die mit freudigen Augen kurz dem Lichtkegel folgen, bis sie endlich Sigmund erblicken. Kreischen rollt durch die weibliche Anhängerschaft, die „Vater“ stets so scherzhaft als „Fanclub“ bezeichnet. Sigmund lächelt. Er fühlt die Mächte in sich aufsteigen und bemerkt, wie die Hand von „Vater“ ihn an der Schulter packt, liebevoll und doch bestimmt. Der Ritus beginnt. Die Musik wird lauter, beginnt sehnsüchtig an seinem Verstand zu nagen, sucht einen Weg in das Innerste seiner Seele. Da, der Punkt. Sigmund geht in die Knie, atmet exakt 3 Mal tief ein, reißt die Hand hoch und zeigt das heilige dritte Auge. Da, im Toben der Menschenmenge unter ihm, bemerkt er die Neuen, die er vor wenigen Stunden befreit hat. Befreit aus Sünde und Not, befreit von Verlangen, Zorn, Streit, Hass. Und er fühlt Liebe, eine wahnsinnige Liebe von ihnen ausgehen und diese Kraft, die sich ihm öffnet, ergießt sich in seinen Geist und dann geschieht ein Wunder, das Wunder, welches ihn seit jenen Tagen in seiner Kindheit mehr als alles andere fasziniert. Knackend öffnet sich das Auge auf seiner Stirn und ein Fluss aus weißer Energie schießt hinaus in die Welt, verwandelt Zeit und Raum in einen tosenden Ozean, in dem seine Existenz und die Leben aller um ihn herum versinkt.

„Vater“ sieht dem Ereignis immer wieder gerne zu und auch diesmal fühlt er sich sehr von den jungen Menschen vor ihm angesprochen. Er nickt, als er der Frau mit der Tätowierung anschaut. Sie gefällt ihm mehr als die anderen. Er wird wohl einmal mit ihr privat reden müssen.

Die Hand seines Ziehsohns beginnt zu zucken, verkrampft schmerzhaft in der seinen. Er schaut hin, erschrickt, als er die verzerrten Gesichtszüge Sigmunds erblickt. Die Musik versinkt im Hintergrund, denn seine Stimme bohrt sich direkt in seinen Kopf. „Der Cowboy ist auf dem Weg.“

## Kapitel 9 - Vereinigte Hipster Universeller Individualität

"Das Buch, bitteee schön." die Stimme hinter der Waffe klingt einschmeichelnd, doch gefährlich.

Sheriff Lester M. Wintersorrow greift zu seinem Gürtel, beginnt jedoch in der Bewegung zu vermuten, dass die Waffe dort ist, wo er Sie hingelegt hat: im oberen Stockwerk. Sein junger Gast hebt die Hände, sein Vater bleibt unberührt.

"Ich frage Sie gerne erneut, da Sie mich gegebenenfalls nicht korrekt gehört haben. Ich möchte gerne das Buch haben, welches vor Ihnen liegt."

Der Alte spuckt aus, der Tropfen Speichel bleibt an seiner Lippe hängen und gleitet sanft über das Kinn auf seinen wüstensandverdreckten Anzug. "Wer will das Buch?"

"Ich, oder besser gesagt, viele einzelne Persönlichkeiten, die sich zu einer individuellen Gemeinschaft zusammengefunden haben. Kommt rein, Jungs."

In arhythmischem Stampfen drängt sich eine Schar höchst grotesker Männer und Frauen durch die niedrig scheinende Tür. Kaum sind die Leute drin, stellen sie sich ohne einen vernünftigen Zusammenhalt hier und da, an einer Säule, an einer Wand, auch mitten im Raum hin und bewegen Ihre Köpfe sorgfältig nuanciert in einem unsichtbaren Tanz.

"Das hier," sagt die Stimme mit der Pistole wieder, "sind die 'Vereinigten Hipster Universeller Individualität' und mein Ich..." er tritt in den Raum und einer Beschreibung dieses Menschen möchte ich nicht vorenthalten, denn es erscheint, für alle Anwesenden eine furchtbare Erfahrung, der Hipsterigste, eine Bezeichnung, so neu, dass noch nicht einmal das "Kollegium des schlechten Geschmacks" es in sein "Jahrbuch des Grauens" geschrieben hatte.

Immerhin trägt der schmale Mann Hosen, doch was für einige Jahre Vintage war, hat sich bei ihm in eine Jeansstoffiligranität verwandelt, dass man sich nicht entscheiden kann, ob sich hier der Begriff "bleached" auf die

wenigen Quadrat-Millimeter seines ökologisch zubereitetem Zellstoff-Beinkleid mit Rest-Blau oder auf seine rasierten Waden bezieht. Er kleidet sich weiterhin in eine Art Retro-Shirt mit losen Knöpfen an unterschiedlichsten Stellen, einem Schal aus lila Stofffetzen, die frappierend an einen mit Füllertinte bemalten Jutesack erinnert und eine Jacke darüber, eine Art Military-Anime-Mixtur, von der einem bei längerem Hinschauen schlecht werden muss.

Auf dem Kopf ruht eine Mütze mit Flaumfeder und mehreren Pins, geschmückt mit nicht mehr zu erkennenden Musikgruppen voller abgekratzter Flecken, darunter kurz geschnittene Haare im klassischen 1951er Look, eine John-Lennon-Brille in Komplementärfarben rot und blau und, als könne es nicht schlimmer kommen, Dreitagebart mit angedeutetem Oberlippenbärtchen und handgedrehte Zigarette im Mund.

"Ich bin Matthew. Sie können mich auch Matt nennen, ganz wie es Ihnen beliebt." Er schwenkt seine Waffe hin und her. "Und nun, das Buch?"

Einer seiner Begleiter schlendert heran, betrachtet die Schrift aufmerksam. "Es scheint, es ist dieses Objekt, Freund." Die Zigarette im Mund Matts zuckt. Er tritt näher. "Huch, das ist ja schwer."

"Es ist auch alt, du Vollpfosten." meint der Alte. Matt lächelt unglücklich. "Vollpfosten ist doch keine Beleidigung, alter Mann. Konservativ, das ist eine Beleidigung. Oder alt, das ist eine noch schlimmere Beleidigung. Oder..." er atmet wieder ein, verschluckte sich dann am Rauch. Seine Zigarette brennt nicht. Vermutlich ein psychologisches Problem.

"Verzeihen Sie, ich habe mich noch nicht an das elektronische Pendant des ausrangierten tabakgefüllten Spasshalms gewöhnt." Matt kichert. "So, das ist also das Buch. Ich habe bereits davon gelesen. Die Arkham-Post vom 23.02 irgendeines Jahrgangs, verschwunden vor über 100 Jahren. Eine lange Zeit, nicht wahr? Ich vergesse jedoch nichts. Ich habe Internet." Er schnippt imaginäre Asche von seiner Jacke.

"Was wollen Sie hier?" fragt Sheriff Lester M. Wintersorrow .

"Oh, nur das Buch. Sagen Sie mal, bekommen Sie nichts mit?"

"Aber wieso?"

"Sie haben einen mächtigen Dämonen erweckt. Wir sind nur hier, um ihn entsprechend zu steuern und ein bisschen... anzupassen."

"Wie meinen Sie das?"

"Nun, in gewissen Kreisen des Internets nennt man ihn den 'Black Metal Cowboy'. Black Metal ist jedoch nur noch kindisch. Und die Bands, diese ganzen Bands, die sind doch nur noch kommerziell. Die bringen ein paar Alben raus, ein zwei eingängige Riffs, kein Schwein hört das und dann holen sie sich nen Produzenten und dann hörens die Leute im Radio. Und dann kommt jemand, schreibt ein Buch über diese ganze Sache und dann will sie wirklich jeder hören und sehen und dann ist es nicht mehr... wie sage ich "TRUE" oder "HIPSTERMÄSSIG!"

"Und was kümmert mich das?"

"Dasselbe gabs mit Techno. Und mit Metal und mit der guten Musik. Und wir werden ein Zeichen setzen. Wir werden den Cowboy zu einem intellektuellen Messias des Nonkonformismus aufpowern, wir werden ihn zum absoluten Underground-Star machen, der die Menschheit von all den Kopien, all den kapitalistischen Geldverdienbands befreit. Und er wird der Held eines jeden Individuums werden. Er wird kein Black Metal Cowboy mehr sein. Er wird der Hipster-Messias sein."

"Glauben Sie wirklich, was Sie da reden?"

"Natürlich. Sonst wäre ich nicht hier, sondern würde noch immer auf der Uni sein."

"Student? Sie sehen allerdings aus wie einer dieser Typen. Sie sind einer dieser Spaßstudenten"

"Nicht mehr als jeder andere in meinem Kurs. Ich bin im 13. Semester Student der Anthroposophie. Ich weiß, wie Sie ticken, ich weiß, wie alle ticken. Deshalb wurde die 'Vereinigten Hipster Universeller Individualität' gegründet. Unabhängig davon."

Matt saugt an seiner Unterlippe. Sie scheint gepierced zu sein, aber so ganz sicher kann man sich nicht sein. "Und nun, kommen Sie mit, Sie werden mich, wie alle anderen auch, begleiten."

"Wohin?"

"Wohin? Wohin sind Ihre Freunde gebracht worden, wissen Sie das oder stehen auch Sie unter seinem Einfluss."

"Wessen?"

Matt atmet aus, dann wieder ein. Schweigen. "Natürlich kommen Sie mit zur Gemeinschaft der weißen Universalen Musik. Geleitet vom 'Vater', unserem schlimmsten Feind, neben Umweltzerstörung und Thunfisch in Dosen. Kommen Sie, dann sehen Sie die letzte große Herausforderung für den neuen Hipster-Cowboy: Sigmund, den Techno-Ninja."

## Kapitel 10 – Durch die Nacht

„Siehst du, wie er da reitet?“ fragt Matt und deutet hinaus in die Nacht. Sheriff Wintersorrow starrt in die Dunkelheit. „Du bildest dir was ein, Junge.“ Matt schüttelt den Kopf, grinst. „Metaphysisch gesehen hast du recht, alter Mann. 'Er' bedeutet eine Person mit männlichen Attributen. Ich würde je 'ES' dazu sagen, aber wir sind nicht in einem Stephen King Roman, auch wenn das Ding dazu passen würde.“ Er lehnt sich zurück und tupft sich mit einem Stück Zellstoff den Schweiß von der Stirn. „Es ist sehr warm bei euch hier draußen. Daheim, im Big Apple, ist es angenehmer. Wir könnt ihr hier draußen nur überleben?“

Der Alte richtet seinen Blick auf den Hipster. „Wir tragen keine bescheuerten Klamotten hier draußen. Wir leben mit der Natur, nicht gegen die Natur und was da draußen unterwegs ist, ist eindeutig gegen jede Natur.“

Matt kichert. Er beugt sich vom Hintersitz nach vorn, tippt dem Fahrer auf die Schulter. „Mach mal Musik an.“ Atmosphärisches Rauschen dringt durch das nur von den Bordinstrumenten beleuchtete Innere des Wagens. „Ah, Dark Ambient. Post-Ambient. Kennen Sie „Metal Machine Music“ von Mr. Lou Reed. Noise Rock. Anti-Mainstream-Pop-Musik.“

Mister?“ fragt die Kleine, die zwischen ihm und dem Alten eingequetscht ist, sich sichtbar unwohl fühlt, „warum reden Sie soviel? Mein Papa sagt immer, wer viel redet, hat viel Angst.“

„Angst? Wovor denn? Vor dem Ding da draußen? Wir haben Kontrolle darüber. Vor dem Technoninja? Ein schwacher Jugendlicher, der auf japanische Ninja-Sachen steht und der mit seiner Zirbeldrüse lustige Dinge anstellen kann.“

Er verdreht die Augen. „Übrigens, die Leute in ihrem Dorf sehen noch immer aus wie Zombies. Hoffen Sie mal, dass die Wüstenhunde oder was auch immer hier rumrennt, sie nicht anknabbert.“ Matt lacht auf und versinkt in kurzzeitige Kontemplation. „Keine Sorge, wir finden die Leute und lassen sie frei, vielleicht jedenfalls. Eigentlich haben sie es nicht verdient. Sie sind schwach. Sie sind nur ein Schwarmwesen, ein Mob, ohne Vernunft. Deshalb hat man sie gefangen nehmen können.“

„Woher wissen Sie das alles?“ fragt Sheriff Wintersorrow. „Ich habe einen geheimen Kontakt im Lager. Irgendein Wächter, der keine Lust mehr hat, sich den täglichen Predigten von 'Papa', äh, 'Vater' auszusetzen.“

„Und wenn die Leute Ihnen nicht folgen wollen, wenn alles vorbei ist?“

„Folgen? Individuen folgen doch nicht. Und wenn ein paar draufgehen... nun...“ er verstummt. „Ist auch gut... immerhin ist es ja so:“ sein grelles Lachen wirkt wie ein Schock in diesem meditativen Rauschen der Nacht: „Tote, nun ja, Tote spielen keinen Techno.“

## Kapitel 11 – Überraschung!

murmelt der Alte, als der Rauch sich verzogen hat und einen etwas besseren Blick erlaubt. "Schau", sagt er und zeigt auf das Lager der Gemeinschaft, in dem dutzende Personen, winzigen Lichtern gleich durch die Gegend eilen, vorbei an Gebäuden, die an alte "Beetle Baily"-Comics erinnern. Gelächter unzähliger Kehlen tröpfelt langsam durch die Nacht. "Eine Falle", flüstert Sheriff

Wintersorrow. Sein Vater nickt. "Du wusstest es?" "Nein, aber diese Typen waren doch..."

Niemand sagt etwas. "Was wird mit dem Cowboy-Mann?" Sheriff Wintersorrow bückt sich, nimmt das Kind in die Arme und schweigt. "Sollen wir ewig warten? Die haben Mama. Und der komische Mann da, der war auch lustig." Sie deutet auf das Lager.

"Überwältigt. Das sind einfach zu viele und sie haben auch noch das Buch."

Sein Vater schweigt wieder. Er hat wenig gesprochen, seit sie aus dem Auto geworfen wurden. Ein Befehl, hinausgezerrt in die Finsternis. "Ihr seid uns im Weg." hatte Matt gesagt und freudlos gelächelt. Dann waren sie, nur mit Abblendlicht weitergefahren, ein paar dutzend Meter vor dem Gelände zum Stehen gekommen. "An einer Stelle haben sie eine Lücke in ihrer Überwachung. Mein Kontakt hat mir einen Plan geschickt."

Eine Wand aus Licht hatte sich heulend in den Himmel gebohrt. Grelle Blitze, Sirenen und Geschrei, überall. Eine Menschenmenge hatte sich in Windeseile um die Angreifer versammelt, eingeschlossen, überwältigt. Mehr war nicht zu sehen. Jubel hatte sich augenblicklich aufgebäumt, war langsam wieder versiegt. Sie hatten das Buch. Sheriff Wintersorrow wusste es einfach. Ein Gefühl bohrte sich durch seine Eingeweide: eine Falle, um das Buch zu bekommen. Mehr war es nicht gewesen. Diese Hipster glaubten einfach alles, was sie glauben wollten. Das Buch... war weg.

"Das Buch..."

"ist weg, Vater."

"...ist nicht wirklich wichtig, Sohn."

"Wie?"

"Nichts. Wir machen uns auf den Weg und erwarten..." er lächelte finster " und erwarten das Schicksal."

"Vater, deine Sprüche machen mir Sorgen." er kratzt sich am Kopf und setzt seinen Hut auf.

"Opa, woher kennst du den Cowboy-Mann?"

Der Alte lächelt ihr zu. "Soll ich dir mal eine Geschichte erzählen?" Die Kleine klatscht in die Hände. "Ja, eine Geschichte und dann befreien wir unsere Freunde!"

## Kapitel 12 - Finale

Die Klängen schneiden unter dem Klirren einer gesprungenen Saite durch die Dämmerung. Der Cowboy hält gegen, seine Gitarre prallt funkensprühend gegen, die Schwerter seines Gegners. Eine Gruppe von weissgekleideten Menschen hat eine Arena gebildet und singt leise. Das Summen ihrer Stimmen versetzt den Bereich in eine sonderbare Schwingung. Der Cowboy wirkt geschwächt, ritt er doch vor einer halben Stunde in das Camp, bereit, dem vorgezeichneten Pfad zu folgen. Er folgte dem Buch und dem Befehl.

Mabuse lachte, als die Gestalt nahte, abstieg. Er trat vor die Türe seiner Baracke, die beiden Bücher in den Armen, die verzerrten Bilder einstiger Gesichter dem erwachten Toten zugewandt. "Dein letzter Gegner, mein Junge."

Sigmund starrte auf das bleiche Wesen. Er nickte. Schweiß tropfte von seiner Stirn. Seine Augen juckten.

Dann ging alles Schlag auf Schlag. Den ersten Hieben wich der Cowboy aus, eine Art träumerische Eleganz bewegte ihn. Er zeigte die Haltung einer Marionette, an unsichtbaren Fäden geführt, um Verderben zu säen.

Ein Doppelstich trieb ihn zurück. Verwundert blickte er nach unten, als schwarze Reste einer ehemals lebenden Masse aus seinem Leib zu ragen begannen. Schwindel überfiel ihn und erkannte seit all den Jahren das erste Mal wieder das Gefühl von Angst. Aber warum?

Der Platz füllte sich, immer mehr Menschen liefen in einer mathematisch bizarren Form auf den Platz um die beiden Kämpfer, jede einzelne Person mit leuchtenden Augen und einem Lied auf den Lippen. Furchtbare Krämpfe befielen ihn, Schmerz loderte auf wie ein alter Bekannter. Er sah vor seinem inneren Augen die Augen eines Kindes, blau und leuchtend, voller Tränen. Ein letzter Hieb schickte ihn zu Boden. Mabuse lachte noch immer, als er sich ihm näherte.

"Sie sind kein Gegner für meinen Krieger des Lichts. Er schwitzt noch nicht einmal"

Sigmund näherte sich. "ich habe Mitleid mit ihm." Mabuse schüttelte den Kopf. "Er ist nur ein böses Wesen. Du hast ihn besiegt. Nun vernichte ihn."

Er drehte sich um, als er hinter sich ein Knurren vernahm. Grimm, der Hund, betrachtete ihn in bodenlosen Hass. "Drecksköter", meinte Mabuse, trat zu. Grimm wich aus, bellte, beobachtete seinen Feind. Dann biss er zu.

Mabuse liess die Bücher fallen und flucht laut. Er warf mit den Büchern auf das Tier, bemerkte es und sprang hinterher. Beide krachten auf den Boden, Dreck stieg auf. Er griff danach, schrie auf. Im sich verziehenden Staub erkannte er das Gesicht eines fremden, wettergegerbten Mannes, der zornig den Kopf schüttelte. "Die sollen mal das unter sich selbst ausmachen." sagte Sheriff Lester Wintersorrow.

Die Gestalt des Cowboys rührte sich wieder. Er stand auf und beugte sich über die Gitarre, hob sie auf. Der junge Mann ihm gegenüber spuckte in den Sand. "Ich brauche keine Hilfe, um das Böse zu besiegen. Ich bin auserwählt."

Immer wieder und wieder zucken die Klängen durch die Luft, ein Hauch von Dämmerung schwebt durch die Finsternis. Gesänge werden leiser, verstummen. Jemand schreit. Panik materialisiert sich in den Gesichtern der Gruppe. Sie drehen sich um, geraten aneinander, kreischen sich an. Sie laufen in den beginnenden Tag.

Die Hiebe des Techno-Ninja werden schwächer, unkonzentrierten Schläge landen auf dem Hals der Gitarre, rutschen ab, verhaken sich. Er keucht. Sein Stirnband hat bereits den Geist aufgegeben, liegt im Dreck. Die Mutation, die einen direkten Zugang seiner Zirbeldrüse zu seinem ausgeprägten dritten Auge bietet, hat aufgegeben.

Zuviel Energie saugt die schwarze Gestalt aus dem einstigen Lichtbringer. "Nein", brüllt Mabuse, als der Cowboy sein Gesicht abnimmt. Atom für Atom löst sich der Ninja auf, gleich einem verquerten Puzzle. Ein Schrei, dann wird der nachtleiche See im Gesicht des Cowboys wieder still. Er wendet sich Mabuse zu, zerrt ihn nach oben und verfährt gleich.

Er zeigt auf den Sheriff, der panisch zurückweicht.

"Nein", eine leise Stimme durchbricht das verängstigende Szenario. Der Alte nähert sich. Der Cowboy erstarrt in seiner Bewegung. "Nein", sagt der Alte wieder. "Nimm mich und lass sie gehen."

"Vater, wieso tust du das?"

Der Alte dreht sich um. "Weil er dein Großvater ist, mein Sohn. Wir sind von seinem Blut. Und er hat dies alles nur getan, damit er das Buch bekommen kann, damit er endlich frei wird. Ich habe damals, vor all den Jahren seinen Körper in Stein gebannt, damit er keinem mehr wehtun konnte. Ich, ich kleines Kind, kaum des Lesens fähig, habe ihn in die

Finsternis verbannt. Ich muss die Verantwortung übernehmen."

Er hebt vor dem fassungslosen Blick seines Sohnes die Bücher auf und hält sie seinem Vater vor das nachtschwarze "Gesicht". Ein Schrei und er ist verschwunden. Ein Zucken durchläuft die Glieder des dunklen Mannes. Knochen knacken, das Zwitschern von Gelenken, die sich in Staub verwandeln, dann hört man nichts mehr.

Die Kleine tritt aus der Dunkelheit hervor. Sie wirkt verängstigt, Sheriff Lester Wintersorrow hofft, dass das Mädchen keinen psychologischen Knacks mitgenommen hat. Der Schock sitzt auch in seinen Verstand. Das Mädchen packt seine Hand. "Suchen wir jetzt Mutti?" fragt Sie und schaut ihn an. Er nickt. "Ja, wir suchen deine Mutti." Die Sonne geht auf. Der Wind wird alles wegwehen, wenn er genug Zeit dazu hat.

Epilog

Eine Gestalt fällt kreischend durch Wolken, schlägt dumpf auf. Der Boden ist weich wie Gummi oder, schlimmer noch, Fleisch. Augen betrachten ihn, menschliche und andere. "Du bist neu hier?" fragt eine Stimme. Er nickt. "Kannst du Kämpfen?" er nickt wieder, stützt sich auf seine Schwerter auf, die sich einige Zentimeter in den Boden gebohrt haben. "Wo sind wir?" Die Wesen um ihn herum schauen sich an, fast hört er ein Kichern. "Du bist durch das Portal gekommen. Schau mal, da kommt noch einer."

Mabuse starrt in die Runde. "Ist das die Hölle?" fragt er. Einige der Gestalten nicken, andere zucken mit den Schultern. "Nein," sagt eine Stimme. Er wirbelt herum und sieht den Alten mit den beiden Büchern in den Händen. "Nein, das hier ist nicht die Hölle. Es ist nur die Welt, die mein Vater erschaffen hat mithilfe der Bücher. Vielleicht bauen wir hier etwas neues auf, wo auch immer wir sind."

Mabuse lacht und greift Sigmund bei den Schultern. Der Fuß landet direkt auf seinem Solar Plexus. "Lass das, alter Mann. Keine Zeit zu reden." Sie nicken. Im Hintergrund hört man das Brüllen einiger Wesen, die die neuen Besucher begrüßen. Stampfend nähern sie sich. Siegmund hebt die Klängen. Er fühlt den Rhythmus durch seinen Körper gleiten. Er lächelt "Immerhin spielen sie hier Techno."

(ENDE)

## Harold Osterhagen?

„Es ist eine große Verantwortung“, teilte sie mit, „man gibt uns die Kinder, oder besser, die Teenager und dazu noch die Aufforderung, etwas aus ihnen zu machen, was sie vielleicht nicht sein wollen. Aber, soweit ich im Bilde bin, möchte eh keiner das sein, was andere von ihm wollen.“ Judith van Lyrenberg lachte leise. Ihr gegenüber, keine Reaktion, starteten mehrere Mikrofone in die Luft, klickten so laut und vernehmlich Fotoapparate, so dass man sicher sein konnte, sich die ganze Sache einzubilden. „Frau van Lyrenberg, Sie haben uns herbestellt, um...?“ Der Reporter wirkte verletzt, als sie ihn ignorierte, bis er einen Hieb in die Rippen bekam, was ihn sofort an seine traurige Beziehung erinnerte und schweigen ließ. „Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu können, weil die Universität Pensington im Laufe der nächsten Woche einen neuen Professor für angewandte Mediengeschichte einsetzen wird. Es handelt sich dabei um Herrn Harold Osterhagen.“ Ein Raunen lief durch die Gruppe anwesender Reporter und umso mehr, als man erkannte, dass betreffender Osterhagen genau in diesem Augenblick durch die Tür trat und direkt vor Frau von Lyrenberg stehen blieb.

„Ich hatte Sie ausdrücklich gebeten, diese Sache vertraulich zu behandeln.“ Die wenigsten Anwesenden hatten Harold Osterhagen im echten Leben jemals gesehen und so verbreitete sich sein Hineintreten in die Realität anderer Menschen wie ein Lauffeuer in der Universität und wer auch immer gerade nichts zu tun hatte, oder besser, wer sein Studienfach nicht wirklich, wirklich liebte und blieb, lief in Richtung des Büros der Rektorin. Bald wurden aus einzelnen Schritten in der Ferne ein dumpfes Rauschen dutzender Füße auf dem blanken Grund und innerhalb von Minuten starteten dutzende Augenpaare auf den verwirrten Mann, der missmutig auf den Boden starrte.

„Herr Osterhagen“, flüsterte ihm Frau von Lyrenberg zu, „Sie selbst haben darauf bestanden, dass Ihr Titel als Professor rechtlich anerkannt wurde und sie wussten, dass mit diesem Titel Verpflichtungen einhergehen.“ Sie wandte sich lächelnd um, kehrte dann zu ihrem Schützling zurück, „Und, so offen wie ich dies sagen darf, ein wenig soziales Engagement ist auch für Sie, so unglaublich dies klingt, hilfreich. Ich habe Ihre Bücher gelesen und, unter uns, Sie besitzen eine merkwürdig misanthropische Grundhaltung.“

Osterhagen starrte weiter auf den Boden, folgte mit dem Blick den Linien auf den Brettern unterhalb seiner Füße, fühlte sich zornig und niedergeschlagen, nicht auf Grund der gerade erfolgten Ansprache, sondern weil... „Es sind zu viele Leute hier, Frau Rektorin und Sie wissen, wie ich mich fühle, wenn da zu viele Leute sind.“ Sie nickte. „Sie werden sich daran gewöhnen müssen, Osterhagen. Niemand hat vor, Ihnen die Energie zu rauben. Sehen Sie einmal, wie die Leute lächeln.“ Osterhagen blickte nicht auf, als die Blitzlichter im fahlen Licht dieses freitagmorgentlichen Herbsttages wie Funken aus einer fremden Welt aufflammten und vergingen und als er bereits fühlte, dass seine Seele in Bruchstücken verstreut und in die Zeitungen der Welt gepresst wurde.

\*\*\*

Die Straße war belebter als ein Festumzug, als Gabriele Astor mit ihrem Kleinwagen auf der Tanzfläche des abendlichen Unheils auftauchte. Sie stoppte das Auto, warf die letzten Reste eines Hamburgers in den immer präsenten Mini-Mülleimer, setzte sich ihre Mütze auf und schlug die Tür hinter sich zu. „Meine Damen und Herren, hier spricht die Polizei.“ Keiner reagierte. Das Rauschen des hintergründigen Entsetzens hatte die Menschenmenge in ihren Bann gezogen. Gabriele nickte schmerzhaft, während sie mit der einen Hand das Mikrofonkabel und mit der anderen Hand den Lautsprecherschalter zu erreichen versuchte und es mit viel Mühe und Not schaffte. „Ich muss abnehmen“, sagte sie sich in stiller Verzweiflung, dann übertönte das Knacken der Soundanlage die Umgebung und bereits nach wenigen lautstarken Ansagen „Lassen Sie mich durch, hier ist ein Tatort, verschwinden sie“ und die beginnende Anwesenheit weiterer Wagen der pensingtoner Polizeistreitkräfte ließ die Masse der Menschen auseinanderstreben wie das rote Meer, damals, vor langer Zeit.

Gabriele setzte ihr bösestes Lächeln auf, warf das Mikrofon in den Wagen und betrat das Gebäude. Der helle Schein einer mitternächtlichen Studentenparty nahm die ganze Umgebung ein, täuschte Geselligkeit vor, doch Gabriele wusste, dass es sich lediglich um Schein statt Sein handelte.

Die gepolsterten Bänke an den Seiten des Ganges tief ins Innere der Bestie war bis vor wenigen Minuten noch von halb- oder ganz-betrunkenen Jugendlichen gefüllt gewesen, der Fisch im Aquarium rechts in der Wand hatte schon bessere Tage gesehen, Tage, an denen er nicht durch eine Wand aus zerbeulten Plastikbechern schwimmen musste. Dazu kam noch der Geruch nach Erbrochenem und Panik. Gabriele machte sich daran, die Räume zu durchsuchen, öffnete die Tür zum Vorratsraum und erkannte, dass die Gerüchte über einen Mord nicht übertrieben gewesen waren.

„Gottseidank bin ich krank“ sagte sie zu ihrem Vorgesetzten James Butterfly, der sich durch seine ausnehmend charmante Art in die Herzen verschiedenster Personen bohren, aber keinesfalls einen Mordfall lösen konnte. Er nickte. „Ich bin der Meinung, dass du genau richtig für diese Sache bist, Gabriele.“ Sie zuckte mit den Schultern. Auch eine Sache, mit der sie nichts anfangen konnte: unlogische Reaktionen. Sie hatte gar nicht vorgehabt, zu fragen, wer welchen Mordfall nun löst, da sie und James die einzigen Polizisten im Umkreis von 20 Meilen waren, die erstens Dienst hatten, weil sie zweitens nicht zum gerade stattfindenden Kongress der Polizeistreitkräfte eingeladen worden waren. Gabriele vermutete eine Verschwörung, aber James hatte sie bereits darüber in Kenntnis gesetzt, dass er einfach vergessen haben musste, die Einladungen zu öffnen.

\*\*\*

„Wann haben Sie Larissa Berndt das letzte Mal gesehen?“ fragte Gabriele erneut und überlegte, ob sie ihrem Gegenüber den Stift ins Gesicht rammen sollte, um überhaupt eine Reaktion zu erhalten. Sie fuhr sich durch die Haare. Es war zum Mäusemelken. „Ich glaube, nach einer Studentenparty ist niemand wach, aber das ist mir jetzt egal.“ Sie beugte sich nach vorne und schnippste kurz, aber das Gesicht des Studenten blieb leer. Sie zuckte mit den Schultern. Die Tür öffnete sich hinter ihr und der Geruch von frischem Kaffee kroch einladend in das Zimmer. „James?“ fragte sie. „Natürlich, wer sonst. Übrigens, wir haben Gerüchte gehört, die Larissa habe es mit einem Professor getrieben. Das übliche halt.“ „Ja und?“ fragte Gabriele. „Du wirst es nicht glauben.“ Gabriele drehte sich um und starrte in das grinsende Gesicht ihres Kollegen. „Na sag schon, oder muss ich Gewalt anwenden.“ Sein Gesicht verstummte kurz. Er griff in Gabrieles Handtasche, von der jeder wusste, wühlte kurz und holte die zerlesene Ausgabe eines jener kriminologischen Schmachtfetzen heraus, die Frauen besonders toll finden.

Gabrieles Gesicht fror ein. Irgendwo in ihrem Innern begann sich eine lange gestoppte Maschinerie wieder in Bewegung zu setzen. „Osterhagen?“ und „Er arbeitet hier?“ waren die einzigen Sätze, die sie herausbrachte. „Du liest keine Zeitung, oder?“ James nickte beunruhigt. Ihr Gesicht hatte die Form einer Maske angenommen, die man ihr nur hätte abnehmen müssen, um an ihr wahres Ich zu kommen, aber wie er schon vor Jahren hatte feststellen müssen, würde ihm das mehr Scherereien machen als seine Zurückhaltung im Augenblick. Ihr Mundwinkel zitterte, als sie begann, wieder in die Welt der Lebenden zurückzukommen. Der Student, dem sie gerade die Leviten hatte lesen wollen, hatte in der Zwischenzeit sein Handy aus der Tasche geholt und tippte befriedigt von der mangelnden Aufmerksamkeit ihm gegenüber auf diesem herum, bis ihm James das Gerät aus den Händen riss und auf den Tisch warf. „Was geht ab, Mann?“ fragte der dürre Teenager grinsend. „Du kanntest Larissa und meinst, dass Osterhagen mit ihr eine Beziehung hatte?“

„Klar, das weiß doch jeder. In seinem beschissenen Kurs sind fast nur Frauen und wenn ich er wäre, dann würde ich...“ Er begann, wild zu gestikulieren... „gerade du kleiner Wicht wagst es, Harold Osterhagen als Frauenmörder hinzustellen? Wie kommst du auf die...“ James musste sich beherrschen, als er bemerkte, dass sich Gabriele aufgerafft hatte und drohend um den Tisch lief, die Hände ausgestreckt, als würde sie den jungen Studenten erwürgen wollen. „Gabriele, vielleicht meint der arme Junge das nicht so?“ fragte er in den Raum. „Ich... habe ihn noch nie gesehen, Madame!“ brüllte der Angesprochene los, „Er soll wohl nur in seinen Vorlesungen kurz auftauchen, dann sauer in die Runde schauen, ein paar Sachen an die Tafel schreiben und dann wieder verschwinden. Und ja, es sind wirklich fast nur Frauen in seinem Kurs. Halten Sie die Frau von mir fern!“

\*\*\*

„Blutrote Fäden aus geschmolzener Lava zerren sich durch den beginnenden Untergang der letzte der Sonnen. Im Schatten des verzweigten Labyrinths kauern sich zwei Lebewesen aneinander, ihre Arme ineinanderverschränkt wie ein lebendiges Puzzle, starren sich an, als wäre es ihr letzter Augenblick. „Und siehe da, ein Licht leuchtet auf und ergießt sich über die verdorrte, steinerne Ebene, erstarrt. Blendend naht sich die Rettung, liebes Kind.“ Ein Riss lässt neues Magma strömen. Arme reißen sich voneinander los. Ein Schrei. Dann kochendes Blubbern, dann nichts mehr. Und die letzte Sonne ist fort.“

Osterhagen beendete seinen Vortrag, wandte sich um, starrte auf die Tafel, die noch immer genauso leer war wie vor 2 Stunden, nickte und ging nach draußen. Die Augen der wenigen Studentinnen, die noch immer zu seinen Seminaren kamen, folgten ihm, schienen unfähig zu sein, die Stille in ihrem Kopf zu verlassen, auch wenn sie die nächsten Minuten damit verbringen konnten, eine Verbindung zwischen dem Gehörten und der Umwelt herzustellen.

Gabriele nickte, als sie den Professor erkannte, der aus der Tür trat. Ihre Augen zitterten. „Herr... Herr Osterhagen?“ Er



reagierte nicht. Sie trat näher. „Herr Osterhagen?“ erneut keine Reaktion. Dann, als würde er aus tiefer Bewusstlosigkeit erwachen, blieb er stehen und schaute auf. „Und was wollen Sie?“

Gabriele war überrascht ob seiner Stimme, denn sie war nun merkwürdigerweise anders geworden, sanfter, hatte diese Wildheit abgelegt, die sie noch vor Minuten in ihrem Herzen erfahren hatte.

„Wir haben ein paar Fragen an Sie, Herr Osterhagen. Eine Ihrer Studentinnen wurde aufgefunden, vermutlich ermordet.“ Er nickte. „Ich habe Gerüchte gehört, aber was habe ich damit zu schaffen?“ Gabriele lächelte. „Es sind Standardvorgehensweisen, Herr Osterhagen. Wir möchten Sie als Täter ausschließen, wenn Sie verstehen...“ „Ich verstehe. Ich habe aber wenig Zeit. Ich werde erwartet.“ Gabriele versuchte, weiterhin zu lächeln.

„Sie sind Harold Osterhagen, geboren am 07.07. 1973?“ Er nickte. „Toll, könnte ich ein Autogramm haben?“ fragte Gabriele, dann bereute sie ihre Keckheit, als sie seinen Gesichtsausdruck bemerkte. „Sorry, es war... ein Scherz.“

„Ein Scherz, Frau Polizistin. Hmm... das bestätigt meine schlimmsten Vorstellungen. Sie nehmen mich nicht ernst, nicht wahr? Was tue ich hier?“

Gabriele stand auf und trat an das Fenster. Draußen schwebten die ersten Blätter eines endenden Sommers vorbei; die Sonne hatte sich hinter tiefen Wolkenbündeln versteckt. „Herr Osterhagen. Frau Larissa Berndt, war Ihre Studentin. Sie hatten mir ihr mehr Kontakt als jeder andere.“ Er hob seine Augenbraue. „Wirklich? Ist mir gar nicht aufgefallen. Ich dachte immer, die Studenten heutzutage betrinken sich öfters als dass sie in Vorlesungen gehen.“ Er lächelte. „Von daher gehe ich davon aus, dass mehr Leute als nur ich mir ihr Kontakt hatten.“

„Aber nicht so, wie Sie es sich vorstellen. Hatten Sie eine persönliche Verbindung zu Frau Berndt?“

\*\*\*

„Er kann es nicht sein.“ Gabriele hörte diesen Spruch nicht zum ersten Mal, als sie in ihrer Uniform durch die Menschenmassen ging, die angezogen durch einen Skandal in den Gängen der Universität lauerten. Sie hasste Gaffer, aber das war nunmal eine eher provinzielle Stadt und hier gab es sonst nichts. Betroffenheit hatte sich dorthin gelegt, wo noch vor Stunden eine Art ritueller Verehrung für diesen Sohn der Stadt seinen Platz gehabt hatte.

Osterhagen war ein Idiot und sie hatte genug Punkte, um ihm in den Arsch zu treten, wenn er seine Mitarbeitspflicht weiter vernachlässigte. „Larissa? Irgendein Mädchen, dessen Liebesbekundungen mir lästig waren, ein Gör von vielen. Da werden Sie nichts finden, sie hat ein Leben im Zusammenbruch geführt, also doch mehr zurückgezogen als ich mir dachte. Wenn ich ehrlich sein darf, es ist gut, dass sie weg ist. Sie hat gestört.“

„Nein, ich war zu diesem Datum nicht hier. Ich war bei meiner Mutter.“

„Ich bin dort regelmäßig. Es ist eine soziale und emotionale Verpflichtung.“

„Man zwingt mir meine Studenten förmlich auf. Ich könnte in dieser Zeit mehr vollbringen als vor diesem unfähigen Pack alte Informationen auf eine Tafel zu schreiben. Und stellen Sie sich vor, irgendwann wird es Prüfungen geben. Der Mehraufwand an Zeit und Geduld...“

„Der Titel stand mir rechtlich gesehen zu. Lediglich ein Formfehler hat mich für längere Zeit daran gehindert, ihn zu führen. Aber wozu gibt es Gerichte.“

„Nein, ich habe jetzt keine Zeit mehr. Auf Wiedersehen.“

Gabriele fluchte, als sie sich die letzten Sätze mit Osterhagen zu Gemüte führte. Bislang gab es tatsächlich keinen weiteren Anwärter auf den Titel des Mörders des jungen Studentin, aber er hatte ein Alibi. Zumindest hatte er das gemeint. Er war bei seiner Mutter gewesen, so so.

\*\*\*

„Es war Mord, Gabriele. Die Kleine wurde erwürgt, an den Spuren lässt sich erkennen, dass es sich um eine Art Strick handelte. Es muss aber kein Strick sein, denn ich habe keine Faser gefunden, die darauf hinweist. Genauso gut könnte der Kleinen jemand mit einem Drahtbügel die Luft aus dem Kopf geprügelt haben.“ Gabriele nickte. Doc Emerald, in diesem kleinen Ort eher eine Kapazität des Alkoholkonsums als einer vernünftigen Arbeit nachgehend, mochte für diesen Tag nüchtern sein, aber nicht mehr lang. Tatsächlich war er immer nur nüchtern, wenn eine Leiche vor ihm lag und in diesem Fall war die Leiche nicht 90 Jahre alt, sondern um einiges jünger gewesen. Er rieb sich seine wenigen verbliebenen Haare und begann aus seiner Jugend zu philosophieren. Gabriele ging, den Fall vorschützend nach draußen. Sie hatte genug gesehen und gerochen.

Der Tag verhiess nicht besser zu werden als er bereits gewesen war, nämlich schlecht. Bereits im Gang nach draußen tummelten sich Fremde mit großen Kameraobjektiven, den zackigen Bewegungen eines im Hintergrund lauernden Volkskörpers: Journalisten. Gabriele hasste diese Menschen, immer bestrebt, ihnen aus dem Weg zu gehen, wann immer dies möglich war. Diesmal hatte sie aber Pech. „Kein Kommentar“ rief sie die nächsten Minuten, als irgendjemand ihr eine Aussage entlocken wollte, mit jener Herzlichkeit, die Reporter einfach haben: hysterisches Gejammer und aggressives Nachgefrage.

Sie entschloss sich, einen Umweg nach Hause zu machen. Die Hauptstraßen waren leer, aber sie hatte nicht das Bedürfnis, heimzufahren. Die Wolken lagen tief und deuteten Regenfall an und Gabriele fragte sich immer wieder, wieso eine junge Studentin sterben musste, weil sie vielleicht nicht so sozial gewesen war wie jeder andere oder weil sie vielleicht mit dem Helden ihrer Kindheit, die erst wenige Jahre vorbeizusein schien, etwas hatte. Sie schüttelte sich bei dem Gedanken. Ja, es stimmte, Osterhagen hatte in vielen seiner Bücher, also bei den wenigen, die es überhaupt gab, immer wieder angedeutet, dass er allein war und dass er oft seine Mutter besuchte. Von einem Vater hatte er allerdings nie etwas erzählt. Mein Gott, der Mann war uralt und war wohl erst vor kurzem bei seiner Mutter ausgezogen, um sich ein einzelnes winziges Appartement in der Nähe der Uni zu leisten und dann fährt er 3x in der Woche zu ihr... für was? Gabriele hasste Klischeedenken, aber hin und wieder führte genau das sie in die richtige Richtung.

\*\*\*

„Erneut junge Studentin ermordet“ prangte auf den Titelblättern der Zeitungen, während Gabriele an den Zeitungsständen vorbeilief. Sie versuchte, dies alles zu ignorieren. Osterhagen war kein Mann der Presse, dass war so klar wie Klobrühe. Er hatte sich nachdem seine ersten Bücher solche Erfolge gewesen waren, zurückgezogen, hatte ein Leben in Einsamkeit geführt, unterbrochen von den klassisch jubelnden Auftritten, die nötig sind, damit weitere Bücher verkauft wurden, bis hin zu den furchtbaren Frühstückshows und Vorabendsendungen, aber das war wohl auch zuviel. Gabriele konnte das nachempfinden, auch wenn sie keinerlei Talent hatte, um überhaupt zu schreiben. Leute wie Osterhagen waren Inspiration, ihre Fähigkeiten, mit Worten umzugehen, grenzte an Magie und dazu noch das Zurückgezogen-leben, wie ein Zauberer im Elfenbeinturm. Dennoch, sie hatte nie gewusst, dass er in ihrer Stadt lebte. Ein schlechtes Vorbild, wie sie festgestellt hatte, aber dennoch, es war für die wenigen Augenblicke erhebend genug, um ihr den Tag zu verbessern. Hier also lebt seine Mutter, sagte sie sich und klingelte an der Tür eines Hauses, das so alt aussah wie die Frau, die wenige Augenblicke später öffnete.

\*\*\*

„Mein kleiner Harold kann solche bösen Dinge gar nicht machen.“ ein Satz, den Gabriele noch sehr oft hatten hören müssen. „Er ist so ein lieber Junge.“ hatte die alte Frau immer wieder geflüstert, während sie in ihren alten Schuhen über das Parkett rutschte. „Frau Osterhagen, wir wollen doch nur die Wahrheit...“ „Nein, ihr wollt ihm etwas anhängen. Dabei kann er solche bösen Dinge gar nicht machen.“ Gabriele hatte dann geschwiegen, sich umgeschaut und versucht, die ungeputzten Fenster, den Staub im ganzen Raum, sogar auf dem Kronleuchter, den Geruch von sauren Altfrauenkörpern zu ignorieren und fand das sehr schwierig. „Werte Frau Osterhagen, wir haben gehört, dass Ihr Sohn am Tatabend bei Ihnen war. Stimmt das?“ Gabriele hatte versucht, ein Nicken oder ein Kopfschütteln zu erkennen, aber die Gestalt von Frau Osterhagen hatte verschwommen keinerlei Struktur, sie war eine Einheit mit der Wand eingegangen. „Mein kleiner Harold ist sehr oft bei mir, wissen Sie. Er ist vor kurzem ausgezogen, hat gesagt, dass er endlich mal erwachsen werden muss und dass er deshalb alleine leben müsse. Und er ist dann weggefahren und kommt manchmal wieder und besucht mit, wissen Sie, ich bin eine alte Frau, was weiß ich schon von der Welt...“

„Die Sonne geht am Horizont unter und ich sitze in meinen abgetragenen Klamotten in der Deckung meines Verschlags und singe ein einsames Lied, meine Worte strömen förmlich aus meinem Hirn in die Dämmerung und mir ist kalt und ich fühle mich eins mit der Welt und mit den Gedanken, dass du gegangen bist, ohne mir zu sagen, ob du je

wiederkommen wirst: all diese Puzzleteile bilden ein Gemälde aus dahinziehender Trauer, durchdrungen von glühenden Blitzen voller Wut, die im Sand meiner Agonie zu glitzernden Glasbausteinen verschmelzen; dies alles wird gemalt, nur durch dich, nur durch deine Arroganz, deiner Entfernung von allem Menschlichen, von mir; all dies wird gezogen von einem Wesen aus jammerndem Fleisch, von mir; von diesen Dingen, die mich an dir stören und doch, ja doch, dich an mir binden.

Doch ich sitze hier im Schatten meines Verschlags und aus der Ferne dröhnt der Donner eines Überschallwesens, Flugzeug oder Gewitter, menschlich oder aus der Natur, es ist gleich, denn du bist nicht da und auch wenn ich jetzt aufstehen möchte, und aus meinem Häuschen das Grammophon holen will, um die Geräusche der beginnenden Nacht auszumuszieren, nehme ich noch einen Schluck Schwarzgebrannten und denke weiter an dich. Ja, an dich, denn dein Weggang hat mir gezeigt, dass auch mein Verstand verschwunden ist. Mein guter, gütiger Verstand, der mir sagt, was ich zu tun und zu lassen habe und ich überlege mir, Hütte abzufackeln, selbst darin zu verschwinden, Erde zu Erde, Fleisch zu Asche, Staub zu Staub. Aber da gibt es kein Gedanken mehr an dich und aus einem Grund, den ich nicht verstehe, muss ich weiterleiden, denn Flucht ist müßig, dumm, flach und Leiden macht mich größer als ich es mit dir je war.“

„Diesen Text hat er damals geschrieben, als er 12 war und ich habe ihn aus der Zeitung ausgeschnitten und hier, sehen Sie, hier, hängt er die letzten 25 Jahre.“ Frau Osterhagen zeigte lächelnd an die Wand, hat sie doch den Text auswendig vorgetragen. Gabriele erinnerte sich, als sie das Stück in einer Sammlung moderner Prosa gelesen und sich sofort verliebt hatte. In den Text, nicht den Mann.

\*\*\*\*

„Wie meinst du das, er war nicht am Tatort, als das Verbrechen verübt wurde?“

Gabriele drehte sich um, ihr Bürostuhl knarrte dabei gefährlich und ihr sagte das, dass sie endlich verdammt nochmal eine dieser neuen Diäten ausprobieren müsse. „Er war bei seiner Mutter. Dort ist er 3x in der Woche. Drei Mal. Ist wohl erst vor einem halben Jahr aus Mutters Haus ausgezogen, hat sich etwas in der Nähe gesucht, um sie ja oft genug besuchen zu können. Manche Männer werden wohl nie erwachsen.“ Der verständnislose Blick ihres Vorgesetzten zeigte ihr, dass sie getroffen hatte. Sie deutete auf seine Brotbüchse. „Das ist ein Klassiker“, sagte er und umklammerte dabei die aufgedruckten Superheldenfiguren. „Siehst du, und er besucht gerne seine Mutter.“

Kopfschütteln war die letzte Reaktion, die sie von ihrem Chef sehen würde, zumindest für die nächsten 20 Minuten, die er damit verbrachte, die Actionfiguren, die er heimlich in seinem Schreibtisch versteckt hatte, zu putzen.

\*\*\*

„Vor 2 Wochen? Ist das schon wieder so lang her?“ fragte Gabriele, sichtlich erschüttert und der Polizist ihr gegenüber, dessen Namen sie sich nie merken wollte, nickte. „Und heute schon wieder?“

„Ein Student, mit dem Auto überfahren. Es gibt keine Bremsspuren und es war am Tag.“

Dass in den letzten Wochen kein Ergebnis gekommen war, machte einen vernichtenden Eindruck auf die Leute in der winzigen Polizeistation. Als wären Außerirdische zu Besuch gekommen, waren die letzten Tage ein verzweifertes Suchen nach einem Mörder gewesen, doch konnte sich keiner daran erinnern, etwas getan zu haben. „Chef, das ist doch nicht normal.“

„Schauen Sie nach draußen, es ist Ende November, die Hälfte der Leute sind krank, die anderen sind überlastet. Hast du den Unfall letzte Woche wirklich vergessen?“

Gabriele erinnerte sich an Schreie, aber das wars schon. Sie hatte die letzten Tage damit verbracht, sich durch die Protokolle unzähliger Zeugenaussagen zu quälen, doch ihre Gedanken waren stets woanders gewesen, weit weit fort, als wäre es ihr peinlich, an Osterhagen zu denken.“

„Und nun ist wieder jemand tot?“

„Wie ich schon sagte“, die Stimme im Hintergrund hörte nicht auf, zu rumoren „Überfahren und, jetzt wird lustig, er

hatte ein handsigniertes Exemplar von „Mord in 10 Stufen“. Du weißt, was das bedeutet.“

Gabriele nickte. „Osterhagen, jemand bringt seine Fans um.“

„Oder er bringt sie um, weil sie ihn nerven.“

„Das ist Bullshit und das weißt du.“

„Ich weiß was?“ fragte ihr Chef und deutete mit dem Zeigefinger auf sie, „Ich bin zumindest offen für Möglichkeiten. Ich bin da jetzt nicht so fanatisch wie du anscheinend.“

„Ist ja schon gut.“ Gabriele gab sich den Anschein einer vernünftigen Person.

„Wir müssen ihn nochmal befragen. Du weißt schon, deinen Osterhagen-Typen.“

Sie nickte. „Ich bin schon auf dem Weg.“

\*\*\*

Blut auf dem Flur und an den Wänden der Küche und genau dort, wo Gabriele hinwollte, konnte sie nicht, ohne das eherne Gesetz zu brechen, welches da hieß: „ein veränderter Tatort gibt Falschaussagen.“

Die Türe zum Haus von Mutter Osterhagen war offen gewesen, Gabriele hatte sich mit den Ellenbogen Zutritt verschafft und das war nun der Dank. Sie seufzte, während sie das Funkgerät in die Hände bekam und machte eine klare Ansage. Dann musste sie nur noch warten. Plötzlich ein Schatten mitten im Zimmer. „Bleiben Sie stehen.“ Osterhagen. „Was ist das hier?“ Panik bracht Bahn, hallte durch die leeren Räume vor den beiden spät-nachmittäglichen Besuchern und schneller als sie sehen konnte, war Osterhagen in ein angrenzendes Zimmer verschwunden. Sie fluchte, dass er verschwunden war, aber mehr, dass er überhaupt hier gewesen war.

Minuten später stand schon der zweite und letzte Wagen der Polizeistation hinter ihr, blinkte fröhlich sein Lied in die Nacht und sandte Strahlen von Unaufhaltsamkeit in das leere Haus. Das Blut leuchtete dunkel in seiner eigenen Art und Weise.

Gabriele hatte sich mit Handschuhen ausgestattet und war nun doch eingetreten. Das Haus hatte den Charme eines Museums; doch als sie das letzte Mal hier gewesen war, war etwas anders gewesen, jetzt manifestierte sich Einsamkeit in Brocken um sie herum. Frau Osterhagen war nicht da. Gabriele musste Flüche unterdrücken.

\*\*\*

„Frau von Lyrenberg, welche Antworten haben Sie auf unsere Fragen?“

Die Rektorin wirkte sichtlich angespannt ob aller, auch der oben genannten, Fragen. „Wie meinen Sie die nochmal?“ Sie fuhr sich durch die Haare und ihre Hände verrieten ein Alter, das mit dem des Gesichts nicht korreliert, denn hunderte Stunden an sportlicher Betätigung und ein zweimonatlicher Besuch bei einem Botox-Spezialisten helfen nicht beim sichtbarsten Zeichen alternder Frauen.

„Wieso haben Sie Osterhagen überhaupt in ihre Universität geholt?“

„Er hat darum gebeten. Ein bisschen hat er auch geklagt, Sie wissen schon, dieses ganze „Ich habe mein Studium zwar nicht ganz abgeschlossen, aber ich bin wichtig, also geben Sie mir einen verdammten Titel.“ Er hat das zumindest nicht offen gesagt, aber seine Augen, als er in meinem Büro saß, seine Hände gefaltet wie ein Priester, all das sagte mehr als nur „Hallo, ich bin Harold Osterhagen.“ Die zweite Sache war natürlich die Publicity.“ Frau von Lyrenberg stand auf und ging zum Fenster, starrte hinaus. Gabriele fühlte sich genervt, aber sie wusste, dass es notwendig gewesen war, herzukommen. Osterhagen kannte wenige Menschen und nun, da er auf der Flucht war... „Ein bekannter Autor zieht Leute an. Und Ehrendokortitel sind ein bisschen flach für eine kleine Universität, wie wir es sind. Aber unter uns, er ist gefährlich. Glauben Sie mir, Sie kennen seine Bücher und damit seine Gedanken besser als jeder Mensch, der ihm

einfach auf der Straße begegnet.“

„Seine Mutter?“

„Er hat sie gehasst. Wenn Sie zwischen den Zeilen lesen... hm... dann lesen Sie, dass er sich immer fremd gefühlt hat, ob er bei ihr oder nicht bei ihr gewesen war. Er hatte ein untrügliches Auge dafür, wenn etwas nicht korrekt ist. Hier hatte er Erfolg. Sie kennen ihn ja und auch seine Mutter, nehme ich an.“

„Ich hatte die Möglichkeit, sie kennenzulernen. Es ist eine sehr strenge Frau, aber auch eine sehr stolze Frau, stolz darauf, dass ihr Sohn erfolgreich ist.“

„Ja, dass ihr Sohn so erfolgreich ist.“

Gabriele wurde gewahr, dass die Direktorin ihren Kopf an die Fensterscheibe drückte, hörte entgeistert das leise Knacken des Glases. War da etwas zwischen Osterhagen und der Direktorin abgelaufen? Sie spürte Feindseligkeit, bitter und verzweifelt. Dann schüttelte sie den Kopf. Die Befragung war zu Ende, doch den Befehl dazu hatte nicht sie gegeben.

\*\*\*

„Wir haben ihn“, eine Stimme im Funkgerät, dass das Ende der Jagd bedeutete. Gabriele zuckte zusammen. Ein Mob aus verschiedenen Jugendlichen und anderen Bewohnern der Stadt hatte sich aufgemacht, den „Buchmörder“ zu finden und tatsächlich; durch eine Reifenpanne an der Straße gezwungen, anzuhalten, war Osterhagen einigen Leuten aufgefallen; er hatte sich dumm angestellt, anscheinend noch nie einen Reifen gewechselt gehabt und war deshalb ein leichtes Opfer gewesen. Gabriele fluchte. Sie hatte es vorhergesehen, dass irgendein Trottel das Gesetz in die eigenen Hände nehmen und die Sache mit augenscheinlicher Gewalt und dem Bedürfnis, Rache zu üben, durchziehen musste. Sie hoffte nur, dass Osterhagen lebendig genug war, einige Fragen zu beantworten.

Die Gestalt, die ihr eine Stunde später gegenüber saß, war unverletzt. Noch immer verwundert über diese Sache, kamen ihre Worte eher zögerlich, als glaubte sie nicht, dass er real war.

„Herr Osterhagen, Sie wurden verhaftet wegen des Verdachts auf zweifachen Mord, vielleicht dreifachen. Zwei Studenten tot, Ihre Mutter verschwunden, das Haus voller Blut, wie sieht das denn aus?“

Der dünne Mann, dessen Bewegungen beim ersten Mal fahrig und aufgereggt gewirkt hatten, rührte keine Miene. Seine Augen erinnerten Gabriele an Steine, die seit Millionen von Jahren immer an der selben Stelle lagen, grau und tot. Nur am Zucken des kleinen Fingers seiner rechten Hand und am leisen Atem, der durch das Zimmer kroch, wusste sie, dass er noch unter den Lebenden weilen musste.

„Was ist los mit Ihnen, Osterhagen?“

Keine Reaktion. Die Tür öffnete sich hinter ihr und die Stimme ihres Vorgesetzten polterte im Hintergrund ein leises Lied von Terror und Panik. „Wie, Osterhagen ist hier?“

Eilige Schritte, dann surrte Fensterglas vom Aufprall der Tür. „Osterhagen, Sie haben uns mehr Sorgen bereitet als ein Affe auf dem Mond. Wo haben Sie Ihre Mutter versteckt.“ Eine Faust hämmerte auf den Tisch, noch immer keine Reaktion.

„Chef“, Gabriele stand auf, beugte sich hinüber zum rot-pochenden Gesicht des Angesprochenen, „Er steht vermutlich unter Schock.“

Er schüttelte den Kopf. „Show. Dieser Mistkerl ist ein Mörder und ein Entführer und ich werde das herausfinden.“

Es klopfte leise an die Tür. Der Gerichtsmediziner winkte fröhlich in den Raum, die Hände fest um Unterlagen gewickelt, als wären sie das Seil, das ihn über eine Mauer in Freiheit bringen konnte.

„Wie meinen Sie das, falsche Blutgruppe, falsche DNA?“

„Ich habe herausgefunden, dass das Blut im Flur und eine Blutprobe des Herren Osterhagen absolut keine familiären Verbindungen zulassen. Lassen es mich Ihnen so sagen: Die Frau war niemals Osterhagens Mutter.“

„Noch was“ sagte eine Stimme im Hintergrund, „die Kautionsurkunde wurde bereits festgesetzt, irgendein Richter ist wohl ein Fan von Osterhagen und hat sich gelangweilt. Und dazu kommt noch, dass irgendein anderer Idiot bereits gezahlt hat.“

Gabriele schüttelte den Kopf. „Wer war denn so... dumm?“

„Ich“, die Gestalt im Türrahmen trat näher und Gabriele fühlte, wie sich ihr Gesicht in Stein verwandelte. „Er ist wichtig für unsere Universität, die Herrschaften und es ist notwendig, dass er zumindest für die nächste Zeit auf freiem Fuß ist.“ Frau von Lyrenberg lächelte, „Finden Sie nicht auch, dass er eine Chance haben sollte?“

Eine halbe Stunde später starrte Gabriele noch immer auf den Schein, der ihr der Pathologie gegeben hatte, nein besser gesagt, überreicht hatte, als wäre es eine Kostbarkeit. Sie konnte nicht anders, versuchte gar nicht, ihren Blick abzuwenden.

„Herr Osterhagen und das Opfer haben keinerlei genetische Ähnlichkeit. Ihre Blutgruppen unterscheiden sich so stark, dass es eine Unmöglichkeit ist, dass sie tatsächlich Mutter und Sohn sind.“

„Hast du was, Gabriele?“ Ihr Chef war heute besonders nett und bedachte sie mit grimmigem Blick in der Art von „Na, da hast du dir was schönes eingebildet.“, aber sie hatte diese Situation schon öfters er- und besonders, überlebt. „Nein, aber ich werde nochmal mit dem Verdächtigen sprechen müssen. Ich weiß nicht, ob er weiß, dass er nicht der Sohn seiner Mutter ist.“

\*\*\*

Die Wohnung stand offen und aus der Öffnung drang kein Hauch von Leben. Gabriele lehnte sich vorsichtig an das Holz und von leisem Knarren begleitet, öffnete sie die Tür. Der Flur lag in tiefem Schweigen. „Herr Osterhagen?“ fragte sie und erkannte, dass sie tatsächlich allein war. „Verdammt“, war ihre Reaktion; trotzdem ging sie weiter. Sie versuchte, nicht zu zittern. Ihre Hand um die Waffe gelegt, betrat sie das Wohnzimmer.

Der asketische Lebensstil von Osterhagen traf tief; klinische Sauberkeit machte den Raum zu einer Art Mönchsklausur. Ein einzelner Tisch, Stuhl, Computer und ein Bett ohne Bezug starteten alleingelassen in die Gegend herum. Sie zuckte mit den Schultern. „Herr Osterhagen?“ fragte sie. Noch immer keine Reaktion.

Auf dem Weg zur letzten Person, die Osterhagen gesehen hatte, fiel ihr ein, dass die Wohnung noch immer offenstand. Sie lächelte bei dem Gedanken, dass ihn sicher niemand ausrauben würde. „Er besitzt ja nichts.“

„Frau von Lyrenberg?“ Merkwürdiges Schweigen an einem sonst so belebten Ort. Das Büro lag verlassen da, gleich der einsamen Oase in der Wüste mit einem Hauch von Gefährlichkeit und Verwirrung. Sie trat ein und betrachtete die Einrichtung. Sie war bisher nie hier gewesen, aber Gerüchte drangen wieder in ihr Hirn, Gerüchte, die sie bisher nie wirklich überhört hatte.

„von Lyrenberg? Die Alte hat doch ne Macke. Ist doch nur auf Arbeit. Hat die überhaupt nen Mann? Wieso ist sie denn immer so mies drauf? Gehts ihr schlecht? Wie alt ist die denn wirklich?“

Das Büro war eine reine Brutstätte von Arbeit, Gabriele verspürte kein Quäntchen Freude in der Vergangenheit, eher eine Art Zorn und rücksichtslosem Marsch nach vorn. Die Leute hatten ja recht mit ihren heimlichen Gedanken, aber man musste das auch mal so sehen: Seit von Lyrenberg hier Chef war, hatte die Uni einige hochangesehene neue Professoren bekommen, war sie um 5 Plätze aufgestiegen und ein Beispiel aus unwirklicher Härte und familiärem Klima geworden. Und nun das hier. Von Lyrenberg nicht da und ihr neuestes Projekt, Osterhagen, verdächtig, verschwunden.

Ein plötzliches Klingeln zerrte ihre Aufmerksamkeit in die Realität zurück. Echos von Hilfescreien durchströmten die Luft und legten sich in Gabriele's Ohr. Aus einem Reflex heraus hob sie den Telefonhörer ab.

»Hallo. Ich bin an der Hütte, wie Sie es mir befohlen haben. Ich hoffe, Sie sind nicht wirklich da. Ich weiß nicht. Sie sind mir einen Schritt voraus. Der See vor mir bewirkt eine Sehnsucht, wie Sie bereits gesagt haben und dennoch fürchte ich mich. Sie haben gewonnen, was auch immer Sie in einen Kampf mit mir investiert haben. Wo sind Sie? Wo sind Sie?“ Es klickte. Gabriele fluchte. Osterhagen. Und von Lyrenberg.

\*\*\*

Die Baumwipfel ragten in den Himmel gleich grüner Raketen, die nur auf ein Kommando warteten, endlich in die Unendlichkeit zu fliehen. Der Waldboden knackte leise, als Gabriele aus dem Wagen stieg. Im Geräuschpegel des immer leiser werdenden Funklärms hörte sie nur Dinge wie „Alarm. See. Mord. Osterhagen“.

Die Hütte lag klar vor ihr, so klar wie man sich nur sicher sein konnte, mit uneingeschränktem Verstand vorgehen zu können. Vorsichtig trat sie näher. Aus der Dämmerung wurde Abend und Gabriele bemerkte, wie sie zitterte. Irgendwo im Schatten der Bäume tauchte plötzlich ein Lichtkegel auf, wanderte über die dunklen Stämme, beleuchtete Steine und, wäre Gabriele nicht ausgewichen, auch sie. Sie verließ ihre Position hinter einem Strauch erst, als das Licht gelöscht, die entfernte Autotür geöffnet und wieder geschlossen, als die fremde Person in hastigen Schritten durch das Gestrüpp ging. Das Licht verschwand und die Gestalt, so filigran und zart sie auch schien, nahm Konturen an, die sie mehr verwirrte als aufklärte. Von Lyrenberg?

Die Gestalt öffnete die Tür zur Hütte, Geschrei drang zu Gabriele herüber, dann krachte es wieder und sie hörte nichts mehr. Sie nahm die Pistole aus dem Halfter und rannte hinüber. Dumpfes Poltern hinter dem dicken Holz. Sie versuchte die Tür zu öffnen, erfolglos. Sie trat einige Schritte zurück, hoffte auf das Beste und rammte das dünne Holz und wie von Zauberhand öffnete sich der Eingang...

\*\*\*

„Und Sie glauben, dass diese Sache nie rauskommt?“

„Ich bin mir sicher, wenn Sie schweigen, wird der Rest der Untersuchung im Sand verlaufen.“

„Und Sie möchte die Fakten soweit unterdrücken, dass, ich weiß nicht....“

„Welche Fakten. Es gibt keine Fakten mehr, Herr Kommissar.“

„Die Fakten, dass in der Hütte mehrere Körper aufgefunden wurden, deren Köpfe nicht nur fehlten, sondern dass die Anzeichen dahingehend sprachen, dass die Dinger überhaupt nie einen Kopf hätten haben sollen, dass dort, wo der Hals endet, keine Öffnung, sondern normal gewachsene „Haut“ war?“

„Ein Schock, fehlerhaftes Licht....“

„Sicher. Dass der See in der Nähe auf einmal einen Wasserstand hat, der über einen Meter von seinem normalen Stand abweicht und Camper, die zu dieser Jahreszeit gerne an den See fahren, ein leuchtendes Objekt zum Himmel haben fliegen sehen, all das muss ignoriert werden?“

„Die Leute wissen doch nichts von der Art Fakten, die sie augenscheinlich in den Hintern treten, nicht wahr.“

„Nein, die Leute werden nur dahinterkommen. Sie wissen das, ich weiß das. Die Pathologie hat die Körper bereits in Gewahrsam.“

„Ach ja, eine Sache, die ich vergessen habe...“

„Was ist das?“

„Eine beglaubigte Urkunde, in der Ihnen mitgeteilt wird, dass die Körper uns übergeben werden sollen. Ich würde nicht soviel Umstände machen, fänd es aber in Anbetracht der Lage wichtig, dass ich mit Ihnen spreche.“

„Das kann nicht sein.“

„Hören Sie. Wenn Sie das tun, was ich sage, werden entsprechende Kanäle von Ihrer Einsatzbereitschaft, ihrem Mitwirken, begeistert werden, vertrauen Sie mir.“

„Und Osterhagen?“

„Die Person Osterhagen wird einfach verschwinden. Das passiert vielen Prominenten, wenn sie nicht mehr im Rampenlicht auftreten. Einen Ersatz für die Rektorin finden wir auch, keine Sorge und was Frau Osterhagen betrifft, nun... ich lehne mich vielleicht aus dem Fenster, aber ich sage mal so: Sie war das einzige menschliche Wesen in dieser Hütte, bis Ihre Kollegin dort aufgetaucht ist. Leider kam sie zu spät.“

„Zum Thema Gabriele...“

„Ich hoffe, sie erholt sich von dem Schock. Sie ist eine gute Polizistin... und die Hütte ist Geschichte. Es scheint, als ob dort ein unbedachter Wanderer vergessen hat, die Kerze auszublasen.“

„Das kommt Ihnen wohl passend vor, was?“

„Ja. Nichtmenschliches Genmaterial hat die Angewohnheit, sich schneller auszubreiten, als man will. Ich schweife ab. Wie ich an den Schreien höre, ist Ihre Kollegin aufgewacht. Ich glaube, es wird ein langer Weg, bis sie wieder ihre Augen schließen kann und dann eben nicht... diese wunderlichen Dinge sieht: Dinge, die sie nie hätten sehen sollen. Gehen wir? Es gibt viel zu tun.“



## Valentinstag

Kaum hatte er sich auf die Parkbank gesetzt, sah er sie sich ihm nähern. Nervös zerrte er an dem Kissen, welches er seit einem Jahr nutzen musste, um die Schmerzen in seiner Hüfte zu mildern. Er packte seinen Stock und stemmte sich mühselig hoch. Die Dämmerung liess orangenes Licht über die Menschen auf der Promenade fließen und verwandelte das Meer in flüssiges Gold.

Mochte es auch an diesem zauberhaften Licht liegen, sie sah bezaubernd aus. Ihre Augen waren noch immer das Erste, was ihm an ihr auffiel. Ein Funkeln hatte stets in ihnen gelegen, seit sie sich kannten. Auch ihre Bewegungen waren noch immer die des jungen Mädchens aus dem Projekt, das sie gemeinsam betreut hatten.

Wortlos standen sie sich gegenüber. Für diesen Augenblick fielen von ihm alle Schmerzen, all die Trauer über die verschwendete Lebenszeit ab.

Dann umarmten sie sich und in jeder Faser seines Körpers spürte er die Sehnsucht, die er nach dieser Frau hatte, jeden einzelnen Augenblick seit damals.

Ihr Blick fiel auf den Korb. Sie grinste und strich mit ihren filigranen Fingern über die karierte Decke.

"Bitte", sagte er und seine Stimme war heiser vor Aufregung, "für unser Treffen. Nur das Beste."

Ihre Augen glitzerten. "Champagner, du weisst doch, dass ich nichts trinken darf. Und Eier Benedikt für meinen furchtbar hohen Cholesterinspiegel und ooh, Ananas-Parfait, das ich nicht mehr vertrage. Du hast an alles gedacht."

Er nickte. "Du weisst, dass ich diesen Abend bereits seit Jahren vorbereite." Sie grinste anzüglich, setzte sich hin und nahm einen der Porzellanteller. Er öffnete die Flasche und liess den Korken ins Meer segeln. Sie kostete bereits den Hauptgang. Er füllte beide Gläser und gab ihr eines davon. Sie betrachtete das Sprudeln aufmerksam. "Du Schwerenöter hast mir wieder einmal viel mehr ins Glas geschüttet als dir selbst", sagte sie und er ihm schoss das Blut ins Gesicht. "Meiner Theorie nach bleiben wir immer die selben, ganz gleich, wie sehr uns Erfahrungen zu prägen versuchen." Sie nickte. "Immer noch der Philosoph."

"Wie geht es dir?" fragte er. Sie sprach mit vollem Mund. Er fühlte sich wie damals, jung und voller Hoffnung. "Mein Mann ist tot. Er ist vor 2 Jahren gestorben, wie du weisst. Hast es in der Presse vermutlich auch gelesen. Autounfall, mit seiner Sekretärin. Beide nicht angeschnallt und nur halb angekleidet."

Er schüttelte den Kopf. "Ich weiss von nichts. Ich musste doch unser Treffen vorbereiten." Sie sah ihn mit großen Augen an. "Ja? Das macht mir Gedanken." Er lachte kurz auf und lächelte sie danach an. "Unser Pakt." Sie nickte. "Ich weiss. Deshalb sind wir heute da. Im Herzen war ich immer ganz dein, ganz gleich, was man von dir sagte, als du verschwunden bist. Und dann bist du vor einem halben Jahr wieder aufgetaucht, hast dich bei mir gemeldet."

"Die Agentur, für die ich gearbeitet habe, hat mich entlassen. Ehrenhaft. Sie wussten, dass ich mir durch meine Arbeit eine dieser tödlichen Krankheiten zugezogen habe." Sie nickte. "Damals, das Projekt, war also nur der Anfang?" Er sah ihr in die Augen. "Ja, sie haben Kontrolle ausüben wollen, Ängste im Menschen wecken wollen, ein starkes "Wir gegen sie". Doch nun..."

"Nun sind wir alt und krank, vom Tod gezeichnet und dennoch..." sagte sie und ihre Augen füllten sich mit Tränen. Tropfen flossen über ihre Wangen. Schluchzend nahm sie das Taschentuch, dass er ihr anbot.

Sie schmiegte sich an ihn. "Weisst du noch?" fragte sie. Er nickte. "Wir wollten die Welt in Flammen setzen, weil sie uns hassten, weil sie uns verachteten, weil sie..." "Ja", sagte sie leise in die aufkommende Nacht. Er griff in den Korb und holte ein Handy heraus. "Ein Geschenk. Mein Geschenk, an dem ich so lang gearbeitet habe, aber du warst es, bist es wert, wirst es ewig sein." "Oh", sagte sie und atmete laut ein "es ist schön". "Die Nummer lautet "338379375" oder für dich einfach "Feuerwerk" meinte er und fühlte, wie sich sein Rücken spannte, während sie die Buchstaben eingab. "Ich liebe dich", sagte sie leise und wählte.

Die gewählte Nummer wurde durch eine nah am Strand aufgestellte Antenne eines Mobilfunk-Anbieters aufgefangen und mittels einer sabotierten Weiterleitungstabelle zugeordnet. Es klingelte in einem unbewohnten Haus. Klickend schaltete sich das Modem ein und wählte mehrere streng geheime Rufnummern, die von Mainframes verschiedener Stützpunkte überwacht wurden.

Schreiend liefen Männer in Uniformen neben Doktoren in weissen Kitteln, suchten eine Fluchtmöglichkeit. Wissenschaftler, denen die automatischen Verriegelungen den Versuch, zu entkommen, sofort zunichte machten, pochten panisch an die Türen. Ein Brüllen lief durch die unterirdischen Komplexe, als die Triebwerke zum Leben erwachten, doch die Tore über den Silos öffneten sich nicht. Sie hatten keinen entsprechenden Befehl aus dem Computer erhalten.

Leise klirrend schlugen die Sektgläser aneinander, während im Hintergrund, dort, hinter der spielnden Oberfläche des Wassers die Dämmerung erneut zum Leben erwachte und rotschwarze Flammenpilze aus dem Boden schossen. Während der Sturm das Ufer erreichte, Wasser und Gischt mit sich brachte, hielten sie sich fest, schauten sich tief in die Augen, und sie sahen nur Glück, Erfüllung im Gesicht des anderen. Und als die Wand, die geradewegs aus der Hölle zu kommen schien, sie endlich erreichte, küssten sie sich.

Einen schönen Valentinstag.

## Berlin: Die (un)Möglichkeit einer Madeleine

Wo beginnt es und wo endet es? Es beginnt, wie meistens, über die Inspiration, gute und ungesunde Nahrung herzustellen. Es beginnt noch mehr bei dem Gedanken an Marcel Proust und an den Film „Der Transporter“. Und es endet mit einer Geschichte.

Man muss nicht fragen, was der Zusammenhang zwischen beiden ist, wenn man nicht will. Doch dir, verehrter Leser aus dem 21. Jahrhundert, drücke ich gerne diese unglaublich wichtige C-Information aufs Auge. Die C-Information ist der C-Promi unter den Informationen. Nur so am Rande.

Es begab sich also zu jener Zeit, oder besser, es war einmal in einer kalten Spätwinternacht, da ich, schon wieder, den Film „Der Transporter“ im heimischen Fernsehgerät anschaute. Warum? Ich liebe diesen Film. Und nicht wegen der großartigen Action-Szenen, sondern eher wegen jener wenigen friedvollen Szenen. Eine dieser Szenen ist so göttlich, dass ich sie mit Worten kaum beschreiben kann. Nur so: Es geht um Madeleines.

Marcel Proust beschrieb vor langen Jahrzehnten mit vielen Worten eine geniale Rückblende in seine Kindheit, während er an einer Madeleine knabberte. Da ich die Franzosen kulinarisch und prosaisch überaus bewundere, musste ich mich irgendwann einmal dazu bringen, dieses sanfte, wunderbar frische Stück Süßwerk zu haben. Ich musste es haben!

Natürlich kann man in den Laden gehen und die eingeschweißte Industrievariante für 99 ct/200g kaufen. Nur: das war nicht echt. Das war nicht echt genug für das Wolfgang Amadeus Mozarts Klarinettenkonzert KV 622 („Bam, in your Face“), das der Transporter in der Tiefgarage im Intro des Films spielt.

In meinem Supermarkt kaufte ich heute daher Mehl, da ich mein letztes Mehl für wahnsinnige Hefeteig-Experimente genutzt hatte. Butter, tiefgekühlt, Zucker, daheim.

Also machte ich mich auf den Weg, das Wichtigste zu kaufen. Eine Form, eine originale Madeleine-Form, die kleine ekstatische muschelförmige Kuchen produzieren sollte. Ich war bereit, Geld auszugeben. In jener Hinsicht bin ich, wie ein anderer Kollege mir und von sich selbst auch sagte: exzessiv.

Ich ging zuerst in einen Ein-Euro-Laden. Der Erfolg war sehr mangelhaft, dafür hatte ich nun endlich wieder einen Schneebesen und einen Silikon-Ausschaber für die Rührschüssel. Im großen Drogerie-und-alles-Andere-Laden wurde ich dann von der Auswahl angezogen, aber auch nach mehr-minütigem Suchen fand ich nur Springformen für normale Kuchen und (was mir auch noch später zu oft vor die Augen kommen sollte:) Muffins & Cupcakes. Der nächste Billigladen stand an und wieder ging ich hinaus. Leichter Ärger machte sich breit, noch immer im Hintergrund. Mein Optimismus schien sich nicht bremsen zu lassen.

Der Laden, welcher sich an die Handwerker und an Menschen, die Koch- und Backgerätschaften wandte hatte beträchtlich mehr Auswahl. Langsam begann mein Unterkiefer zu knirschen, denn auch hier: Torten/Kuchenformen. Ich ging auf den Knien, um auch die niedrigsten Regionen der Regale zu durchsuchen. Der Erfolg war null. Dafür gab es (wie großartig!) Weihnachtskuchen-Formen. Genial. Absolut sinnlos. Aber dafür günstiger.

Ich stampfte hinaus und gleich hinein ins Karstadt. Ich begann, leise mit mir selbst zu reden und besprach die Möglichkeit, meine ersten 3 Kinder der Person zu weihen, die mir helfen würde. Oder ich würde meine Kinder Karstadt 1-3 nennen.

Langsam kannte ich die Auswahl an Förmchen und ihre Hersteller und Preise auswendig. Wunderschöne Backgerätschaften leuchteten vor mir auf und verschwanden, sobald ich laut aufschrie. Im Hintergrund hörte ich nur eine Frau, die mit einer Familie diskutierte, dass der Preis des Topf-Sets bereits „inklusive des Abzugs von 10 %“ war und nicht „noch einmal weniger kostet.“

Ich achtete peinlich darauf, nichts zu berühren, was für jeden Menschen mit Rucksack in einer Geschirr-Abteilung eine der wichtigsten Überlebensregeln ist.

Ich entschloss mich nun, langsam am Ende meiner emotionalen Kraft und Rücken-Weh (wieso sind die Regale denn so

niedrig?!) noch einen letzten Anlauf zu versuchen und langsam bröckelte mein Entschluss, nur Madeleines aus einer Madeleine-Form zu essen oder es ganz zu lassen.

Sagen wir es so: Vergessen kam nicht in Frage, so dass ich nun nur noch durch sämtliche Drogerien, Spaßläden, die zu 100% Kitsch verkaufen, Buchläden mit Kochbüchern und natürlich auch welche mit Backblech oder erneut „MUFFINBACKFORMEN“ und sogar „PRALINENBASTELFORMEN!“ im Angebot hatten.

Schmerzhaft sah ich ein, dass es in meiner Gegend keine Madeleine-Formen gibt, sei es aus Angst, dass keiner mehr „MUFFINS!“ zu sich nimmt oder Furcht vor französischen Einflüssen und kaufte, Schreck-und-Graus eine Packung „MUFFIN!!!“-Papierformen. Die müsste ich nicht ewig aufheben, die wären weg, wenn ich sie benutzt hätte.

Sowohl mein Unterbewusstsein als auch das Schicksal begannen mich zu hassen, denn ich benötigte noch Milch, Aroma und Eier. Eine gefühlte Ewigkeit schwankte ich durch einen Supermarkt, nur um die Eier nicht zu finden. Und das Aroma war natürlich von einem riesigen Wagen von Pappkartons zugestellt und während ich mich durch diesen quälte, bereits der erste Rentner seinen mit 3 Gurken und Leichtkonfitüre Wagen mir in die Waden schob. Ich war zu erschöpft, um ihn an die DDR zu erinnern, was auch unklug gewesen wäre, da ich in Westberlin lebe. Eier fand ich keine. Ernsthaft, es gab keine. Im Hintergrund beschwerte sich noch eine Frau, dass es nur noch dioxinhaltige Eier gäbe, worauf ich meinte, dass das mir scheiß-egal sei und dass sie mit dem Aussehen einer botoxsüchtigen Mumie eh keine Chance mehr bei Männern hätte. Vermutlich war meine Eskalation auch nur in meinen Gedanken vorhanden, denn niemand schlug mich.

Eier kaufte ich dann im Lidl.

Und während ich vor 10 Minuten die perfekt vorbereiteten muffinförmigen Madeleines aus dem Ofen holte und bei einigen den mit dem Papierförmchen verschmolzenen Brandteig abschneide und entsorge, weiß ich, warum es keine Madeleine im Laden zu kaufen gibt. Es ist die Sehnsucht nach negativer Erfahrung, die potentielle Möglichkeit, zu jammern und klein beizugeben.

F.U.

Ich bestell mir jetzt eine Form im Internet.

PS: die Pseudo-Madeleines sind dennoch grandios und auch wenn beim nächsten Mal die Sache zu 100% perfekt gelingt, der heutige Tag wird auf ewig „Die Suche nach der verlorenen Dekadenz“ gewidmet sein

## Berlin – Introspektive, eine Verneigung

Epilog: Vermutlich höre ich zuviel Bowie...ich widme diesen Text Mr. Bowie und Mr. Iggy Pop.

Text: Berlin – Introspektive, eine Verneigung

Berlin... dickes B an der Spree\*, menschenfressender, Kreativität-auspressender Moloch im mittelnördlichen Osten des Landes. Oh, wie verzweifle ich an dir, wie belauere ich dich und deine Einwohner, die knarzigten Großmütter an den U Bahnstationen und an den Pennymarkt-Kassen. Wie weiche ich deinen Straßenbahnhaltestellen aus, wohl wissend, dass sie mich verfolgen werden, wo auch immer ich gewesen bin.

Und wenn der Schnee schmilzt und die Exkremete von Hunden zum Himmel stinken, Überbleibsel angeleinter Mischwesen aus Fleisch und Fastfood-Fett der letzten Monate... das Kopfschütteln vor dem Verteiler ausgenudelter Versprechen "Spenden Sie. Kaufen Sie. Bleiben Sie. Konsumieren Sie.", dem Wegschauen vor immer dem gleichen Straßenmusikanten, das Lautstellen der Musik vor derselben Ray-Charles-Verachtung in der U Bahn, immer das gleiche Lied immer der gleichen Leute mit einem pfenniggefüllten Pappbecher. Klingelnde Fahrradfahrer, fluchende Jogger morgens um 7 Uhr... doch da, ein Geschäft, frisch eröffnet, nur einem oder zweier Bilder gewidmet und einer jungen Klientel, die mit einem Kofferradio und Plastik-Sekt-Gläser Kunstlosigkeit provozieren, hier in dieser Stadt.

Bitte, seht es, wie es war, und wie es ist... nur im Chaos kann Kunst erschaffen werden und davon bietet Berlin soviel. Soviel an auseinanderzufriemelnden Schnappschüssen, akustisch-visuellen Verwirrungen, soviel an Bewegung, positive und negative Emotionen, die Eisdecke vor einer winzigen Kneipe, krachend niederfallen und im Vorbeifliegen meta-kubanischen Elektro-Pop im Schellack-Rauschen ertragen darf, Prominente, die in der Umgebung einen drittklassigen Film drehen... eine Schlacht vor der Goldelse mit Ninjas und CGI-Blut, eine Curry-Wurst vor dem KDW, was im Film "Ninja Assassin" süchtig macht, nach noch mehr von Berlin, dem dicken B und dann das wichtigste: Bowie war hier, Iggy war hier, Peaches ist hier, die 70er, 80er schweben hier in der Luft, die industrielle Härte des einer noch immer vibrierenden, trennenden Mauer.

Auch wenn viel Weichzeichner manche Gegend überspannt wie ein Bettlaken, auch wenn man lieber zum Sony-Center fährt, wenn man lieber hip ist als trashig, auch wenn die Kneipe auf einmal den Preis verdoppelt haben mag, die Geschäfte, die man schon ewig, also 3 Monate kennt, bereits von einer neuen Spielhalle ersetzt wurde, so bedeutet dies lediglich, dass es keinen Stillstand, keine Apathie gibt, sondern nur Lücken, die vom überlebenssüchtigen, schaffenden, natürlich auch monetären Geist gefüllt werden müssen: Die Natur kennt kein Nichts. Sie kennt wildes Leben.

Stürzen wir uns hinein: Seien wir dankbar, seien wir chaotisch, seien wir kreativ.

\* aus dem Lied "Dickes B" von Sceed

## Werbung

Kreiseln ertönt. Die Kamera fährt auf die aufgerissenen Finger einer alten Hand. Die Fingernägel sind brüchig und spießen sich in den Holzboden.

Schnitt auf das Gesicht eines alten Mannes, die Augen verdreht, der Mund halboffen mit blödsinnigem Grinsen. Sabber fließt zwischen den brüchigen Zahnwinkeln auf den Boden. Ein erneuter Schnitt zeigt den ganzen alten Mann auf dem Boden. Er zieht sich mit Knarrzen in Richtung eines nicht im Bild befindlichen Objektes. Es ist ein alter Rollstuhl mit Rostspuren. Der Mann erreicht ihn, versucht sich hochzuziehen; aus dem Dunkel erscheint eine fette Krankenschwester, beugt sich hinunter und zieht dem alten Mann seinen Rollstuhl weg. Dabei lacht sie schallend.

Die Blicke des gebrochenen alten Mannes sind verletzt, die Frau schaut auf ihn hinunter und sagt: "Tja, alter Mann. Hätten Sie doch eine Privatversicherung der FlatLux abgeschlossen.", sie blickt auf die Kamera, direkt auf den Zuschauer und lächelt sanft: "Ich habe." Umblendung auf die Internetadresse von FlatLux und eine kostengünstige Telefonnummer (0900 - xxx yyy - zzz)

Ausblenden.

Bernd Fux dreht sich mit einem wissenden Lächeln zum Vorstand von FlatLux um, "Wer würde denn nicht?"

## Aus der Ewigkeit

Jeremya tastet sich vorsichtig um die Ecken seines gerade vor ihm aufgetauchten Schreibtisches herum. Winzige Staubpartikel fühlen sich durch seine Anwesenheit gestört, fliegen durch die abgestandene Luft und landeten in seiner Nase. Das donnernde Niesen fegt mit halber Schallgeschwindigkeit durch den Raum, wirft ein Echo. Er nickt. Metall überall. Sachlichkeit ersetzt stets Luxus. Fetzen von Luftballons schweben gravitationslos wie dunkle Flecken durch das trübe Licht einer beginnenden Dämmerung. Stille, nur unterbrochen vom sinnlosen Rauschen der kataraktartigen Informationsströme.

Knisternd setzt sein Fuß auf, drückt Papierklumpen zusammen, voller sinnloser Gleichungen, dahingeworfen von sich auflösender Tintenpartikel. Das Rascheln erinnert ihn an Finger, die durch Blätter streichen, an den Herbst, wann er auch immer das letzte Mal gewesen war. Gefühlte Jahreszeiten, das Sakrileg der Energieverschwendung. Genau wie zerfallende Pigmente und der Duft von Zimt, der aufsteigt, wenn man durch altes Biomaterial driftet. Nichts hält einen davon ab, Erinnerungen zu haben, doch auch hier: Energieverschwendung.

Jeremya ist sich nicht sicher, was zum Verlust des Lichts geführt hat. Protonen fallen nicht einfach aus. Licht verschwindet nicht einfach. Er tippt an die Decke, greift nach dem Streifen, aus dem bis vor wenigen Augenblicken nikotinfarbenes Licht strahlte. Nichts. Kein Licht, keine Wärme, nur Rauschen. Rauschen seines Pulsschlags, direkt im Ohr. Etwas schrammt an seinem Oberarm vorbei. Er greift danach, mehr Reflex als bewusste Entscheidung. Nur der Fetzen eines Luftballons, dessen fahle Erscheinung ihm augenscheinlich faszinierend und furchteinflößend vorkommt.

Stimmen „Glaubst du, dass wir in die Kabine können?“ „Nein. Du weißt doch, das Fenster.“

Erinnerung. Das Zimmer dreht sich vor seinem Auge, fokussiert den glitzernden Punkt in der Wand. Einige Augenblicke später wandern seine Augen über die haarfeinen Risse im metallverstärkten Glas, folgten seine Finger den herausgebrochenen Kanten, die in einem scharfzackigen Loch enden. Dahinter ein unendlich scheinendes Nichts. Leere ohne Horizont. Lichter flackern auf, vergehen wieder, erinnern an Sandkörner, die vom Meer verschlungen werden. Lichter von tausenden Sonnen, die eine ewige Nacht durchdringen.

„Ja. Das Fenster. Ich verdränge es noch immer. Jeremias 31 Geburtstag. Meteoriteneinschlag im Fenster. Explosive Dekompression. Ich habe ihn gemocht.“

Die Stimmen entfernen sich. Und die schattenhafte Gestalt steht noch immer am zerborstenen Fenster, starrt hinaus in Rauschen der Ewigkeit.

## Postgroove

"Du hast da Quantenschaum in deinem Maul", sagte Kapitan Strange. Man folgte dem Gedankenblitz durch den ausgesteckten Ringfinger und fand sich zwischen hohlkörperlichen Zähnen, eingesperrt in flaches Zahnfleisch wieder.

"Du redest Schwachsinn", antwortete ihm sein treues Ross, "ich fühle nichts Entsprechendes in meinem Gesicht."

"Das ist doch nicht wichtig", teilte ihm Kapitan Strange mit, "aus meiner Position heraus", er tippte in die Luft, "ist die filigrane Struktur des Raum-Zeit-Kontinuum in deiner Fresse eindeutig nachweisbar."

"Fresse, soso", giftete die scharlachrote Gestalt und fühlte mit seiner perlmuttfarbenen Hufe nach dem zugeworfenen Duellhandschuh. Sie schüttelte die regenbogenfarbene Mähne.

"Wo hast du deinen Sattel gelassen?" fragte Kapitan Strange ernst. Er beugte sich nach unten und schaute seinem Sidekick von Kindstagen an tief in die Augen. Das war nicht leicht, wechselten diese doch ständig Ort und Farbe.

"Onkel Heisenberg hat ihn sich geliehen. Er sprach davon, Schrödingers Katze zu reiten." "Zuviel She-Man geschaut oder was?"

Die acheckige Gestalt nickte 11dimensional. Kapitan Strange fuhr sich mit dem Daumen über die Augen. Er war müde und gelangweilt. Er hasste Pre-Dienstage. Den Begriff für den Tag nach Sonntag hatte er bereits vor Stunden vergessen.

"Und was jetzt?" deutete der Autor an und zuckte mit den Schultern. Kapitan Strange schaute aus dem Fenster und nickte. "Du solltest mehr schreiben, mein lieber Erzfeind. Schreiben verhindert, dass du durchdrehst."

Das Dreihorn wieherte entzückt und tänzelte verwirrt umher. Kapitan Strange kicherte und begann, begeistert zu klatschen. "Hey Hey Hey"

Der Autor schüttelte seinen Kopf und beugte sich wild über das Manuskript. Buchstaben, Wörtern gleich, kicherten ihm fröhlich zu.

"Hey, Schreiberling", sagte Kapitan Strange, "ist mein Oktopode nicht wunderbar musikalisch?"

"Nein", antwortete ihm das Schaukelpferd, "das nennt man Postgroove."

\*\*\*

Inspiration: <http://www.youtube.com/watch?v=mb4LIN35tfc>



## Allein im Weltraum

Dunkelheit

Überall nur Dunkelheit

Und Stille

Dumpfe Stille, nicht mehr als der Hauch der Atome, die sich in der Dunkelheit vor mir verbergen. Ich. Ich kann denken. Also lebe ich. Kann ich auch fühlen?

Ohne Relation vergeht keine Zeit. Ohne Photonen kein Licht.

Langsam flackert die Realität auf und düsterdunkles Rotlicht surrt inbrünstig durch die Weiten. Ich starre aus dem Fenster, erkenne die unendliche Leere da draußen.

Kein Antrieb, der so leise arbeiten könnte. Kein Gefühl für Bewegung und doch weiß ich, das, worin ich mich befinde, zieht seine Bahnen durch den Weltraum. Der Weltraum. Einzelne Punkte streuen Lichtfetzen durch meine kleine Welt.

Sie schweigen. Ich bin nicht allein, doch die einzige Person, die nicht schläft. Blaues Rauschen umspielt die Gesichter der Schläfer, die im Halbkreis um einen unsichtbar wirkenden Ball gelegt worden sind. In ihren Kammern überwintern sie die fühlbare Unendlichkeit.

Das Donnern eines galaktischen Blitzschlags raste durch die Milchstraße, brannte sich durch Planetensysteme, machte keinen Unterschied zwischen lebendigen und toten Welten. Und nun sitzen wir wenigen, 13 Menschen, ich als einzige Person wach, in dieser Nusschale, treiben im einem scheinbaren Meer aus Quanten.

Sie nannten uns Spinner, diese Idioten, nannten die Gruppe eine Sekte, Verschwörer, Trottel, Freaks. Wir haben es ihnen gezeigt. Waren auf dem Berg, draußen in der Wildnis, als das Schiff uns herausriss, heraus aus dem brodelnden Inferno unserer apokalyptischen Heimatwelt.

Aus irgendeinem Grund bin ich erwacht und starre nun auf die Gesichter meiner Freunde. Doch was ist das? Grau und fahl erscheinen sie mir, die sie doch noch vor Stunden atmeten und lachten. Vorsichtig tippe ich einer Person ins Gesicht. Mit frostigem Knistern bricht mein Finger durch die Haut wie durch eine poröse Schale. Flüsternd fällt das Bild vor meinem Auge zusammen, hinterlässt einen grinsenden Schädel. Was ist passiert? Kalter Schweiß bricht aus. Ich wische ihn ab. Ich zittere. Ich gehe einige Schritte zurück. Ist der Raum kleiner geworden?

Tot. Sie sind tot. Was ist passiert? Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht, ich weiß es doch nicht. Fragen: Wie lang sind wir unterwegs? Wo ist das Ende dieser Reise. Das hat man nicht gesagt. Meine Stimme dringt laut durch die erzwungene Stille.

Dumpfes Hämmern, begleitet von grellen Blitzen, bricht plötzlich herein. Erneut, erneut, vertikale Streifen bilden einen Kontrast zu all der wahnsinnigen Leere und Finsternis. Dann ein Hieb. Eine Gestalt schiebt ihren Schatten durch die Öffnung, bewegt ihre Gliedmaßen in grotesker Arm und Weise und dann, dann <Klick>

„Verdammt, hab ich dir nicht verboten, auf dem Dachboden Weltraum zu spielen? Und nun komm endlich runter, es gibt Abendbrot. Wie siehst du nur wieder aus.“

Schweigen umhüllt die einsetzende Menge an Emotionen, die ich erdulde und wie ein Sklave der Menschenjäger von Epsilon Gamma 9 finde ich mich mit meinem Schicksal ab und trotte hinaus in die feindliche Welt.

Hoffentlich gibt es Schaschlik.

## Wanderung bei Flutlicht

In einer dieser dunklen Ecken der Welt

wo die Sterne nicht scheinen in der ewigen Nacht

da wartet ein Mann, kalt wie Stein mit einer Haut aus Angst sitzt still da und starrt hinaus in das Nichts.

Hörst du etwas? Ich höre nichts.

Da ist nichts. Nur das Flüstern der Ewigkeit Nein, das Rasseln der Ketten des Schicksals Na was du alles hörst

Flackernd bewegen sich Lichter über kahles Felsgestein Hoffentlich hält die Taschenlampe noch

Egal, wir sind schon so weit drin. Pass doch auf, Mensch.

Du redest zuviel. Schau dir diese Tropfsteine an. Sehen aus wie Pissbeckengestein.

Na komm, bald sind wir da. Und dann?

Dann werden wir was erleben.

Ich bin beeindruckt von deiner konsequenten Leugnung, dass wir mitten in einem Berg sind und die Batterien nicht ausreichen könnten.

Ist das so wichtig? Für mich schon.

Schade, ich dachte, du wärst cooler.

Bin ich, eiskalt bin ich. Wie diese Felsen hier.

Dann halt deinen Mund und geh weiter. Dahinten sehe ich etwas flimmern. Oh, stimmt. Ich sag ja nix mehr.

Das sieht aber dämlich aus.

Finde ich auch.

Ist doch nur ein oller Spiegel. Ist da Lippenstift drauf?

Jepp, Lippenstift. Marke Himbeer. Köstlich.

Du bist ekelig.

Nee, du bist blöd.

Und was steht da?

3 Euro 50 für ne Packung Pommes mit Ketchup

Echt jetzt?

Ja.

Mist, das ist teuer. Ich hoffe, die nehmen hier auch Kreditkarte.

## Finger trifft Klingel

Parkplätze? Wer braucht die denn? Vermutlich irgend so ein Wichtigtuer, der keine 20 Meter bis zum Hauseingang laufen muss, der einfach nicht weiß, was sich gehört. Parkplatz = lebenswichtig.

Stattdessen 20 Runden fahren, bis sich mal ein winziger Renault, Marke 50er Jahre Vintage-Model mit angezogener Handbremse aus der Parkbucht entfernt, in die er auch kaum hineingepasst hat. Vorsichtig gibt das Auto Gas und... würgt sich ab. Warum? Wieso? Hab ich was gemacht? Oooh, dahinten kommt jemand von der Konkurrenz. Ich glaube, ich erkenne das Nummernschild. Mist, den konnte ich schon damals nicht leiden. Der hat immer angegeben, wie viele Freundinnen er hatte und was er monatlich an Geld für Technik und Alkohol ausgeben könne. Klassischer Papa-Sohn. Ich könnte kotzen, nun kommt der auch hier her. Gib Gas, du dumme Winz-Wagen vor mir. Hellblau, widerlich. Ekelhaft. So, nun bist du draußen. Und nun, Gas.

Wie was? Motor hat sich pfeifend verabschiedet. Ein Blick in den Rückspiegel. Feind auf 8 Uhr. Gaaas geben. Zack. Krach. Bumm. Endlich in der Parklücke, nur schnell noch den Kratzer an dem roten Opel vor mir abwischen. Ich pfeife unauffällig, verwandle den Kratzer mithilfe meines Taschentuchs in eine Lawinenlandschaft. Ach hier war mein Kugelschreiber. Danke schön. Der Feind hupt. Nice. Ich winke: Hallo!!! Er nickt zurück, lehnt sich in seinen Sessel und fährt noch eine Runde.

Eine alte Frau quatscht mich an, wie ich darf hier nicht parken? Ich nicke furchterregend und merke mir den Namen, den sie mir an den Kopf wirft. Ihren Namen. Wie dumm kann man sein. Ich schreibe ihn in mein winziges kleines Buch oben im Kopf. LOL. Ich trete in Hundekacke und laufe ungerührt weiter. Sowas darf mich nicht stoppen. Den letzten Hund, der mich angefallen hat, habe ich die Hütte mit Zuckerwatte ausgestopft, was hat der geschaut und sein Herrchen geflucht, weil das Dreckszeug nicht wirklich rausgepult werden konnte. Tja, Pech. Wer legt sich auch mit dem "Meister" an.

Ein Dutzend Meter trennen mich vom Hauseingang, da hupt es wieder. El Enemy. Mein Erzfeind parkt. Parkt hier. In zweiter Reihe? Nee, der hat nen Parkplatz gefunden. Epic. Fail. Ich zucke. Gemütlich steigt er aus und hebt vorsichtig den Daumen. Ich schaue hoch und bemerke, dass sich die weiße Flüssigkeit, die sich ergießt, von einer Taube stammt, die auf die Farbe meiner Uniform reagiert hat. Er lacht. Ich lächele freundlich zurück. Ich hasse ihn. Wie von der Tarantel gestochen stürze ich mich zur Haustüre. Wühle in meinem Schlüsselbund. Finde den Schlüssel nicht. Klemme das Paket unter meinen Arm und schlage mit dem Ellenbogen auf die Klingelfelder. Stimmen kreischen mich an, einer hält es tatsächlich für angemessen, die Türe zu öffnen. In der Aufwärtsbewegung schiebe ich sie mit dem Stiefel zu.

So. 5 Stockwerk. Verflucht. Mit der Gewalt eines 40 Kilometermarsches krieche ich förmlich die Treppe hinauf. Unten höre ich die Türe sich öffnen, ein Klingeln und die Stimme. "Ach, Sie sind es wieder. Das ist aber lieb. Wissen Sie, das Paket kommt von meiner Schwiegertochter. Wollen Sie vielleicht eine Tasse Kaffee?" Ich fluche und haste weiter nach oben, hinauf in die immer stickiger werdende Weite des Hauses. Dunkel wird es. Endlich sehe ich die Türe, die einzige Türe in diesem Stockwerk. Mein Finger trifft die Klingel. Nichts. Nada. Erneut... Nichts. Daneben ein Zettel: "Lieber Lieferant. Bitte geben Sie das Paket im Erdgeschoss ab. Wir sind nicht da. Dankeschön! (Herzchen, Herzchen, Herzchen)"

Das Paket trifft den Boden, überschlägt sich. Irgendetwas im Inneren zersplittert leise. Ich schreibe eine Karte. Irgendwas mit "bei Nachbarn abgegeben" Denke mir einen Namen aus. Werfe das Paket auf den Wagen meines Feindes. Ignoriere aufmerksame Passanten. Ich glaube, ich mache gleich mal Mittagspause.

## Fahrstuhl - Smalltalk. Very small

Wie lang fahren wir schon?

Wie was, fahren? Das ist doch kaum der Rede wert. Ich meine

Sie meinen gar nichts. Das habe ich jetzt mal so festgelegt.

Und wer sind Sie?

Ich bin der Festleger. Also. Wie lange fahren wir jetzt schon.

Ich weiß es nicht.

Dann sind Sie der Nichtwisser. Und Sie?

Ich? Ich wollte eigentlich zur Arbeit fahren. Meine Firma liegt im 25. Stockwerk und wir verkaufen...

Schon gut. Unser Freund, der Festleger, hat bereits mit dem Finger gedroht. Er wird Sie vermutlich die Verkäuferin nennen.

Genau, Nichtwisser. Also.

Wie also, die beiden Herren?

Seien Sie doch mal still, Verkäuferin. Ich muss nachdenken. Ich bin hier hereingekommen und habe mich in die Ecke gestellt. Sie waren vermutlich schon drin. Glaube ich jedenfalls.

Herr Festleger. Mag sein, dass Sie festlegen, aber bei der Beschreibung des Vorgangs haben Sie etwas vergessen.

Und das wäre, der Herr?

Ganz einfach. Ich bin eingestiegen und hier WEISS ich... die beiden Herrschaften waren bereits drin. Hat mich schon gewundert.

Wieso? Ich meine, ich fahre jeden Morgen in den 25. Stock und ganz ehrlich habe ich Sie beide noch nicht gesehen. Bis auf jetzt.

Unabhängig davon, wer hier im Fahrstuhl sitzt, steht oder liegt. Der Fahrstuhl fährt anscheinend nicht. Das lege ich jetzt mal so fest.

Dann ist er stehengeblieben?

Genau, Frau Verkäuferin. Absolut. Wenn ich als Nichtwissender etwas weiß, dann das, dass der Herr Festleger immer Recht hat.

Recht? Ja, das ist ein schönes Wort für mich. Also. Wie so oft. Wieso stehen wir?

Ich weiß nicht, ich meine, ich bin eingestiegen, habe angefangen zu zählen und wir sollten eigentlich schon im 25. Stockwerk sein. Nicht so ganz. Meinen Berechnungen zufolge, und das lege ich mal so fest, junge Frau, sind wir kaum im 15. Stockwerk. Tatsächlich macht es mir Sorgen, da ich im 8. Stockwerk arbeite.

Als Festleger?

Nein, Herr Nichtwisser. Als Arzt. Ich habe eine Privatpraxis da oben.

Beeindruckend, finden Sie nicht auch, Frau Verkäuferin?

Nein, das beeindruckt mich nicht, die Herren.

Bitte treten Sie zurück, die Türe zum Fahrstuhl schließt sich in wenigen Augenblicken. Nächster Halt: Erdgeschoss.

## EXAMINER No. 134

Trüb senkt sich der Morgen über die Stadt wie ein flachschädliges Fischbrötchen, grau und stinkend. Aus den sich öffnenden Autotüren und Fenstern dringen abgestandene Musikkonserven voller Erinnerungen. Die Straße gleicht einem Teppich aus Hunde-Exkrementen und in den Staub getretenen Träumen.

Er tritt aus der Tür und schaut sich diese Welt misstrauisch an. Aufgewärmter Kaffee von gestern blubbert flügelahm in seinem Magen, der sich sonst allgemeiner Leere erfreut. „Ich hätte schlafen sollen“, teilt er sich mit; seine Stimme klingt wie ein Zug, der langsam an Fahrt gewinnt. Nur das Gefühl von Müdigkeit ist stärker als die Gravitation und der Druck der Atmosphäre, die auf seinem Kopf lastet.

Seine Füße tasten sich voran. Selbst mit geschlossenen Augen könnte er den Weg finden, den Weg heim. Im Inneren seines Kopfes baut ein Brei aus Informationen und Erinnerungen immer wieder Bilder auf. Rote und grüne Flüssigkeiten in Röhren, das Blubbern von Elementarstoffen, an deren Namen er sich nicht mehr erinnert, organische Chemie, ganz klar, dass er sich nicht mehr erinnert, an welche Form muss man sich denn halten.

Sein Kopf stößt an und er reibt sich die Stirn, betrachtet den Abdruck, den der Aufprall am Schild hinterlassen hat. Staub segelt von der metallischen Oberfläche hinab. Der Wind treibt die Flocken davon, er blickt ihnen nach, winkt ironisch.

In seinem Bad starrt er lange auf sein Spiegelbild, hebt den Arm, ein letztes Strecken und dann...

ein dunkelgrauer Punkt von der Größe einer 2 Cent-Münze klebt an der Innenseite seines linken Arms. Er berührt ihn vorsichtig. Eine Kante kommt zum Vorschein. Es ist ein winziger Aufkleber, den er nach Minuten aufmerksamen Zerrens an seine Augen hält.

„EXAMINER No. 134“

Er nickt. Er lächelt.

Das Wohnzimmer ist erfüllt von dumpfem Schnarchen. Die Klinge schimmert grau wie der Frühlingmorgen. Vorsichtig steigt er die Treppe hinauf. Die hölzerne Treppenstufe knarrt. Die Gestalt im Bett erstarrt, richtet sich panisch auf. Der Schrei bleibt ungehört. Er lächelt.

Er legt sich hin, lauscht dem beginnenden Tag und mit den letzten Atemzügen seines alten Ichs schläft er ein.

## Das Lied - ein Märchen

„Bist du da?“

Kein Geräusch hinter der Tür. Ich klopfe erneut. Nichts. Kein Geräusch, kein gar nichts. Vorsichtig schiebe ich meine Hand auf den Türknauf, drücke das dürre Holz von mir.

Ich muss mich erst an das grelle Licht gewöhnen, erfasse den verhangenen Spiegel, den umgeworfenen Stuhl auf roter Auslegware.

„Bist du da?“ frage ich noch einmal und irgendwo im Hintergrund stöhnt jemand.

„Mann, wir müssen auf die Bühne. Teh Metal-Crowling-Company ist nichts ohne dich, Paul.“ Wieder stöhnt jemand. „Ich hoffe, du hast dir kein Koks reingezogen. Du weisst, du bist auf Entzug.“

Ich trete an den Wandschrank, reiße ihn auf. In der Ecke, zusammengekauert, Paul „Crowling Madness“ McNeal.

„Was ist los?“

Er hebt den Kopf, presst seinen Mund durch die zusammengeballten Hände.

„Ich kann nicht...“ sagt sie.

Sie?

Die Stimme, die durch die schwarzen Zähne streicht, ist keinesfalls die von Mr. Crowling Madness. Sie gleicht einer... alten Frau.

„Hast du Kreide gefressen, Mann?“

Er schüttelt den Kopf.

„Es ist einfach...“ erneut diese Stimme. Sie erinnert mich an eine Großmutter. Nett, niedlich, vom Leben erfahren, doch liebenswert. Aber nicht fürs Metallen geeignet.

Ich helfe Paul hoch. Wie vom Druck tausender Hochhäuser zusammengepresst, kriecht er durch den Raum und lässt sich vor seinem Tisch fallen.

„Was ist passiert?“ meine Stimme beginnt, latent panisch zu werden.

\*\*\*

„No Way. Sie können so nicht auftreten. Ihr Freund hat eine plötzliche, vermutlich krankhafte Veränderung der Stimmbänder mitgemacht. Es gibt keine medizinische Erklärung auf den ersten Blick. Wir müssen erst die Untersuchungsergebnisse abwarten.“

Ich nicke und unser Manager beginnt, den Türrahmen mit seinem Stirnabdruck zu pflastern.

„Das Konzert ist in 2 Stunden. Macht nicht so einen Müll, Jungs. Wir sind im Fernsehen. Wir sind auf 20.000 TV-Sendern live. Nochmal. Wir sind global.“

Ich nicke.

„Wann hat das angefangen?“ frage ich Paul noch einmal. Er schüttelt den Kopf.

Draußen versammeln sich die Roadies, starren in die Garderobe, tratschen leise.

Paul hebt seinen Kopf, betrachtet die Gruppe und kreischt mit seiner unsagbar süßen Stimme: „Geht doch weg, Jungs!“

Entsetzte Gesichter, alle stürmen davon, haben etwas zu tun. Einer bleibt. Starrt in Pauls verzerrten Mund. Tritt näher.

\*\*\*

„Bist du sicher, dass es hier ist?“

Randy, der Roadie, nickt. Das Haus erinnert mich an die faszinierende Dokumentation über Architektur des Prekariats. Dunkle Fensterglasaugen aus billigem Fensterglas blicken auf uns herunter.

Die Treppe hinauf ist gesät mit den Abdrücken tausender kleiner Füße. Randy klopft an die dunkelgrüne Tür, die sich vor uns auftut.

Einige Sekunden später tritt eine Gestalt ins Treppenhaus.

Ist Melly da?“ fragt Randy. Die Gestalt nickt.

\*\*\*

Tausende Menschen reißt es von ihren Stühlen, als „Teh Metal-Crawling-Company“ den Weg auf die Bühne findet. Kameras suchen die Umgebung ab, finden die Gesichter der Gruppe, düstere Visagen, denen man nicht am Tag begegnen will, die aber durch ihre bizarr anmutende Art, Musik neu zu erschaffen, in die Weltgeschichte eingehen wird.

Paul wischt sich die Stirn ab. Dann geht er auf die Knie, schaut in das Gesicht des kleinen Mädchens, das sich aufgeregt an ihren Teddy klammert. „Deine Oma wäre stolz auf dich, kleine Melly.“ Sie nickt, „Der Sandmann hat deinen Wunsch erfüllt. Dann gehst du aber schlafen, ja?“ Sie lächelt und drückt den Musiker.

Er dreht sich um, starrt auf die Bühne, lächelt, schüttelt die Gelenke aus.

Dann tritt er hinaus in die brodelnde Meute. Weder fühlt er den Druck der Kameras, noch die gleißenden Lampen. Nur eine Sache fühlt er, eine gewisse Verantwortung. Er dreht sich zu mir um und ich nicke. Doch er hat nicht auf mich geschaut, sondern auf die kleine Melanie.

Er hebt die Arme und die Musik stoppt.

„Ich erkenne diese Stimme. Sie gehörte meiner Mutter. Sie hat sich so um meine Tochter gekümmert, hat sie fast alleine aufgezogen. Ich bin zu lang unterwegs gewesen.“

„Weisst du, Onkel. Meine Oma ist im Himmel und sie hat mir immer ein Lied vorgesungen. Sie ist weg und kann mir das Lied nicht noch einmal vorsingen und ich kann nicht mehr gut einschlafen und dann hab ich dem Sandmann ein Bild gemalt und habe daraufgemalt, wie meine Oma mir das Lied vorsingt. Onkel, du hast die Stimme von meiner Oma. Kannst du mir nicht das Lied vorsingen?“

Das Publikum starrt auf die Bühne, vereinzelte Rufe werden laut. Im Hintergrund klicken Fotoapparate, surren Kameras.

Paul öffnet seinen Mund... und eine klare, sanfte Stimme schwebt, einem Regenbogen gleich über die versammelten Menschen

„Im Wiesental ein Häuschen steht..... ein Häuschen hübsch und klein... und in dem kleinen Häuschen wohnt... mein lieb Großmütterlein“



Ende.

einen fröhlichen Sonntag euch

## Kamera-Licht-Aktion

„Mr. Slavis, wir begrüßen Sie zu dieser Sondersendung.“

„Dankeschön. Es ist gut, hier zu sein.“

„Wie fühlen Sie sich?“

„Gut. Etwas aufgeregt.“

„Das können wir alle nachfühlen.“

Klatschen.

„Ist es nicht eigenartig, dass Sie nun hier sind? Kaum 24 Stunden aus ihrer Heimat geflohen und dann geben Sie gleich ein Konzert vor Hunderttausenden Menschen.“

„Es ist natürlich, wie sagen Sie, eigenartig. In meiner Heimat, nun, bin ich zwar bekannt, aber unter der Herrschaft eines Diktators zu leben... ein schlechtes Gefühl.“

„Wie war Lituvatita denn so?“

„Hmm, ich sage mal, ein kleines Land, wie man es von romantischen Postkarten kennt. Viele Dörfer, eine Menge Bauern, eine große Hauptstadt mit dem Palast unseres, ich meine, des ehemaligen Chefs der Geheimpolizei, Vlad III.“

„Geheimpolizei ist ein gutes Stichwort. Haben Sie mehr oder weniger unter dieser gelitten als andere?“

„Andere was? Ich meine, wer. Meinen Sie Künstler oder die Bevölkerung im Allgemeinen. Ich weiss nicht...“

„Sowohl als auch. Seien Sie ruhig ehrlich, Sie sind nun frei.“

Klatschen.

„Ich muss mich noch an diese ganze Sache gewöhnen. Ich habe 20 Jahre unter dem Regime gelebt. Sie wissen ja, dass meine Eltern im Laufe der humanitären Aktion in die Provinzen der Ostblockstaaten gereist sind und dann, als Vladimir Tritonkow, der Chef der damaligen Geheimpolizei den Fürsten stürzte und niemand da war, ihn aufzuhalten.“

„Ihr Land hat einige Bodenschätze und ich glaube, damals gelesen zu haben, dass es großen Streit gab, Ihr Land zu befreien. Wir leiden mit Ihnen.“

„Danke sehr. Nun, meine Eltern mussten sich mit dem zufriedengeben, was sie hatten. Zum Glück oder leider, je nachdem, wie man es sieht, habe ich ein kleines Talent geerbt, welches die Menschen berührt. Ich kann ein bisschen singen. Darauf baute Vlad III und liess mich auftreten. Liess einige Produzenten ins Land, die aber trotz Abwerbeversuche nur dazu da waren, mich, wie sagt man, zu pushen.“

„Die Welt liebt Sie.“

„Danke sehr. Ich liebe dieses Land.“

Klatschen.

„Einige Verschwörungstheoretiker meinen allerdings, dass Sie bewusst aus dem Land geschmuggelt wurden, um gewisse geheimdienstliche Informationen zu erlangen. Diese Menschen behaupten, Sie seien ein Spion.“

Lachen.

„Nein, das lehne ich entschieden ab. Ich bin Künstler.“

„Wir freuen uns auf Ihren Auftritt und heißen Sie erneut in diesem Land willkommen.“

„Dankeschön.“

Klatschen.

Zwei Männer treten an das Fenster. Dürre Bäume starren ohne Schatten in die Finsternis hinaus. Die Luft duftet nach rußgetränktem Gras. Ein leichter Nebel kommt auf.

„Eine gute Probe.“

„Danke, Vlad. Ich werde die Heimat vermissen.“ „Ich weiss. Ich werde dich vermissen.“

Stille.

„Hörst du das, mein Junge?“ „Nichts. Da ist nichts.“

„Gut. Das heisst, dass sie kommen. Bis bald, mein Sohn.“ „Bis bald, Vater.“

## Die Wahrheit - eine Frühlingsmetamorphose

Tocktock, gleich einem winzigen Hammer klopft der Schnabel einer Amsel.

Tocktock, wie ein finsternes Omen vibriert das dünne Fensterglas.

Tocktock, dann flattert der Vogel hörbar davon und lässt sich auf einem der erblühenden Apfelbäume im Garten nieder, betrachtet mit schrägem Kopf das Haus. Keiner reagiert. Hätte die Amsel Schultern, sie würde jetzt damit zucken. Aufmerksam lauscht sie auf eine Reaktion, starrt auf das rot gefleckte Dach vor sich, wartet.

Er verzieht sein Gesicht, doch der Traum ist verflogen. Die Last seiner Müdigkeit drückt ihn noch immer tief in die Kissen, doch er spürt das sanfte Knistern der Daunen, die aneinander herumschaben. Die Luft fühlt sich trocken an und seine Lippen suchen nach dem Springbrunnen, der noch vor Sekunden in seinem Kopf war, eine flüsternde Fontäne, friedlich und zart.

Die Augenlider fahren, langsam wie der LKW, der ihn überfahren zu haben scheint, nach oben und lassen seine Pupillen wie Mückenlarven zusammenschrumpfen. Seine Sehnerven beschweren sich, er drückt sich herum, seinen mächtigen Körper hinter sich herziehend, Hauptsache weg vom Fenster.

Da ist es wieder. Dieses Verlangen. Liegt es am Licht, an der Wärme, die von draußen in das dunkle Fenster scheint, Bahnen zieht, ein Prisma aus, Zittern macht sich breit, ein Prisma aus Farben erschafft? Er fühlt, wie seine Haut sich spannt, wie die Glätte in seinem Gesicht, die noch vor Monaten angenehm war, ihn wahnsinnig macht.

Er steht auf. Seine Füße krallen sich in den Teppich, dann packt ihn die Schwerkraft und drückt ihn zurück in die Federn. Erneut ein Versuch und nach vorn gebeugt, beide Hände am Fensterrahmen, bleibt er stehen. Seine Hände zittern. Er reißt das Fenster auf, versucht die kalte und klare Luft eines Dezembertags in seine Lungen zu zerren, doch es ist zu warm. Kein Dezember mehr.

„Hallo Du.“

Panisch wirbelt er herum, starrt auf das Bett, starrt auf seine Frau, die ihn mit offenen Augen betrachtet.

„Oh mein Gott.“ Ihre Pupillen weiten sich, sie erstarrt förmlich in ihrer Position gleich einem Reh, das zu tief in ein Glas voller Nebelscheinwerfer geschaut hat. „Ich hatte ja keine Ahnung.“

„Doch, das hattest du. Ich habe dir alles gesagt. Alles, was passiert, passiert. Es ist nicht mehr Dezember.“

Sie hebt ihre Hand von ihrem Mund, zeigt verstört auf die Gestalt, die am Fenster steht, auf den Schatten, der ihrem Mann nicht mehr gleicht, flüstert „Aber dass es so... ich habe ja nicht geglaubt, dass du wirklich...“

Er nickt. Seine Füße sind schwer, als er in Richtung Kleiderschrank stampft. Schmerzen zucken, Blitzen gleich, durch die Muskeln, lassen ihn in immer kürzeren Abständen zusammenbrechen und sich wieder aufrichten, jedesmal anders als Augenblicke zuvor. Endlich erreicht er den Schrank, reißt ihn auf...

„Du hast immer geschlafen.“

Seine Stimme hat sich angepasst, als hätte er gleich dem Märchenwolf Schulkreide inhaliert, sie wirkt nun höher als sonst. Ein letztes Zucken durchfährt seinen Körper, er erstarrt, während sein Kopf vibriert, ruckartig, wie von einem unsichtbaren Seil durch die Gegend geschleudert.

„Ich wollte dich doch nicht wecken.“

Es kichert. Das Wesen kichert. Die Frau in ihrem Bett versteckt sich hinter der Bettdecke, lässt nur ihre aufgerissenen Augen sehen. Sie weint leise.

Das Wesen greift in den Schrank, zerrt eine bisher ungesehen Hose mit dicken Hosenträgern heraus, schlüpft mit bemerkenswerter Gelenkigkeit in diese hinein. Es wendet sich um.

„Du hast es gewusst, hihi“

„Aber Nick, ich wusste doch nicht... dass....“

Sie erschrickt, als die Gestalt aus der Tiefe des Schrankes wieder auftaucht. Das Gesicht, der ganze Körper hat sich in eine weiße Masse verwandelt, glitzerndes weißes Haar hat sich aus jeder Pore seines Körpers geschoben. Die Gestalt kommt mit winzigen Sprüngen näher. Sie kann nicht mehr normal laufen. Seine Füße, nein, Pfoten scheinen gigantisch zu sein.

Den Mann, der einstmals, vor unendlichen Monaten aus der finsternen Nacht des 25. Dezembers aus dem Himmel hinabgestiegen war, den leeren Sack in die Ecke geworfen und seinem Lieblingsrentier einen Klaps auf den Hinterkopf gegeben hatte, gab es nicht mehr. „Aber Nick, Santa....?“

„Shhhhh...“ sagte das Wesen und strich sich mit seiner grotesk verformten Vorderpfote die weißen langen Ohren zurück.... „Santa gibt es nicht mehr, mein Kind....“ Es beugte seine Fratze über die panisch zitternde Frau und flüsterte „Santa ist tot. Nenn mich...“

Osterhase.“

## Die Marskriege von 1938. (M)ein Geständnis.

Sie können sich nicht vorstellen, welche Dinge ich in meinem unendlich kurzen Leben gesehen habe. Sie haben ja keine Ahnung davon, zu welchen Dingen die Menschen im Stande sind, wenn es nicht anders geht. Wenn sie glaube, dass es nicht anders geht. Jedenfalls sind die Leute ziemlich verrückt.

Deshalb habe ich auch, bis ich 40 Jahre alt war, in einem dieser Irrenhäuser verbracht. Nein, nicht als das, was Sie denken, als ein Insasse oder so etwas. Nein, ich war, sagen wir so: Mann fürs Grobe. Essen hinstellen, die Leute beobachten, dem einen oder anderen einen Tritt geben, wenn er wieder austickt. Das Übliche halt. Wir waren damals ein recht gutes Team, Richard, Gustav und ich. Jung und in Saft und Kraft. Und das Geld, das wir für diesen Knochenjob bekommen haben, gleich umgesetzt auf Gin und Weiber. Lang ists her. Seitdem sind viele Jahre ins Land gezogen. Nun, am Ende der 1920er Jahre, wenn diese Erde mal wieder einer verdienten Katastrophe ausgesetzt ist und man sein Geld besser verbrennen kann, als es auszugeben, im gepflegten Alter von 53 Jahren sitze ich, die einen kalten Waschlappen im Nacken in meiner Bude und schreibe.

Es hätte ein großes Buch werden sollen, aber man kennt das ja: „Geschichten aus der Anstalt – Tod und Wahnsinn“ sind zwar in, aber ich war immer faul. Und ich hab mein Leben mit Weibern und Wacholderschnaps ausgefüllt, war auch in Ordnung. Doch bevor mich Gevatter Tod auf die Schultern tippt und mir damit andeutet, doch bitte mitzukommen, notiere ich noch schnell eine Geschichte, die der kommenden Generation helfen kann, sich vorzubereiten.

Es war das Jahr 1898 und die Welt, wenn man von ihr als Mensch sprechen kann, auf das großartige Jahr 1900. Einige Leute glaubten, man habe alles bereits entdeckt, es gäbe nichts mehr, was das Universum erschüttern könnte. Die Musik war ganz in Ordnung. Einige Kriege hier und da, was macht das schon. Sonne und Mond und Sterne standen am Himmel. Jedenfalls arbeiteten Richard, Gustav und ich in der Klapse. Es war ein gutbezahlter Job. Mein Chef, Aufseher William B., meinte immer: „Verdammt, ihr seid einfach zu gut bezahlt für diese Rasselbande hier.“ Dabei kaute er immer auf seiner Zigarre herum. Er leistete sich keine neue.

Eines Tages kam Richard aufgeregt in unseren Wartebereich gerannt, den Kopf rot vor Anstrengung und vom Alkohol und meinte: „Das müsst ihr euch ansehen!“. Klar sind Gustav und ich mit einer gewissen Gemächlichkeit aufgestanden und ihm gefolgt. Richard war immer sehr aufgeregt, von daher war es uns eigentlich egal, was wir sehen würden.

Wir liefen hinunter in den Keller. Es gab 2 Kellergeschosse, ganz unten für die total wahnsinnigen Verbrecher, darüber, mit etwas mehr Licht, die Abteilung für die Leute, mit denen man nichts anfangen konnte, die einfach, wie soll man sagen: Unrettbar verloren.

Richard blieb vor einer der Türen stehen, aufgeregt wie ein kleines Kind. „Bist du besoffen“, fragte Gustav. Richard schüttelte den Kopf. „Auf keinen Fall. Schaut mal in die Zelle.“

Ich zuckte mit den Schultern.

Als ich hineinschaute, dauerte es eine Weile, bis die Schatten verschwanden. Was ich sah, war irgendwie lustig, machte ein bisschen Angst und, faszinierte mich.

„Sammelt der Mann Papier“ fragte ich Richard. „Nee, der schreibt, die ganze Zeit. Immer wenn ich hier war, schreibt er.“ „Sowas wie Logomanie“, meinte Gustav stolz. Ich lächelte ihm zu: „Soso, ein Fremdwort kannst du auch schon!“

Richard schob mich beiseite und schaute wieder in den Raum hinein. „Der Mann ist seit 28 Jahren hier. Hat mir der Chef im Geheimen gesagt.“ Er nickte. „Er schreibt nur. Alle halbe Jahr muss ich rein und seine 'Werke' rausbringen. Und ich muss für frisches Papier sorgen.“

„Sonst was?“ fragte Gustav.

„Ich weiß nicht. Ich befolge nur Befehle. Und ich kriege Bonusgeld dafür, dass ich es keinem sage.“ Richard zuckte mit den Schultern.

„Das du mit uns teilen wirst“, deutete ich an, „sonst wissen es bald alle.“

„Hey Mann, das kannst du doch nicht...“ dann begriff Richard. Ich lächelte jovial. „Keine Sorgen. Dein Geheimnis bleibt unter uns.“

„Hat man ihm schon mal das Papier weggenommen?“ fragte Gustav. Richard nickte. „Ja, hat der Chef auch gesagt. Aber dann ist was furchtbares passiert und... man hat ihm Papier in Hülle und Fülle versprochen und hier eingesperrt. Draußen wäre er nicht überlebensfähig, würde wohl verhungern und verdursten. Eher das, als nicht zu schreiben.“

Wir trafen uns am Abend wieder. Wacholderschnaps und Weiber. Aber irgendwas bohrte tief in einem Inneren. Ein gemeiner Schweinehund war ich manchmal unter dem Eindruck von Alkohol. Richard schlug mir auf die Schultern. „Du denkst doch nicht an unseren Freund, den Schriftsteller?“

Ich schüttelte den Kopf.

Es war eine Lüge.

Die nächsten Wochen verbrachte ich damit, mir Gerüchte und Einzelheiten des Falls einzuholen. Der Chef war in den „Sommerferien“, die anderen Kollegen durch die Hitze dieser Augusttage apathisch bis zum reinen Dösen auf Arbeit.

Was ich herausfand, war faszinierend, bohrte sich in die finstersten Ecken meiner Seele. Der Mann war im Jahre 1812 geboren, hatte eine furchtbare Kindheit gehabt und hatte sein Seelenheil durch die Schriftstellerei gefunden. Er war so verdammt erfolgreich, dass man ihn auch in 100 Jahren nicht hätte vergessen. 1870 verschwand er, bzw. er „starb“. Zumindest gibt's ein Grab, das ich besucht habe. Ich bin nicht der einzige Besucher gewesen, nur einer von vielen „Fans“, fanatischen Anhängern seiner Kunst. Ich fand seine Bücher langweilig. Zuwenig Kriminalstück, zu viel „soziale Kritik“.

Dann verging der Sommer und der Herbst erwachte und der Mann in der Zelle, lebendig und wahnsinnig ließ mir keine Ruhe mehr. Ich musste wissen, was er schrieb und besonders, warum er schrieb. Ich hatte noch die Worte im Kopf „Aber dann ist was furchtbares passiert und... man hat ihm Papier in Hülle und Fülle versprochen und hier eingesperrt.“

Ich lächelte und Richard, der zufällig anwesend war, zuckte zurück. „Mensch, reg mich doch nicht so auf.“

An einen Schlüssel zu kommen war einfach. Ein Verschwundener Mensch hat keine Besucher, niemanden, der ihn befreien will. Gustav legte ihn immer in seinen Schrank und dachte noch immer, ich sei sein Freund. Dummer Mensch.

Der 30. Oktober 1898, in sonntäglicher Minimalbesetzung, war perfekt. Die Türe zu meinem Gast öffnete sich leise wie der angespannte Atemhauch einer Katze. Ich konnte das Kratzen eines Stiftes auf Papier hören. Trotz der nachmittäglichen Zeit war es finster wie eine Neumondnacht. Die Schatten, die meine Laterne über die Stapel wild dahingestellter Papierseiten warf, schwebten wie riesige Häuser an den Wänden.

Der Mann wirkte winzig in seinen Mauern aus Schriften. Sein Bart erweckte in mir den Wunsch, daran zu ziehen und mir etwas zu wünschen. „Böser Zwerg“ kicherte ich. Ich weiß heute nicht mehr, warum ich ihm den Stift aus den Händen nahm. Was mich ritt, ihn hochzureißen und in seine erstarrten Augen zu blicken. Seine Stimme war wohlklingend und auf faszinierende Art und Weise furchtbar eloquent:

„Mein Freund. Geben Sie mir bitte den Stift wieder.“

Ich schüttelte den Kopf.

„Kein Stift mehr für dich, Charlie.“

Sein Kopf begann zu vibrieren. „Geben Sie mir bitte den Stift wieder.“

Ich lehnte erneut ab. „Dann lassen Sie mich bitte weiterschreiben. Es ist... wichtig.“ sagte er mir und seine Stimme schien flehender zu werden.

Ich hielt ihn noch immer fest. „Das wird eine Heilung auf die alte Art und Weise.“

„Sie verstehen nicht, mein junger Freund. Es geht nicht um mein Leben, sondern...“ er stoppte. „Bitte!“ Seine Stimme begann zu zittern. „Sie vernichten damit diese Welt!“

Ich warf ihn zur Seite. „Wieso, alter Mann?“

„Ich habe... einen Besucher.“ er tippte sich auf den Kopf.

Ich brach in lautes Lachen aus. „Nein, Sie sind nur wahnsinnig. Ich zeige ihnen etwas.“

Einige Minuten später warf ich das zappelnde Stück Patient auf den Rasen vor dem Irrenhaus. „Und jetzt?“

Seine Schreie hatten die anderen Patienten an die Fenster gelockt. Sie waren still, aber ich fühlte ihre Augen auf meinem Rücken.

„Also. Vernichten Sie doch diesen Planeten!“ lachte ich.

„Bitte, einen Stift. Ich muss schreiben!“

Ich packte den Mann wieder und zog ihn nach oben. Seine Augen, ein Ring aus Panik und Schmerz. Die vergilbte Haut in seinem Gesicht zeigte einen rosigen Schimmer. „Sie bilden sich was ein, Charlie.“

Dann riss etwas. Ein dünner Film aus Blut floss über seine Stirn, auf seine Nase, tropfte auf meinen Kittel. Er legte den Kopf zur Seite. „Du hast unsere Welt vernichte. Ich trage einen Besucher in mir, der seit Jahrzehnten in meinem Kopf sitzt, den ich ablenken muss, damit er nicht... damit er unseren Planeten nicht verlässt, sein Volk auf uns aufmerksam macht. Die uns vernichten.“ Er schrie und durch seinen Schrei hörte ich noch etwas anderes andere. Mit leisem Surren bohrte sich ein silberner langer Stachel direkt aus der Mitte seines Kopfes ins Freie. Nach etwa 20 Zentimetern blieb das Ding stehen, öffnete sich wie eine Blume nach oben. „Zu spät, Sie Weltenvernichter.“ Charlie lächelte ein letztes Mal und flüsterte einige Worte in die Luft. Dann schrie er erneut. Mit einem schmatzenden Knacken riss der obere Teil seines Kopfs auf, gebar eine Art metallene Birne, die sich nach unten in das Bild einer ... Untertasse (?) verbreiterte. Im Hintergrund hörte ich meine Kollegen kreischen. Während das Objekt zu rotieren und dem Himmel entgegenzustreben begann, packten sie mich, warfen mich nach hinten, noch bevor die zuckende Gestalt unseres Patienten einer Marionette, einem Huhn ohne Kopf mir etwas antun konnte. Seine Hände hielten die Luft gepackt und würgten das Nichts.

Nun, das war meine Geschichte. Den verfallenen Körper unseres Ex-Patienten fand man nach Monaten nur durch den Gestank in seiner Zelle. Niemand sagte ein Sterbenswort. Meine Kollegen redeten nicht mehr mit mir. Ich entschloss mich, umzuziehen, aufs Festland, ins schöne Berlin, wo ich eine kleine Praxis habe für „Spezialfälle“. Nebenbei schreibe ich auch Kurzgeschichten. Mir geht es gut. Ich verdränge viel. Nur, wenn sich die Zeit des 30. Oktobers nähert, beginne ich, unruhig zu werden und meine Träume werden sonderbar klar und furchterregend. Und dann höre ich wieder seine Stimme und seine letzten Worte: „Dank Ihnen, junger Mann, wissen die nun, dass wir hier sind. Ich hoffe, hinter Ihrer Dummheit steckt eine Menge Tapferkeit. Gegen die Wesen, die da draußen lauern, haben wir keine Chance. Beobachten Sie den Himmel, junger, allzu dummer junger Mann. Achten Sie besonders auf den Mars. Von dort werden sie kommen, Sie Blödian.“



## Lyrik über Vögel vor dem Fenster morgens in der Dämmerung/In D-Moll/Reim-Dich-Modus

Des Menschen Feind, ganz ohne Hast  
sitzt vor dem Fenster, auf dem Ast  
und schaut mit schwarzem Kullerblick  
betrachtet nun mein Dämmerglück.

Ein Flügelschlag erweckt die andern,  
und statt zu reisen, südwärts wandern  
beginnen sie, gleich einem Chor,  
zu „singen“ in mein rechtes Ohr.

Dem Pfeifen mag man abgewinnen  
dass, wenn man wach ist, freudig grinnen,  
doch wie so oft im Dämmerland  
ballt sich bereits des Schlummers Hand

und eine Faust wird offenbar,  
die diese Zeit hasst, Früh und Jahr,  
und dann erhofft sich Schnee und Eis  
und Vogelflucht in südliche Kreis

Und wie die Sonn sich heller schraubt  
und man es greller nicht zu werden glaubt  
da endlich, meine Wünschen folgen  
da graue Riesen, Wasserwolken

Die klugen Vögel starren nun  
nach oben, können nicht mehr ruhn  
auf ihrem Aste, dieser schwingt  
fliegen davon, zum Abschied winkt

der eine Vogel, Menschenfeind  
der weiterflucht, im Hass vereint,  
den Schläfer quält mit lauten Schall  
bis endlich trifft, der Regenschwall

unzufrieden mit der Stille  
wacht auf des Schläfers Widerwille  
er taumelt bis zum Fenster hin  
und öffnet es. Ja. Ohne Sinn.

## Hasen im Wunderwunderwunderspaßland

Das ausgestreckte Bein seine Cousins, des Osterhasen, erwischte das weiße Kaninchen direkt am Knöchel und mit lautem Schrei schlug es mit der Nase voran direkt in den Straßenstaub.

Wie von Zauberhand tauchte aus der anderen Richtung sein Cousin, der Osterhase aus dem nichts aus und half ihm auf. Das Weiße Kaninchen fluchte. Sein schönes weißes Fell war Gelb vom Sand und auch seine Nase schien zu bluten, wenn es versuchte, es mit einem papiernen Taschentuch abzuwischen. "Verdammt", dachte es, als es beim Schauen bemerkte, dass es den Erlass der Herzkönigin mit seinem unwürdigen Blut beschmutzt hatte. Humpelnd machte es sich auf den Weg. "Ich komm zu spät". Der Osterhase schaute ihm hinterher. In seiner Hand hielt er, glitzernd wie Gold, die Uhr seines Cousins.

Ein Schrei aus der Ferne. Das Kaninchen hatte also den Tausch bemerkt. Magie half nichts, wenn der Verstand nicht Ordnung war. Der Osterhase machte, dass er wegkam. Vor dem Schatten des Zauberwaldes verblasste sein magisches Ebenbild.

Der dunkle Wächter grinste in seinem rostverzierten Holzstück, das man unter Umständen eine Rüstung genannt hätte, wäre, ja, wäre es nicht nur ein Haufen Holz gewesen, das einigen magischen Spezies zwar als undurchdringlich schien, aber einer handelsüblichen Axt nichts entgegenzusetzen hatte.

Er grinste sein zahnloses Grinsen über das ganze Gesicht, als er den Osterhasen an sich vorbeihüpfen sah, schneller als einer der Wirbelwinde, die einige Menschen aus ihrem Innersten heraus beschwören würden können, wenn der Tag reif war. Er dachte bei sich "So schnell möchte ich auch einmal hüpfen." Doch sein Vater hatte es ihm, Jahr und Tag tatsächlich vor vielen Jahrzehnten einmal verboten. "Hüpfen tun nur Hasen. Sonst keiner. Ende im Gelände." Er hatte dabei das Hackebeil gehoben und der damals so kleine Wächter hatte sich in seinem hölzernen Astwerk versteckt, aus Angst, dass die metallene Spitze des Objektes die Rinde seines Unterschlupfs massakrieren könnte.

Die Königin schüttelte den Kopf, als das Kaninchen seine Geschichte vortrug. Sie schüttelte nicht den eigenen Kopf, denn dieser lag noch daheim im Schlafzimmer und war die Stütze für eine der Dutzend Perücken. Sie schüttelte, eben stattdessen, ein Symbol, einen Puppenkopf, dessen Augen sprichwörtlich hin und herschaukelten.

"Du solltest deine Familie im Auge behalten." sagte sie zischend, denn der Puppenkopf hatte keinen wirklichen Mund und so musste eine Art Riss als Sprechorgan dienen. Ein Riss, der tief ins Innere des Kopfes lief, bis in die Leere, die das Universum für diese Art Existenz erschaffen hatte.

"Ich weiß, My Lady." Das Kaninchen schluchzte, als die Königin eine Klappe am Thron öffnete und eine, goldglänzende, neue Taschenuhr herauszog. "Er ist dein Vetter", bedachte der Weihnachtsmann die Situation lautstark, während er tief in seine Jackentasche griff und eine ziemlich zerschrammte Taschenuhr berührte, die ihm der Osterhase tatsächlich zu Ostern geschenkt hatte. Oder so in etwa...

"Ich weiß es!" brüllte das Kaninchen. "Und du bist sein Dealer!" sagte es, himbeerfarbene Tränen kullerten aus seinen winzigen Augen. Der Weihnachtsmann schüttelte den Kopf. "Ich doch nicht. Wir sind Todfeinde, musst du wissen, mein kleiner gefiederter Freund."

"Schnauze, sonst lass ich euch alle köpfen!" Die Königin war aufgesprungen und schlug dem Weihnachtsmann direkt auf die Nase. "Ihr widert mich an!" Sie zeigte auf das Kaninchen. "Dein Vetter braucht eine Therapie!"

Die Türen schlossen sich hinter dem Kaninchen. Es war allein. "Mein armer armer Vetter", flüsterte es leise. "Ich weiß, dass du süchtig nach Lametta bist. Und wieder werde ich in ein paar Tagen, während deine Dosis Glitzerkram nachlässt, zufällig den Weg entlanglaufen und kriege wieder ein paar aufs Maul. Aber keine Sorge..." Es dachte an den Weihnachtsmann und daran, wie dieser morgen früh sein Lieblingsrentier vermissen würde... Who the f... ist Rudolph.

Das Kaninchen lächelte bitter und machte sich auf den Weg und die Luft roch stark nach Ananas und Rotwein und alles war wundervoll im Wunderwunderwunderspaßland.

## ! und i aus dem Wunderwunderwunderspaßland (Fröhlichen Muttertag)

Das Besondere an diesem Abend war nicht, dass der blütenweiße Regen das Gold von den Füßen der promenierenden Hauptstadtbewohner gewaschen hatte, sondern dass die Sonne an diesem besonders schönen Sonntagabend sich einfach weigerte, unterzugehen.

Betroffene Zwerge suchten mit ihren getönten Sonnenbrillen nach Schatten, Elfen zwitscherten fröhlich in ihren Bäumen und Baumwesen, naja, die waren aufgeregter als ein Flusspferd bei Ebbe. Es war eine ausgelassene, pre-apokalyptische Szenerie, von der wir uns nun verabschieden werden, weil sie eigentlich nur dazu da ist, diesem Text, also diesem zu erwartenden Geschehen zum Ersten, eine Art Rahmen zu geben und zum Zweiten die Worte streckt, also mehr als 300 Worte in sich tragen lässt, denn der Autor mag es nicht, nur einige Sätze aufs digitale Papier zu prügeln.

Kehren wir also von dem ganzen Lari-Fari um und beschauen uns die beiden Strichfiguren, die munter kichernd einen Feldweg entlanglaufen, der sie genau in die falsche Richtung führt.

„Strichina“, sagt die etwas fülligere Ausrufezeichenform und beugt sich über ihre Tochter, die einem winzigen i zu folgen pflegt, Strichina genannt, warum auch nicht. Nicht überall heisst Rattengift Strychin und auch nicht überall isst man Marbelln mit Kokosnussschalen. Zurück zu dem Gespräch, welches nicht mehr hörbar ist, weil die beiden Personen bereits weitergegangen sind. Der Autor folgt und hört nur noch das kleine i sprechen. Wir lassen den Begriff "Strichina" einfach weg, nicht wahr?

„... und dann hat das Wesen aufgeschrien und ist aus dem Fenster gesprungen.“

•

lächelt. „Du bist eine ziemliche Göre, schon immer gewesen, i. Ich finde es bemerkenswert, dass du so lange bei den...“ i antwortet sofort „Menschen heißen sie und sie sehen aus wie große Zwerge oder riesige Elfen oder winzige Riesen. Und sie mögen keine Überraschungen.“

•

lächelt wieder. „Ich bin wirklich stolz auf dich. Nun, willkommen.. wie soll ich es sagen.“ i kichert. „Ich weiss, das Wunderwunderwunderspaßland hat mich wieder. Ich freue mich, das Praktikum der Bibliothek erfolgreich absolviert zu haben. Und ich freue mich, wieder in meine Wohnung ziehen zu können. 8. Stockwerk. Balkon, Ruhe, Frieden. Hoffentlich wohnt dieser Magiergeselle nicht mehr unter mir. Ey, der hat ja wohl ne Macke, Weissst du noch, auf einmal schwebte alles an der Decke, nur weil der Idiot einen Spruch falsch ausgesprochen hat. Eigentlich denke ich ja, der steht auf mich, aber nein, kein Magiergeselle. Ende... Ich hoffe...“ i erstarrt. Ihre Mutter weiss, was nun kommen wird.

„Aaaaaaaaah, Mutter, Mutter“

! nickt. Die leichte Panik hat nachgelassen. Sie konnte es nicht sagen.. sie wollte es, aber... Mütter sind halt... auch wenn sie ! heissen, Mütter.

„Ich weiss, i, es ist, ich wollte es dir nicht sagen.“

„Was ist...“ i zittert am ganzen Leib. Sie lässt den Koffer aus fussgenähtem Bisamzungenamt fallen. Auf dem goldenen Pflaster (wie Sie sehen, kommt der Autor auf diese Tatsache des Wunderwunderwunderspaßlands zurück...) beginnt der Koffer talwärts zu rutschen. i beachtet es nicht. Ihr dünner Punkt ist beleuchtet von einem erdbeerfarbenen Strahl, der sich in den Himmel bohrt, die Wolkendecke durchdringt und in ein oder zwei Jahrzehnten sicherlich den Welpenstern tangiert und dann sicherlich irgendeine Zivilisation Oktopoden auslöschen wird.

„Was zur...“

! fühlt sich schuldig, ihrer Tochter nicht die Wahrheit gesagt zu haben.

i wirbelt herum. „Mutter“ ihr Gesicht zeigt Zeichen von Wut an, aber es lässt sich eh nichts daraus lesen, von daher bleiben wir dabei, dass wir Zähneknirschen hören können, wenn wir uns anstrengen. Danke für den Aufwand.

„Der Magiergeselle... er ist... er hat die Prüfung bestanden... und“ ! räupert sich, „Dann hat er leider bei einem Partyzauber danebengegriffen. Du kennst doch diese Mana-Cocktails aus Spiritus und Salmiak-Geist, er hatte halt sehr viel und dann...“

! legt ihre Arme um i und drückt sie fest an sich. i fühlt eine tiefe Geborgenheit in ihren Adern fließen und dreht sich noch einmal um. „Kann ich bei euch schlafen?“ ! nickt. „Dein altes Zimmer ist doch noch immer frei. Wir hatten mal einen Untermieter, einen Bleistift, aber der war frisch gespitzt und hinterher haben wir auch alles wieder so eingerichtet, wie du es mochtest. L wird sich freuen.“

„L?“ i zuckt. ! nickt „Ja, dein Vater hat endlich die Beförderung erhalten.“

„Cool.“ Beide verlassen, von dem erdbeerfarbenen Strahl beschienen, den tragischen Ort.

Nur im Hintergrund hört der Autor noch kurze Fetzen eines smalltalkhaften Gesprächs...

„Ich glaube, deine Wohnung ist im Himbeer-Ozean gelandet. Es gibt dort Schuhabtretersichtungen, also komm ja nicht auf die Idee, einen Papierdrachen zu basteln...“

„Weisst du, Mutter... bei den Menschen gibt es so eine Erfindung: Haftpflichtversicherung. Glaubst du, dass die Zauberer-Gewerkschaft...“

„Nein, meine kleine i ich glaube nicht, dass die hier sowas haben.“

„Schade.“

## Berlin - Studium eines Schattenwesens in der S-Bahn

Berlin

Die Sbahn

unendliche Weiten

wir schreiben... 2011.

Die Umgehung meiner U-Bahn dank gewisser baulicher Betätigungen bis November hin zwingt mich förmlich in Richtung S-Bahn, von der ich mir, nebst schneller Bewegung auch einen freien Blick in die schönen Häuserschluchten von Berlin erhoffe.

Wenn die Leute nicht sind, die mich begaffen...

Begaffen... eine Angewohnheit älterer Herrschaften (aus Neid, weil ich noch jung bin)... von Jungen (weil ich schon so vergreist bin), also bin ich es gewohnt und muss nicht mehr laut Gustav Mahler (Mr. Heavy Metal in Person) hören, um hip zu sein. Unabhängig davon starre ich unverblümt in die Richtung eines Pärchens, das mir den Blick hinaus ablenkt, wie ein schwarzes Loch im Weltraum. Schwarz, eine passende Farbe für die beiden jungen Menschen.

Er

starrt in die Luft. Sein Gesicht in bodenlose Agonie versunken, an der melancholischen Brust des Metaversums, also des unendlichen Nichts liegend, träumend, hoffnungslos. Er zittert leicht. Der Mund zusammengepresst wie eines seiner Augen, hinter Brillenglas. Apathisch. Das Basecap modisch zur Seite gewandt + eine schwarzgefärbte Ponylocke bis unter die Nase = ein Gemälde von Picasso. Das Shirt einer mir bekannten Band, die jedoch zu uncool ist, um sie zu posten, zu "hip" sagen wir es so, ragt hinab, geht nahtlos in offene Lackstiefel über, gelöchert, lose leuchtendrote Schnürsenkel ohne Sinn und Zweck.

Er ist allein und einsam und die Welt ist grundsätzlich schlecht, dass er so allein und einsam ist, doch

Moment einmal.

Sehe ich nicht neben ihm eine junge Frau, in emotionalem nachtfarbenen Chic gekleidet mit graugefärbtem Schläfenhaar, die lächelt und mit ihm redet?

Nicht in seinem Universum.

Auch wenn Sie seine Hand nimmt.

Sein Gesicht, eine Maske. 5000 Jahre alt.

Sie redet ihm gut zu. Er erinnert mich an eine mentale Mumie.

Da ein Kuss. Ich schaue kurz weg, folge meiner eigenen Höflichkeit und den Knigge, der stets dabei ist.

Eine seiner Augenbrauen hebt sich kurz. Sein Gesicht erwacht. Er lächelt, versucht es jedenfalls. Jahrtausendelange Agonie hat das Gesicht in eine Statue aus purem Weltschmerz verwandelt. Doch nun bröckelt Sand. Hoffnung strahlt auf im Gesicht seiner jungen Begleiterin.

Dann, als hätte ein Blitz aus dunkler Materie ihn getroffen, versinkt er, gerade ans Licht geholt, erneut in die endlose Nacht.

Und dann steige ich aus. Und ich sehe eine Regenwolke über dem Wagon schweben und filigrane Duster-Wesen aus anderen Dimensionen kreisen wie von einem ewigen Strudel gehalten genau über seinem Platz, der anscheinend das Tor

zwischen den Welten ist.

Ich bin zu alt für diese Dimensionstore, sage ich leise und lausche den bewegenden Klängen der Sinfonie Nr. 5 von Mr. Heavy Metal Gustav Mahler und träume von küstenlosen Meeren, während ich hinabschleiche, in die Stadt, die mich leise ruft.

## Berlin: S-Bahn - Die Musik aus der Tiefe

Es mag sein, dass wir sehr viel von der Welt wissen, von den sozialen Interaktionen, von Pflanzen und Tieren, von Lebewesen im Allgemeinen, die unsere Welt bewohnen, die unserer Sichtweise (in hellem Tageslicht) angepasst sind.

Jedoch muss man sich eingestehen, dass nicht überall Licht scheint und dass man nicht überall Fackeln oder Taschenlampen nutzen kann: wo die Dunkelheit hinter einem undurchdringlichen Schleier liegt, so dass man sich ängstlich davon fern hält.

Ich habe bereits vor einiger Zeit einige düstere Erfahrungen beschrieben. Eigentlich sollte es nur eine Heimfahrt in der U-Bahn sein. Technische Probleme ließen die Dunkelheit in die neonerleuchtete Realität eindringen und da waren sie, die Ausgestoßenen.

Doch fahre ich derzeit mit der S-Bahn, dank bereits beschriebener Bauarbeiten und auch hier scheinen Dinge Gestalt anzunehmen, die ich nicht mit Namen nennen kann, oder besser darf. Denn alles, was einen Namen besitzt, bekommt Realität, mehr noch, erscheint in den Herzen der Menschen, in den Träumen der Empfindsamen, in den Bildern der Wahnsinnigen.

Also fuhr ich heute meinen allzu komplizierten Weg in Richtung Alexanderplatz, den guten HPL in der Hand und las von jenen unheimlichen Dingen, die manch einer für wahr und verborgen, der andere, wie ich, für gute Grusel-Sci-Fi halte, die man in eigenen Kurzgeschichten gut verarbeiten kann, wenn man gewillt ist, die Angst zu fühlen, die man beim Schreiben erlebt.

Wolken krochen über den Himmel und einige wenige Wassertropfen sammelten sich an den staubigen Fenstern und rollten schwarzgefärbt hinunter. Die Fetzen von Papier, die im Inneren des Straßenbahnwagens lagen, rollten wie von dem Pesthauch, der durch die Gänge strömte, hin und her. Hin und wieder bildeten die Zeitungen Worte unbekannter Sprachen, die mir ein Zittern über die Haut jagten.

Die Augen meiner Mitfahrer waren halb geschlossen. Sie lauschten gebannt. Dann hörte ich es auch.

Ein Mensch, eher eine Kugel von Fleisch, surrte vorsichtig an mir vorbei, summte. Welche Art von Sprachfähigkeiten er zu haben schien, war mir nicht bekannt und die Tiefe seiner Stimme, die gleichzeitig die eine verzerrt groteske Höhe zu haben schien, bohrte sich in meinen Kopf, blieb hängen und grub sich weiter ein. Dann blieb das Wesen stehen. Es griff mit seinen Armen nach hinten und holte eine Art Akkordeon hervor. Das Gefühl unsäglicher Panik bemächtigte sich meiner und wie auch immer ich versuchte, den kommenden Schmerz meiner Seele einzudämmen, es war erfolglos. Es begann zu "singen". Chromatisch inkorrekte, fantastisch bizarre Tonstrukturen schoben sich durch die Luft, erzeugten atomare Abnormalitäten und ließ die Herzen der Menschen, jener Lebewesen, wie ich eines bin, in tiefster Agonie verfallen. Im Herzen spürte ich ein Bild, eine Art Erinnerung an das Leben, welches dieses Lebewesen mir gegenüber gelebt hatte.

Eine Höhle, erleuchtet von phosphorhaltigen Pilzen, in schmutziges Uringelb getaucht und furchtbar schleimige Wesen, an Zügeln gehalten, um morbide Äcker zu düngen. Und dann deren Herren, Fleischwesen, aufgedunsene Kreaturen, deren Blick stets nach oben geht, nach oben, wo die vergessene Sonne lauert, seit sie in Ihre eigene Welt gezwungen wurden, Jahrtausende in der Vergangenheit. Vertrieben von Menschen ohne Königreiche, von Stämmen, die sich sonst bekriegten, doch einmal zusammenarbeiteten, einmal kämpften, um das Böse, welches sich verbreitete, in das Innere dieser Kugel, genau an Gaja, Erde, zu pressen, auf dass sie nie mehr herauskämen.

Die Gestalt war vorbeigezogen und spielte ihr Lied, dieses verworrene, unmenschliche Lied und sang dabei vom Aufbegehren der alten Wesen und den Sieg über uns, über die schwachen, haarigen Affen, die sie einst besiegten und ich war dankbar, dass ich es nicht mehr erleben muss, wenn die Heerscharen sich aus den Höhlen unter uns herauspressen. Denn noch immer sammeln sie sich da unten in der Tiefe und gleich den Menschen, die zerstritten ihr eigenes Lebenswerk vollbringen suchen, so sind auch jene Wesen noch nicht vereint. Noch nicht. Was dieses Wesen hier tut... Kurier ist oder nur ein Herold, der den Krieg verkündet, das weiß ich nicht. Das mag ich nicht wissen wollen.

Dankbar, dass ich das Erlebte niederschreiben darf, um Generationen in der Zukunft zu warnen, steige ich aus. Und ich sehe, wie das Wesen ebenso auf den Bahnhof tritt, die Treppe hinuntergeht und eine der unbekanntenen Türen öffnet, die in den Abgrund unter Berlin führen und ganz tief hinten, hinter all dem Rauschen der Fahrgäste höre ich die Rhythmen

eines uralten Volkes, welches sich bereit macht, loszuschlagen.



## Berlin: S-Bahn - Zwischendimension

Berlin... eine Stadt von Gestalten, die man bei Tag sehen und bei Nacht schreiend wegläufen kann, darf, wie auch immer durch die Bauarbeiten noch immer darauf dressiert, meinen Weg über die S-Bahn zu bestreiten, nach einem bizarren Fußweg durch die Bauarbeitengesprenkelten Fußwege am Alexanderplatz... stehe ich in der Bahn und versuche "Conan" über mein Handy zu lesen. das gelingt recht gut, dank der Kindle-Software auf dem HTC-Wildfire.

Eine Stimme lässt sich aufschrecken, dann resigniert zusammensinken:

"Möchten Sie eine Zeitung kaufen?" was sich für mich nur anhört: "möchten Sie..." ich schüttele den Kopf. Die Gestalt, der Stimme nach Mitte 80, dem Verhalten nach Anfang 20... schlurft weiter. Ein schlechtes Gewissen überkommt mich.

Vorne im Wagon steigt die junge Frau aus und gleichzeitig steigt ein Mann ein. Dieser beginnt, seine Lebensgeschichte zu erzählen und fordert auf, fleißig für ihn zu spenden (1,5 Monate arbeitslos). Er entschuldigt sich pauschal für seinen harschen Tonfall und man bemerkt, dass diese Entschuldigung gegebenenfalls doch gerechtfertigt ist. Ich schaue auf, dann ist der Mann bereits weg. Er verlässt den Wagon durch eine Türe, durch diese....

fast...

zeitgleich erneut eine Gestalt tritt, die eine Zeitschrift verkauft. Ich erkenne, dass Ihre Schuhe besser aussehen als die meinigen. Vermutlich eine Schülerin, was mir der Sprachduktus zu verstehen gibt. Ich schaue aus dem Fenster, und ich sehe nichts draußen. Absolut nichts. Keine hell erleuchtete Stadt, nur ein grauer Schleier.

Die Bahn hält an, die Frau ist an mir vorbeigegangen, die Leute dösen vor sich hin...

ich starre hinaus... und ich sehe, wie die junge Dame sich merkwürdig bewegt, sich in konvulsiven, fast tanzenden Rhythmen dahinzuckt, wie Ihre Haare in den Körper weichen, die Kleidung einen glänzenden Schein annimmt, ein kreischen ertönt und ... die Frau weg ist. Stattdessen sehe ich einen Mann, der einen Kasten mit sich führt, darauf geschnallt ein winziges Gerät und die Panik, die mich überfällt, ist nicht gespielt, sondern...

Ein Mann spielt lustige Musik (vermutlich "Hit the Road, Jack" und ich möchte die Road gerne hitten...)und ich weiß mit neu erwachter Erkenntnis, dass das Nichts, das das draußen wartet, auf ihn wartet, nicht auf mich, nicht auf uns... auf uns Bahnreisende. Ein Opfer ist notwendig, um diesen Fluch, der auf mir lastet... aufzuheben.

Die Bahn fährt und die Ewigkeit erscheint klein im Bezug auf die Fahrt... Die Bahn hält an, entlässt den Musikanten und erneut... die

Frage nach dem Kauf einer Zeitschrift... meine Augen flattern bereits...

ich ziehe... einen 50ct-Stück aus der Hosentasche und gebe Sie der Person.

Sie nickt. Wissend ist ihr nicken und ich sehe, wie sich am Horizont Lichter bilden, die durch den Rauch der Dimension dringen, in der wir, wir alle in diesem Wagen, gefangen sind.

Die Türe öffnet sich und ich steige aus. Ich drehe mich nicht um... ich gehe hinunter in die U-Bahn... nur 1 Station... dann bin ich

daheim...

"Möchten Sie eine Zeitschrift haben?"

## Frosch im Morgenmantel im Wunderwunderwunderspaßland

Kehren wir nun um, um uns in die Schatten der Weltstadt B. zu begeben und folgen wir den staubigen Schritten einer Kreatur, die ...

nicht mehr da ist.

Großschwarze Augen starren ohne einen Wimpernschlag auf den erdbeerfarbenen Strahl, der sich in die Himmelsweite ergießt. da, ein Motte, die aufgeschreckt in der Ferne herumtanzt und mittels blauem Brombeerzungenstrahl im Mund eines Froschs landet. Nicht nur eines Froschs, DES Froschs, der hier wartet, ob sich etwas tut. Doch das Pulsierende Licht (gesponsert vom Magiemarkt "Friedensglück" (Motto: wenn wir es nicht haben, dann hats eh jeder)) pulsiert nur fröhlich vor sich hin.

Der Frosch, der seine Locken bei einem wilden Pokergefecht verloren hat, schiebt sich einen Kaubonbon in den Mund, um den ekligen Geschmack des toten Fliegendings in seinem Kopf loszuwerden. Blutwurst.

Er hat einen Auftrag, doch dieser lässt auf sich warten. Tatsächlich laufen hier zu viele Buchstaben durch die Gegend, die ihn sehen könnten. Doch da, ein Leerzeichen. Mit einem schnellen Satz saust unser grüner Freund hinaus aus dem Schatten und hinein in das Hochhaus.

Anwesend: keiner. Grund: das lustige Licht, dass in den Himmel schießt.

Die Treppenstufen sind glitschig wie Seife und Schnee und der Frosch muss sich beeilen. Erster Stock: Bekleidung. Der Frosch überlegt sich, ob er seinen Morgenmantel schnell austauschen soll, aber flecktarn ist noch immer besser als Hawaii-Seide und er entschließt sich, es nicht zu tun.

2. Stock: Wanderstöcke

Der Frosch schüttelt seine imaginären Locken und fragt leise: Denken die, dass wir hier blöde sind?

3. Stock: Der Frosch hört auf zu zählen...

Langsam bemerkt man die tosenden Kräfte der entfesselten Magie und der Frosch greift unsicher an seinen Hals, wo sein Antimagieschutzstein hängt und flucht leise, da dieser kleiner geworden ist. "Nicht genug aufgeladen. Supiiiiii." sagt der Stein und grinst.

Der Frosch muss nach oben und schiebt sich den Stein in den Mund, kaut ihn kurz und sprintet hinauf in die Weite.

Da... die Türe zum versiegelten Zimmer. Der Frosch tritt zu und die Türe reißt es aus den Angeln. Im epischen Malstrom des unheilvollen Leuchtens verschwindet die dürre Holz-Pappe-Attrappe einer echten Tür. Jemand kreischt. Doch es ist nur der Frosch, der seine Locken wieder gefunden hat. Er greift in seinen Morgenmantel und zieht eine schwarze Handfeuerwaffe mit Schalldämpfer heraus. Es klickt, als er den Schokoriegel-Riegel hineinschiebt und den Hahn spannt.

"Jason P. Montesquieu. ich verhafte Sie, Ridwormus Lavendeles Wermut wegen Werksspionage im Takatanakataland."

Er flucht. Die dunkle Gestalt vor ihm dreht sich um und zeigt ein glattes, ein absolut glattes Gesicht. Jason P. Montesquieu ist lange nicht mehr so schlecht geworden wie jetzt. Das glatte Gesicht... und dann die Nase... er kreischt und springt aus dem Fenster. Im Flug denkt er sich noch, wieso er das Buch, das er stehlen sollte, dennoch in den Händen hält, als habe es sich an ihn herangeschmuggelt, da knallt er schon in ein karamelhaltiges Gummiboot, das über die Straße schwebt. Die FahrerIn, eine etwas dummlich grinsende Ananas kichert und hält an. "Sie sind aber toll gehüpfelt."

Doch sie hört nur noch sein Stammeln und entschließt sich, ihn ins Sandkastenkrankenhaus zu bringen. Denn er stammelt sich den Mund fusselig und könnte alle Zähne verlieren, wenn er weitermacht mit diesem "Oh Nein, Oh,

Nein, Lutscher mit Kaugummifüllung!!!!"

## Schwarzer Schlitten

Die Ampel steht noch immer auf Rot. Kein Hauch von Wind bewegt die erdigen Fetzen Straße in der sengenden Sonne. Asphalt beginnt zu kochen. Die Stirn verschwitzt, der Magen revoltiert, die Hände gefaltet, ins Kunstleder gepresst. Das Lenkrad ruckt leicht, während er die Arme lockert. Zu leicht eingestellt? Keine Ahnung. Es geht um so vieles und doch ist es ihm egal. Der Körper presst sich wie von selbst in den Sportsitz, lang zusammengespart, fast doch noch gestohlen, dann doch geschenkt. Er ist ein Talent. Er ist die Erlösung. Ein Held der Masse. Er fühlt Augen auf sich ruhen. Sie spiegeln sich wider, auf der blankgewischten Seitenwänden, auf der verzerrten Motorhaube, auf seiner zusammengebastelten Sonnenbrille. Zusammengebastelt. Sein Gesicht zuckt kurz bei dem Gedanken, in welchem Objekt er sich befindet. Ein Auto. Mehr eine Art Bastelarbeit. Frankenstein's Monster mit Motor. Der Motor. Ein 8-Zylinder. Bei dem Gedanken daran überfällt ihn das unbestimmte Gefühl, seinen Fuß auf das Gas hinunterzujagen, die Maschine aufheulen zu lassen. Doch reicht dann das Benzin? Vermutlich nicht. Sparsamkeit und ein 8-Zylinder. „Tu es nicht.“ hatte seine Freundin gesagt. Er hatte falsch reagiert. Oder richtig. Je nachdem, wann er endlich am Ziel ankommen würde. Die Schweißperlen sich auf seiner Stirn werden dicker und dicker. Sie kitzeln, während sie in Richtung Augen kriechen. Nur nicht die Hand vom Lenkrad nehmen! Er schüttelt den Kopf, zwinkert kurz.

Noch immer leuchtet das rote Licht auf. „Fahr! Fahr! Fahr!“ Wie? Eine Hand schlägt auf sein Bein. „Fahr! Verdammt, fahr doch endlich!“ Sein Gedanke fällt ins Nichts. Die Ampel: rot „Fahr!“ von rechts.

Aber die Ampel. Die Ampel.

Die Sonne flimmert im Hintergrund vor sich hin und die Augen beginnen, zu verblassen. Die Hand presst sich in sein Bein. „Fahr! Verdammt!“ Apathisch zuckt er mit den Schultern. „Es ist noch nicht soweit.“ flüstert er, die Lippen trocken wie die Straße vor ihm.

Die Dämmerung hüllt die Welt um ihn herum in dunkles Blau. Die Ampel ist rot. Die Hand hat sein Bein verlassen, ein Schatten ist aus dem Auto gesprungen und fluchend weggelaufen. Minuten darauf fuhr ein Bus davon. Er zuckt mit den Schultern. Gleich. Gleich. Gleich gehts los.

„TockTock“ springt von der Fahrerseite in sein Ohr. Rote Ampel. Konzentration. „TockTock“ erneut. Mit einer Hand, unfähig hinzuschauen, greift er nach der Kurbel und ruckhaft schiebt sich die Scheibe nach unten.

„Hey, Junge. Du stehst seit ja seit Stunden hier. Keine Sorge, morgen haben wir die Ampel endlich repariert. Fahr ruhig nach Hause. Oder falls du Angst hast,“ Kichern, „dass dein schwarzer Schlitten auseinanderfällt, schieb ihn besser doch heim.“

Rote Ampel in sternklarer Nacht. Bald wird sie auf grün wechseln. Nur nicht einschlafen. Einfach warten. Und dann: ein Held sein. Und seine Freundin würde ihn mit offenen Armen empfangen. Dann hat er endlich seinen Führerschein.

## Augenblick - Der Efeu

Wenn ich von der Arbeit komme, also meistens in den Dämmerungs- oder Nachtstunden, starre ich manchmal sekundenlang in einen Friedhof hinein, der auf dem Weg liegt. In der Dämmerung kann man die dunklen Kreuze erkennen, hinter dem Hauch der Finsternis die unbeschiedenen Platten sehen, dort, wo nichts mehr ist. Wo sie ruhen.

Einige Schritte weiter und ich erkenne ein Haus. Es ist komplett mit jenem dunkelgrünen Efeu behangen, der mich an das Haus meiner Großeltern erinnert, jedoch hängt es nicht nur an einer Seite herunter, sondern die sichtbaren Wände sind mit dieser seltsam lebendigen Farbe bedeckt.

Tagsüber leuchtet das Grün mir den Weg, doch in der Nacht, wenn die rot-grünen Ampeln Ihrer Pflicht nachgehen und die wenigen Menschen über die Straßen leuchten, dann saugen die schwarz-grünen Blätter das Licht aus der Welt und ich finde mich oft genug wieder, wie ich in diese Wand aus Blattwerk starre und mich frage, was Sie zu erzählen hätten, wenn sie reden könnten. Denn wenn sie beginnen, zu sprechen und zu rufen, dort, in meinen tiefsten Träumen, in denen die Wurzeln des Efeus nicht mehr im bröckelnden Mauerwerk des alten Friedhofshauses hängen, sondern sich einen Weg in meine Seele suchen, dann ist es zu spät.

Doch nun schüttele ich die melancholischen Gedanken fort, grüße den Radfahrer, der trotz meiner Grünphase meine Füße zu treffen versucht, und gehe zur Bahn. Und ich drehe mich nicht um, auch nicht, als ich aus dem Rauschen des Wesens hinter mir ganz klar meinen Namen höre.

## Mitternacht vor dem Berg

Gewisse Umstände machen es notwendig, dass ich diese letzten Minuten meines natürlichen Lebens damit verbringe, die Geschehnisse der letzten Wochen in einige kurze Sätze zu fassen. Meine Hoffnung liegt darin, dass, wenn meine Existenz in das große Dunkle "hinter dem Schleier" gegangen ist, andere Menschen überleben und die Kunde heraustragen aus dem Dorf, in dem ich meine Kindheit und meine letzten Tage verbrachte.

Den Beginn des Endes zu finden ist schwer und ich zittere, während der Wind durch die verfallenen Bäume und Sträucher streicht, während der Mond glitzernd am Himmel auf das Erscheinen des Todes wartet. Ich hocke am Rande der Schlucht, über mir nur die Kälte des Weltraums und vor mir, im fahlen Licht meiner Taschenlampe, der Eingang in das Bergwerk.

Eingang. So kann man es wieder nennen, nachdem der Berg für über 208 Jahre ein einziges Grab gewesen war. Zweihundertundacht Jahre, in denen es in meiner Heimatstadt mehr ruhig als aufregend war, auch wenn zwei Weltkriege Ihre Spuren hinterließen, Menschen kamen und gingen. Wir sind eher der Art Menschen, die mit den rauen Umständen, welche sich in den Wetterlagen und die teilweiser Abgeschiedenheit begründen, zurecht kommen. Wir hatten die Vorteile technischer Innovation durchaus sehr früh erkannt und bis ins Jahr 1803 einen regen Abbau an Erzen, Zinn, Silber durchführen können, bis, ja bis der verhängnisvolle Zusammenbruch des kompletten Berges erfolgte. Damals war das glorreiche Handwerk, zumindest für die Stadt, beendet und man musste umdenken und baute sehr schnell Alternativen auf. Man wusste damals zu überleben.

Wieso ich diesen letzten Tagesbruch besonders erwähne und wieso ich nun hier sitze, genau an diesem Ort, hier, in der Schlucht und vor mir, gleich einem Apfelkernhaus, das letzte, steinerne Mahnmal eines Raubbaues, das werde ich erläutern, so ich hoffentlich noch Zeit habe. Meine Uhr zeigt eine halbe Stunde vor Mitternacht an.

Wie ich schon schrieb, wurde ich hier geboren. Meine Kindheit eine interessante Mischung aus der verquerten Neugier nach Abenteuer, das man in der Welt nicht erleben konnte und der Erkundung der Umgebung, die unsere Stadt einschloss. Ich war hin und wieder in den dunklen Wäldern unterwegs, die die Stadt umkreisen, das Sonnenlicht dämpfen, die mit leisem Wispern auf die furchtsamen Schritte reagieren, die man abseits der Wege tut. Eine andere Sache waren die Bücher. Bücher, ach wie liebte ich sie. Ich konnte nicht genug bekommen, und so verwandelte sich die Welt um mich herum in ein von unheimlichen Dingen durchstreiftes Ding, denen man nicht auf der Straße, nicht auf dem Dachboden, im Keller begegnen wollte. Grundsätzlich ließen Bücher meine bereits empfindsame Fantasie in helles Feuer aufgehen und ich hoffe nun, da ich hier sitze, in der Finsternis, diese getriebene Kindheit auch einen Sinn hatte.

Nach vielen Jahren zog ich fort, in die große Stadt. Ich floh vor den Eindrücken, die mir die seltenen Spaziergänge durch die nächtlichen, vor sich hindämmernenden Straßen bescherten. Hin und wieder trieben mich jedoch Träume, trotz der Lichter der Wohnungen um mich herum, in eben jene Gassen, auf der Flucht vor jemanden, einem Ding, das freudig seine Arme aufspannte, mich begrüßend, wie einen alten Freund. Ich konnte keine Finger erkennen, keine Gliedmaßen, die in irgendeiner Art und Weise menschlich wirkten, ich sah nur Knoten, Fäden die zuckten, gleich einem lebendig gewordenen Spinnennetz, jedoch nicht transparent, eher eine Art Qualle, voller Gelee und Nervenstränge, die wütend vor sich hinpulsierten.

Immer wenn ich erwachte, lag ich da, starrte an die Decke, kaum einen Meter über mir, konnte kaum atmen, so sehr zuckte noch immer das Bild unbekanntem Schreckens, von Bindfäden, die schwarz-glänzend zum Leben erwachten, in meinen Augenwinkeln. Ich flüchtete mich in faszinierende Bilder, in Bücher, die die Gedanken zum Abklingen bringen sollten, in furchtbar triviale Fernsehsendungen, in ewig-gleich-tönende Musik, doch ich kam nicht wieder herunter. Ich stürzte mich in die Arbeit, doch jede Sekunde, die ich nicht damit verbrachte, grüßte mich das Ding in der Gasse.

Mit der Zeit verschwand es; ich war mir sicher, es käme wieder, wenn ich nicht alles tue, es fernzuhalten.

In jenen dunklen Stunden trieb mich mein Verlangen dazu, mir die Geschichte meiner Heimatstadt durchzulesen. Ich konsultierte Wissenschaftler, die erst recht hilfreich waren, jedoch dann aufgrund ihrer rein nachlässigen Art und Weise, alles, was nicht tiefgreifend auf die Menschheit einwirkte, komplett auszulassen. Als diese mit gewissen historischen Zeitpunkten, dem Ende des 18. und Beginn des 19. Jahrhunderts, nichts mehr zu tun haben wollten, weil es halt kaum Aufzeichnungen gab, verließ ich die Pfade der ehrbaren Wissenschaft und arbeitete mich selbst durch staubige Unterlagen in sonnenverlassenen Dachkammern, immer aufgeschreckt vom Knacken der Holzdielen in der

Sommerhitze. Ich konnte nicht oft genug in meiner Heimat sein, daher dauerte es auch sehr lang, bis ich endlich etwas brauchbares fand.

Es war, so ich mich noch erinnere, denn Zeit und Raum fliegen an mir vorbei wie aufgeschreckte Hühner, Anfang des Jahres, als mir folgende Mitteilung übermittelt wurde:

"Versteckter Eingangstollen gefunden

Der allseits bekannte Tagesbruch, der im Jahr 1803 die Geschichte des Bergbaus in unserer Stadt beendet und Todesopfer gefordert hatte, hat zur Entstehung unserer Pinge, eines Naturdenkmals gegen den Fortschrittsglauben geführt. Wir freuen uns, dass nach filigraner Arbeit, über Jahrzehnte hinweg, einige Interessierte einen vergessenen Stollen gefunden haben. Einige Wissenschaftler der Bergbau-Universität haben angekündigt, im Laufe des Frühjahrs einen Blick darauf zu werfen und gegebenenfalls einen stabilen Zugriffspunkt herzustellen."

Ende der Mitteilung.

Eine filigrane Figur beugte sich, kaum sichtbar, über meine Schulter und flüsterte mir ins Ohr. "Bald frei."

Ich schreckte auf, fühlte die Tischplatte unter meiner Haut. Mein Gesicht fühlte sich an, als wäre mein Kopf in einen panischen Krampf verfallen. Mein Verstand hatte versagt, nur so konnte ich mir da grauenvolle Ding in meinem Kopf erklären.

Die Mitteilung steht noch immer vor meinen Augen, als hätte ich sie gestern noch gelesen.

Ich habe viel zu verdrängen versucht, habe gearbeitet wie ein Wahnsinniger, habe angefangen, Kurzgeschichten zu schreiben, lustige kleine Verse, nur um meinen Kopf am Rotieren zu halten. Irgendwann ließ auch meine Kraft nach und ich verlor die Lust. Ja, die Lust, mich diesen Dingen auszusetzen. Ich entschloss mich zu einem Urlaub in der Heimat. Es war bereits Frühling, der Schnee lag noch in den dämmernden Wäldern und hintergründige Kälte schmiegte sich an meine Jacke, während ich den Gassen folgte, die in die Schlucht führten.

Es war kurz nach Mittag, eine Zeit, die normalerweise eine weite Entfernung von der baldigen Dunkelheit der frühen Nacht ist. Doch schon beugte sich die Sonne unter dem Druck einer unbekanntten Macht in Richtung Horizont. Noch während ich unterwegs war, änderte sich die Luft in eisiges Blei. Oberhalb der Schlucht blieb ich stehen, berührte mit meinen klammen Fingern die Informationstafel, die ich schon von Kindheit an kannte.

Ich sah Namen. Namen der beiden einzigen Opfer der Katastrophe, die damals verschüttet wurden. Menschen, die Familie hatten: sie waren sogar verwandt. Es faszinierte mich. Waren die beiden Männer tiefer drin als die anderen? War es Zufall gewesen, dass sie, zwei verwandte Menschen, verschwunden waren? Wieso sprach mich dieses Ding an?

Hinter mir hörte ich plötzlich Schritte im Schnee. Ich drehte mich um und starrte auf 5 alte Männer, die sich, ihre Mützen in Händen, näherten. sie schwiegen, während nähertraten.

"Was tun sie hier?" fragte mich einer der Männer, sein Gesicht tief in einem Wollschal versteckt.

"Ich..." ich zuckte mit den Schultern. "sie sind sicher hier, weil vor 108 Jahren..." der Mann verstummte. Ich nickte. "Es ist ein interessantes Datum", sagte ich. Ich beschrieb Ihnen, dass ich aus dem Ort komme und hin und wieder unterwegs bin, aufmerksam gewisse Dinge betrachte, die sich hier zugetragen haben.

"Die Jugend von heute ist da eher uninteressiert." meinte eine Stimme aus der Gruppe. Ich lächelte müde. "Wenn man aus dieser Stadt kommt, hat man nur die Möglichkeit, sie anzunehmen, oder abzulehnen. Einen lauwarmen Weg gibt es nicht."

"Da haben sie Recht, junger Mann."

"was tun sie hier?" fragte ich, "verbringen sie Ihren Lebensabend mit Wanderungen oder gibt es einen speziellen Grund, heute hier zu sein?"

Sie schwiegen. Schnee fiel, vom Wind getrieben in unsere Gesichter und ich musste mich kurz abwenden. Glitzernde Partikel stoben durch die Luft, als die Männer, anfangen, abwechselnd zu erzählen.

"Der Berggeist..."

"... er kommt heraus..."

". und wir hoffen, dass er uns endlich..."

"...freilässt."

"Endlich...doch du... fliehe" Stille.

Ich wirbelte zurück. Vor mir war nur Leere. Tatsächlich war ich allein hier. Mir war bitterlich kalt. Ein Blick auf meine Uhr zeigte mir eine bizarre Zeitverschiebung an. War ich doch kurz nach der Mittagszeit aufgebrochen, so war es jetzt plötzlich bereits 22 Uhr am selben Tag. Ich zitterte.

Irgendwo im Hintergrund heulte ein Waldkauz und ich kam mir, trotz der vor mir liegenden Stadt mit ihren hell erleuchteten Fenstern allein vor. Um mich herum knisterten die Bäume wie in meiner Kindheit. Ich floh.

Einer der "Wesen", die mir gesprochen hatten, hatte mir seinen Namen genannt. Ich wusste nichts mehr davon, ich konnte schwören, dass jenes oben beschriebene Gespräch, die wenigen Worte, nur so stattgefunden hatte. Aber auf irgendeine bizarre Art und Weise fanden meine Finger auf der Computertastatur der örtlichen Bibliothek Namen. Noch immer läuft mir ein Schauer über den Rücken:

Ich fand die Verschwundenen

Verschwunden wie: ins Bergwerk gefahren, nicht mehr aufgetaucht. Es kam oft vor. Zu oft für meine Verhältnisse, wie ich mir in den kommenden Stunden zusammenrechnete. Vermutlich war jedoch in den frühen Jahren des 19. Jahrhunderts Ansturm auf Arbeit hoch genug, so dass Namen zu Statistiken wurden, auf Papier vor sich hinbleichten, vergessen wurden. Es waren meistens Menschen ohne Familien, ohne Anhang hier in der Gegend, Fremde, deren vorheriges Leben in dem Dunkel blieb, in dem sie letztendlich auch verschwanden.

"Der Berggeist..." eine jener mythologischen Sagengestalten aller bergbauenden Nationen, unterschiedliche Namen, doch stets dasselbe. Bergmönch, Bergwerksdämon.. die Bibliothek sagte mehr, auch fand ich sogar einen Teil von Georgius Agricolae Werk "De animantibus subterraneis", digital hinterlegt und fand auch hier eine der bizarren Muster, die sich mir dank meiner Erinnerungen an das Wesen in der Gasse tief in meinen Verstand gebrannt hatten. Ich versuchte, nicht zu denken, was geschehen war, wieso dieses Ding in mein Leben getreten war. Müde rollte ich mit dem Stuhl zurück und starrte hinaus in die verheißungsvolle Dämmerung eines neu beginnenden Tages.

Mein übermüdetes Hirn glimmte nur noch vor sich hin. Ein Säuseln drang durch den Raum, setzte sich in meine Ohren, floss in meinen Verstand. "Bald frei." flüsterte die Existenz, jenseits von physikalischen Grenzen, tief aus einem mir unbekanntem Universum heraus.

Ich schüttelte den Kopf. "Nein."

Es war der Zorn einer verzweifelten Seele in meinen Adern. Ich fühlte, wie die böartige Macht sich aus dem bald geöffneten Eingang der Tiefe schieben würde, jeden Tag, jede Nacht, bis es gestoppt werden könnte. Doch niemand kann etwas stoppen, was man nicht versteht und selbst wenn: ohnmächtig betrachtet man den Untergang von Menschen, die man liebt, während der Triumph des Dings aus der Tiefe episch zu sein scheint.

Wer kann sagen, dass die Gestalt aufhört, wenn es die Stadt verschlungen hat? Keiner kann es. Und deshalb bin ich hier, in dieser Nacht und ich folge meinem Herzen und seinem Ruf. Denn ich weiß, dass folgende Information, folgende Nachricht, mein Herz zutiefst erschüttert hat und ich hörte aus dieser unmenschlich schwarzen Gruft Dinge aufsteigen, hörte ich die alten Worte, das alte "Glück auf", die Loren poltern, die Schreie der Männer und Kinder, die sich immer tiefer durch das Gestein bohrten.



"Wissenschaftler vor Ort vom Wetter überrascht

Heute morgen haben Wissenschaftler der Bergbau-Universität einen ersten Versuch unternommen, den Eingangsstollen freizulegen. Erste Bohrungen waren erfolgreich, so dass eine stabile Öffnung vorgenommen werden konnte. Aufgrund der plötzlichen Änderung des Wetters musste der Versuch jedoch nach wenigen Minuten abgebrochen werden."

Ich fühlte, nein, sah es anders. Ein plötzlicher Windstoß, fast einem Sturm gleich, ließ die Menschen erzittern, trieb sie zurück und fast wie von Geistern verfolgt, nein, Grauen gepackt, ließen sie ab. Doch sie würden wiederkommen, das alte Übel herausholen aus seinem Gefängnis. Über 200 Jahre ohne menschliches Leid, Nahrung, Seelen, all dies würde sein Neuerscheinen in eine tobende Barbarei treiben.

Ich kannte das Wesen, hatte es schon immer gekannt. Und ganz tief in meinem Herzen wusste ich, weiß ich noch immer, dass ich mich ihm stellen muss. Ich war heute morgen noch einmal vor dem Eingang. Die Risse, die die Arbeiter gemacht haben, sind gewachsen und nicht nur im Augenwinkel diesmal erkenne ich diese winzigen vibrierenden Fäden, die sich wie schwarze Wurzeln aus dem Inneren des Bergs in die Welt da draußen schiebt. Steine poltern zu Boden, während das Ding da drinnen arbeitet und ich höre es heulen vor Hunger und ich sehe, wie endlich, wie eine bizarre Erlösung, seinen Kopf aus dem Stollen schiebt und mich anschaut und vor Freude schreit und es kommt auf mich zu, mehr geflossen als gekrochen, es spottet jeder menschlichen Beschreibung und ich fühle die Seelen der Toten ihn ihm, die nach mehr suchen, die Erlösung suchen. Ich fühle, dass ich Ihnen vielleicht doch helfen könnte, aber ich bin starr vor Angst, meine Buchstaben fallen nur noch ... Papier... .. es frisst.....

## Gespräche mit einem Unbekannten, eine Talkshow

M: Hallo und schönen guten Abend bei unserer, dank Ihnen allseits beliebten Gesprächsrunde „Gespräche mit einem Unbekannten.“

Auch heute wieder haben wir einen großartigen Gast, mit dem ich einige sehr wichtige, sowohl unterhaltsame als auch politische Themen, HAHA, Scherz muss sein, diskutieren möchte.

Mein Gast, und seien Sie sich sicher, ist außergewöhnlich. Er hat sich bereit erklärt, die Motive einer ausbreitenden politisch-biologischen Richtung zu erläutern.

Sollte seine Sprache unverständlich erscheinen, wie ich annehme, haben wir bei uns einen anerkannten Linguisten der sich, mehr oder weniger, freiwillig zur Verfügung stellt, als Vermittler, als Übersetzer als zu dienen.

Meine Damen und Herren, der allseits beliebte Professor Klaus Ambrosius. Sie kennen ihn als Autoren solcher Standardwerke wie „Der verführerische Sprachduktus von Vampirfledermäusen“ und „Jaulen – Eine Anleitung für angehende Werwesen.“

<Klatschen>

M: Wen haben Sie uns heute mitgebracht?

A: Mitgebracht? Ich wurde auf meinem Heimweg abgefangen, ein Sedativum wurde injiziert und ich bin erst hier vor wenigen Minuten wieder aufgewacht.

M: Na, das war doch mal eine nette Überraschung, finden Sie nicht auch?

A: Nett? Nett wäre es, wenn ich mir daheim die Spätnachrichten anschauen könnte und nebenbei eine Pizza essen könnte.

M: Humorvoll wie immer. Und, um jetzt endlich auf unseren Hauptgast, unseren „Main Event“ zurückzukommen. Sein Name war „John Jefferson Smith.“, wie man an seinem Namensschild noch lesen kann. Ich bin sicher, er würde heute nicht mehr darauf reagieren. Und da ist er, unser Gast.

Z: aaaaaaaaaarrrrrrrrhhhhh grrrrssssaaaaa braaaaaiiiiiinnnnssssss

M: Interessante Begrüßung. Professor Ambrosius, ich darf Sie doch Klaus nennen, oder?

A: Nein.

M: Schön, Klaus. Also was sagt unser Gast?

A: Ich, äh, ich weiß nicht wirklich, was hier gespielt wird.

M: Sie sind doch der Übersetzer von altertümlichen Sprachen, oder?

A: Ich, äh, ja, eigentlich schon, aber das gibt Ihnen nicht das Recht...

Z: brains, brainnnnnssssss

M: Klaus, was sagt unser Gast denn?

A: Ich, äh, also, er hat einen furchtbaren Dialekt.

M: Naja, er ist, nein eher, war einst Abteilungsleiter einer Supermarktkette, drüben in New Orleans. Vielleicht ein gewisser Südstaaten-Akzent, der auffällt?

Z: brains, brains, braiiiiinnnns

A: Was soll denn das? Bin ich hier in einem schlechten Film gelandet? Halten Sie seine Klauen von mir fern.

Z: brains, brains, braaaains, braaaaaaaaiiiiiiiiiinnnns

M: Interessant. Also sprechen Sie kein englisch?

A: Doch, schon.

M: Na bitte, da haben Sie es. Unser Gast kommt aus den USA, spricht einen merkwürdigen Dialekt und mehr fällt Ihnen nicht ein als Filmvergleiche?

A: pscht. Halten Sie den Mund. Ich übersetze doch schon. Machen Sie den Mann nicht wütend.

Z: brains? Brains! Braaaainsssss brainssssbrainsbrains!!!!

A: Das Wesen ist verärgert und fragt, ob es im falschen Film ist.

M: Na, das ist doch mal eine Überraschung. Versteht es uns?

A: anscheinend schon. Es hat vorhin gefragt, ob Sie, weil sie soviel reden, ein großes Gehirn haben.

M: Haha, das ist ja wundervoll. Jaaaaa, mein guter Mann, ich habe ein großes Gehirn. Das erkennt man daran, dass ich eine Brille trage, haha. Und ich sitze nicht in einem Käfig, wie du.

Z: brainsbrainsbraaaaains!!?

A: Er denkt, dass Sie Angst vor ihm haben, weil Sie sich hinter dem Tisch verstecken, wenn er „brains“ sagt...

Z: brainsbrains braiiiiinnnnnnnnnns!

A: ...und er denkt, dass er vor kurzem einige Verwandte von Ihnen getroffen hat...

Z: brainsbrains braaaaaaaaiiiiiinnnnnnnssssssssssssssssss

A: ... und er hat ihre Hirne gegessen.

M: das gibt eine faszinierende Wendung im Sachverhalt und ich gestehe, eine gewisse Aufregung, haha, kommt mir gerade in den Sinn. Nichts desto trotz... hat er noch einige abschließende Worte an unser Publikum da draußen?

Z: brains

A: nein, das übersetze ich nicht.

M: Oha, unser Gast versucht sich im Beschimpfen?

A: Nein. Also nicht wirklich.

Z: brains.

M: Übersetzen Sie doch.

A: Wenn es sein muss. Er teilt auch mit, dass Ihre Kameraleute auch gut geschmeckt haben.

M: Ich suche einmal ganz kurz nach meiner Handfeuerwaffe, na wo ist sie denn, haha

A: Und er sagt, er hebt Sie sich bis zuletzt auf.

Z: brains

A: brains?

Z: brains.

M: Es sieht schlecht aus und wie ich sehe, sinken die Zuschauerzahlen ins Bodenlose. Ich verabschiede mich mit Bilder, die die erfolglose Flucht von Professor Klaus Ambrosius zeigen, der draußen auf die steigende Menge von eher untoten Fans getroffen ist, haha, und sage Ihnen auf Wiedersehen. Das letzte Wort liegt bei unserem Gast, dem es gelungen ist, den Käfig aufzubrechen und der sich auf mich zubewegt, während ich bemerke, dass meine Handfeuerwaffe im Handschuhfach meines Wagens liegt, haha.

Z: brainsbrains braaaaaaiiins

M: .....

<Klatschen>

## S-Bahn - Der wunderliche Rubikwürfel

Die Sonne steht hinter dem Horizont und traut sich nicht, mehr als ein paar Strahlen auf den grauen Boden, auf dem Berlin steht, zu feuern.

Hier, auf Schienen, dunkel und alt, rast, so behäbig wie möglich, eine S-Bahn entlang. Ich stehe darinnen, um diese Uhrzeit findet sich kein Sitzplatz und ich nutze meinen Blick über die Köpfe meiner Begleiter, um Ideen für Geschichten zu finden. Dieses Wetter und diese Tageszeit treibt alle in die Bahnen, unauffällige und schöne Menschen, stille und laut telefonierende, alt und jung.

Das Murmeln, Hämmer und Klopfen der Menschen um mich herum wird leiser, unterdrückt, durch den fabelhaften Soundtrack des Films "Sherlock Holmes" und so verbringe ich, auf meine visuellen Fähigkeiten beschränkt, die Zeit in einem Kokon, allein.

Ich schlafe fast ein, es ist ein dumpfer Morgen, das Wetter klebt an mir wie Zuckerwatte. Aus dem Nichts dringt ein vorsichtiges Klackern in mein Hirn. Ich versuche, die Musik lauter zu machen, doch noch immer, klick klack schnarr klack. Ich öffne meine Augen, schaue vorbei an den verwirrten Gesichtern meiner Mitfahrer und sehe einen jungen Mann, hinuntergebeugt, die Finger um einen Würfel gewunden, um einen dieser Rubik-Würfel. Er ist vollkommen konzentriert, seine Stirn bereits ein Bach aus Schweiß, die Augen quellen förmlich hinter seiner Brille hervor; sein Mund hat sich in einen bleistiftdünnen Strich verwandelt und Adern, wo auch immer dieser herkommen, pulsieren verworren über seinen Hals hinunter in das flatternde T-Shirt.

Ich kneife meine Augen zusammen, denn statt einer lustigen Art und Weise, die Zeit einfach vergehen zu lassen, sehe ich einen Kampf, einem echten Kampf zu, eine Schlacht zwischen Mensch und Objekt, zwischen Hirn und Rätsel. Ich trete näher, da mir etwas auffällt, doch etwas stößt mich zurück. Ich schaue auf, er starrt mich an. Er schüttelt den Kopf. "Nicht für dich" flüstert er, "für mich."

Dann erkenne ich, was kämpft. Aus den schwarzen Rillen im Würfel, der sich durch jede Bewegung verwandelt, dringt eine dunkelgrüne Flamme, ein Strom aus bizarrer Energie, greift über auf seine Fingerkuppen, führt seine Finger gleich einem unsichtbaren Puppenspieler immer wieder über die farbigen Kanten. Es fehlt nicht mehr viel, kaum 3 oder 4 korrekte Zuordnungen. Aufregung macht sich im Wagon breit, als die meisten Leute hinaus wollen, es ist irgendeiner der großen Bahnhöfe auf dem Weg.

Da, ihn erwischt ein großer Mann, ein Fremder, aus dem Nichts, an der Schulter, schiebt ihn mit unerbittlicher, schon absichtlicher Gewalt hinaus ins Freie. Doch der junge Würfelspieler gibt nicht auf. Er stürzt zurück in den Wagen, wird aber zurückgezerrt. Der große Fremde hält ihn an der Schulter fest, grinst ihn mit großen Zähnen an. "Na, geschafft?" Der junge Würfelspieler schüttelt den Kopf und ich fühle, wie sich eine dumpfe Erkenntnis in seinem Hirn manifestiert, etwas dunkles, etwas ewiges, etwas... "Nein!" schreit er und ich sehe, wie die Fäden aus dunkelgrüner Flamme sich über seine Hände ergießt, gleich einem lebendigen Wesen und ihn innerhalb von Sekunden mit einer flackernden neuen Haut überzieht und mit einem Kreischen, das nicht von dieser Welt kommt, reißt den jungen Mann hinein in die unbekanntenen Dimensionen des Würfels und ich fühle, dass er nicht der erste ist, der auf diesen alten Trick hereingefallen ist.

Ich schüttele den Kopf, als mir der Mann den Würfel anbietet. "Sorry, ich bin einfach nicht geeignet für Ihre Spielchen." Doch ich weiss, er wird einen neuen Menschen finden, der den Würfel nutzen will, sei es aus versprochenem Ruhm oder aus Geld, doch jeder Versuch wird genauso erfolglos sein, bei dieser grotesken Spiel ohne Hoffnung. Denn was ich gesehen habe, ist, dass die Farben sich bei jeder Bewegung neu mischen und ich glaube auch fest daran, dass der junge Mann, der nun in einem fernen Universum aufwacht, dies irgendwo in seinem dumpfen Klickern-Klackern wusste und doch nicht aufhören konnte zu spielen.

Ich steige endlich aus und gehe hinaus in die dunkelgraue Stadt. Immerhin gibts hier normale Leute.

## **Berlin - Eine vorsichtige Warnung vor nächtlichen Begegnungen**

Von allen Kreaturen ist die nun beschriebene das erbarmungswürdigste aller Lebewesen, dies nur als Warnung. Sollten Sie Mitleid haben, nehmen Sie sich ruhig die Zeit, ihm in seiner natürlichen Umgebung zu begegnen, die Zeit zwischen Abend- und Morgendämmerung. Dann entscheiden Sie sich anders.

Falls Sie nun also in der Dunkelheit in Berlin unterwegs sind, achten Sie besonders auf auffällige Humanoide. Sie erkennen die betreffenden an einem unwirklichen Gang auf 2 oder mehr Gliedmaßen. Grundsätzlich sind es 2 Beine, je nach Zustand auch nur 1,2-1,7 Beine. Der Zustand lässt sich mit dem Grad von Verwesung berechnen, dafür werden Sie aber keine Zeit haben. Auch wenn die Bewegungen sehr langsam sind, so sind sie auch zielgerichtet. Ja, die Kreatur bewegt sich auf Sie zu. Sie erkennen weiterhin recht schnell einen gewissen sogenannten „Odor“, den Eigengeruch des Wesens. Anfänglich noch streng nach Berlin selbst riechend, kristallisiert sich schnell der kupferige Duft von Blut heraus, und spätestens dann finden Sie sich in einer Wolke von Verfall wieder. Eilen Sie ruhig davon, an einer anderen Ecke finden Sie den Nächsten, der sich an Ihnen laben will. Aber keine Sorge, bis er sie bemerkt, je nach Zustand von Augen, Ohren oder Nase, sind Sie auch davon geeilt.

Sie sehen diese Wesen meistens aus dem Dunkeln treten und im grellen Licht der Straßenlaternen haben Sie vermutlich den Wunsch, zu schreien. Unterlassen Sie dies bitte, die Kreaturen finden Sie über ihre Gehörsinne. Sie haben das Gehör von Fledermäusen und auch deren Augen. Lachen Sie nun ruhig einmal, wenn Sie sich die verfallene Gestalte mit Fledermausohren und zusammengekniffenen Augenresten vorstellen. Na, tut das nicht gut?

Begeben Sie sich nun recht schnell in Richtung eine der vielen Bahnhöfe. Bevorzugen Sie höher gelegene Objekte, wie die Straßenbahn. Die Kreaturen können zwar unter bestimmten Gesichtspunkten sehr hoch springen, aber es fällt ihnen schwer, ein Plateau zu erreichen. Aufgrund ihrer schlechten Sicht landen Sie zu oft an Wänden und werden dann, wenn sie nicht schnell genug entkommen, von unseren Mitarbeitern entsorgt. In den unterirdischen Bahnen begegnen sie Ihnen augenscheinlich zu oft, auf Grund einer weiteren Schwäche, die ich bald erläutern werde.

Wenn sie nun in einer der S-Bahnen, die regelmäßig fahren, angekommen sind und sehen Sie eine der Kreaturen in der Bahn, warten Sie bitte auf die nächste. Falls Sie sich sicher sind, dass der Wagon frei ist, genießen Sie die Fahrt. Ihnen kann nichts passieren.

Sollten Sie auf dem Weg nach Hause oder an den Ort, an dem Sie wollen, Wege außerhalb unserer geschützten Transportmittel durchführen, empfehlen wir Ihnen einige Objekte, die Ihnen helfen können: Weihwasser, Kreuze, ggf. aus Silber (ästhetisch) oder Holz (preiswert) und Pfähle (auch hier in Silber, Holz oder einem wunderbaren Geschenkkarton: eine wunderbare Silberarbeit auf tropischem Zedernholz). Falls Sie mit dem Gedanken spielen, mit einer Machete, Kettensäge oder Beil durch die Großstadt zu reisen, halten Sie bitte eine entsprechende Betriebserlaubnis bereit.

Falls Sie allerdings eine Nachtigall sind und nur am Tag unterwegs sind, empfehlen wir Ihnen dennoch, dieses wertvolle Prospekt zu behalten. Bedenken Sie bitte, dass bald der Winter kommt und die Wesen, denen sie bereits kurz nach 17 Uhr im von der Straßenlaterne beleuchteten Schnee begegnen, nicht immer nette Weihnachtsmann-Vertreter oder Späteinkäufer sind.

Wenn Sie all dies beachten, fühlen Sie sich sicher aufgehoben.

Eine letzte Warnung haben wir dennoch noch vor Sie. Wenn Sie in einem unserer Wagen stehen oder vielleicht schon daheim sind und eine der Kreaturen lauert vor Ihrer Türe, streckt einen der letzten verbleibenden Finger aus und beginnt, erotisch angehauchte Worte zu zischen, lassen sie ihn nicht herein. Nur auf Ihren Wunsch hin hat die Kreatur die Erlaubnis, ein Objekt zu betreten. Ohne dieses ist es durch eine Art „metaphysische Verpflichtung“ daran gebunden, fernzubleiben.

Wenn Sie unsere Hilfestellungen beachten, werden die Beeinträchtigungen des Nachtlebens bald beendet sein. Die Natur hat in diesen Kreaturen, wie oben beschrieben, eine der sinnlosesten evolutionären Nischen betreten, die es im Laufe der Jahrtausende gegeben hat. Sie sind langsam, leiden an körperlicher Instabilität, inklusive eines korrekt funktionierenden

Verstandes und sensorischer Einschränkung. Dies und die Unfähigkeit, Tageslicht zu überleben, machen sie in den nächsten Monaten von einer Seuche in eine touristische Attraktion der Hauptstadt.

Haben Sie Mitleid, aber halten Sie sich fern von der traurigsten Kreatur der Welt: eine Mischung aus „Homo Coprophagus Somnambulus“ und „Homo Wampyrus Nosferatu“, oder wie wir ihn scherzhaft zu nennen pflegen: dem Vampirzombie.

## S-Bahn - Ein ganz besonderer Verkäufer

Die ästhetische Komponente der S-Bahn in dieser Stadt liegt im Vorbeiziehen der Häuser und Menschen, aus Tausenden wird eine kompakte Masse, wird eine bewegte Existenz. Selbst wenn die Bahn steht, fließen Menschen hinein und hinaus, werden Menschen hineingetragen und hinausgefahren.

Die Hereinkommenden werden entweder ignoriert oder misstrauisch betrachtet, nehmen sie doch Platz weg, Luft zum Atmen, kommen näher, schauen einen streng an, wenn man die Musik zu laut aufgedreht hat, reiben ihre Knie nah an die eigenen. Deshalb stehe ich meistens in irgendeiner Ecke und betrachte die Leute. Und ich mache Notizen, lege Wortschizzen, unlesbar, nieder. Die Fahrt auf Schienen ist rucklig und haklig ist meine Schrift. Die junge Frau mit ihrer Mutter dort, die scheu zu Boden schaut, während die Mama lautstark von einem Einkauf schwärmt, von einem „Du musst dich nicht so aufreizend anziehen, Kleine.“ (Die Tochter war Ende 20, daher eine Notiz wert.) Oder jenes Erlebnis... ich war am Ende nicht mehr drin, aber Gerüchte machen die Runde, Gerüchte über den einen Geruch.

Ich stand am zeitigen Abend am Bahnsteig und schaute aus den staubigen Fenstern hinaus auf den Alexanderplatz. Ein Mann tauchte zwischen den Häusern auf, schob einen Wagen vor sich her, einen großen, quadratischen Wagen mit verschiedenen Stoffen, vielleicht Teppichen, belegt. Ich konnte es nicht sehen.

Die Bahn erreichte den Bahnsteig und ich stieg ein. Als sie nun den Transport der vielen Fahrgäste beginnen wollte, schob sich genau eben jener Wagen knackend in die sich schließende Tür und der Schiebende prügelte sein Transportmittel förmlich ins Innere des Wagens. Ich wich ihm aus, da eindeutig sichtbar war, dass entweder Wagen und Mann Platz hätten oder ich und 10 andere Menschen. Ich hätte also gebrochene oder zumindest geprellte Kniescheiben davongetragen. Irgendwann konnte die Tür nach scheinbar minutenlangen lautem Tröten geschlossen werden. Ich freute mich.

Leise Musik strömte in mein Ohr und ich übersah in meiner Heiterkeit, dass die Menschen begannen, unruhig in Richtung Wagen zu starren. Zu abgelenkt bemerkte ich nicht, wie hin und herwackelten, nervös wurden und der eine und andere vorsichtig den Platz wechselte.

Dann schützte die Wand aus Plastik mich nicht mehr, denn etwas Wiederliches kroch durch die Luft, bohrte sich in meine Nase und drang in mein Hirn. Es roch nach Tod: nicht nach frischer Erde oder dumpfen Staub oder der Verfall von Laub im Herbst, es roch nach dem Alten, Bösen, einer Erinnerung an Zeiten, bevor der Mensch lesen und schreiben, diese Dinge hinterlassen konnte.

Ich starrte den Mann an, der seinen Wagen festhielt. Ich trat näher heran, eine Art Neugier hatte mich erfasst. „Was stinkt hier denn so?“ fragte ich ihn unverwandt. „Stinken?“ fragte er. Ich nickte. „Schauen Sie mal. Es ist etwas neues.“ Stücke einer getrockneten Masse tauchten auf, als er den Teppich hob. Die Wand aus Gestank ließ meine Augen tränen, ließ meine Zunge anschwellen und meine Ohren begannen zu erblinden. „Was bei allen...“ fragte ich keuchend. „Amorphophallus titanum“ sagte der Mann und grinste. „Dieses Drecks Titanenwurz-Zeug?“ Er nickte. „Schon davon gehört?“ fragte er. Ich würgte. „Ja. Dieses Zeug ist doch...“

„Es ist nicht für mich, aber ich kenne ein paar Freaks, die sich damit wegschießen wollen. Sie wissen schon. Geruchsfreaks. Stinkekäse-Fanatiker, Sockensammler, Kranken Typen. Kranke Typen mit Geld!“

„Hey, ich liebe Limburger!“ wollte ich erwidern, aber dann hätte er mich mitleidig angestarrt und den Kopf geschüttelt. Ich hörte schwere Schritte hinter mir und wirbelte herum. Die Fahrgäste hatten sich in einer Ecke zusammengedrängt, doch nun stampfen sie vorsichtig näher. Einige hatten ihre Regenschirme wie Keulen erhoben und ihre Blicke waren nicht gerade nett und freundlich. „Hey du mit dem Wagen. Du hast sicher eine Leiche in deinem Wagen. Nicht wahr?“ schrie eine Frau im Geschäfts-Outlet, die Haare wild in alle Richtungen gestäubt, vermutlich war sie zu sehr aufgeregt, um es mitzubekommen. Ich drehte mich um: „Nein, Leute. Das ist nur...“

„Wollen Sie was? Das ist lecker!“ Der Mann witterte seine Chance auf ein Geschäft. Ich griff mir an den Kopf. Nichtjetzt!

„Was? Sie sind ein Kannibale! Ooooooh, wir werden uns um Sie krankes Wesen kümmern. Sie Mörder. Sie Kannibale. Auf ihn.“



Ich hob beschwichtigend die Arme.

An mehr erinnere ich mich nicht, nur an Schultern und Hände, die mich ramnten und aus der sich gerade öffnenden Türe warfen. Zum Glück musste ich nicht lange warten, um die nächste S-Bahn zu erwischen. Ich glaube, ihm ist nicht wirklich was passiert. Mobs gibt's ja nur in Geschichten; nur habe ich nie wieder etwas von einem Mann, der Titanenwurz verkauft, gehört. Was mir eher Sorgen macht, wenn die Leute, die an dem Zeug schnüffeln, wieder was Neues brauchen, um ihre Sehnsüchte zu befriedigen.... ich werde meine alten Schuhe am besten unauffindbar entsorgen. Man weiß ja nie.

## Die Sache mit dem Football

Seine Füße hinterlassen tiefe Abdrücke im Schlamm. Rinnsale dreckigen Wassers umhüllen seine Schuhe, kriechen durch die Socken, hinterlassen einen Film. Wütend stampft er das Gefühl fort, lauscht genussvoll dem saftig-saugenden Klatschen der Sohle. Er fühlt die Kälte im Schatten der Wolken, die gerade vorbeigezogen sind und tief in seinem Geist erwartet ein Teil von ihm die baldige Rückkehr der noch angenehmen Herbstsonne. Seine Augen sind fixiert, festgenagelt auf ein braunes Objekt, einen Football, der ihm nach Jahrzehnten noch immer in seinen Träumen erscheint. Wie oft erwachte er im Schrei eines Sturzes, als der Himmel sein Sichtfeld einnahm und sich sein Rücken in Erwartung eines baldigen Aufpralls verhärtete.

Diesmal ist es anders. Er fühlt es. Er fühlt die Pistole in seiner Hand, deren Mündung auf eine alte Bekannte gerichtet ist. Sie starrt ihn an, weiß, was passieren wird, wenn Sie genau das tut, was als Kind ein Scherz gewesen war. Er nickt, denn er wird schießen, wenn Sie ihn wieder verarscht und dann kopfschüttelnd danebensteht und ihn fragt, ob er wirklich so dumm sei, wie er aussähe. Seine Hand streicht über die wenigen verbliebenen Haare auf seinem Kopf, den Blick eisig auf das Objekt seiner Alpträume gerichtet. "Aber ich mache so etwas nicht mehr" hatte Sie gesagt "ich bin jetzt Konditorin. Ich habe alles aufgegeben, was ich in meiner Kindheit tat. Ich habe nicht Psychologie studiert, so wie mein Mann nie Pianist wurde, nachdem ihm eine jugendliche Gicht für immer vom Klavier getrennt hat. Lass uns in Ruhe!"

Er jedoch hatte die Pistole gezückt und Sie aufgefordert, den Football, den er im Augenwinkel gesehen hatte, aufzuheben und mit ihm durch die letzten Tropfen des Herbstregens auf das Feld zu gehen. Hier lag das Grab seines Hundes, der an einem Kanarienvogel erstickt war, damals, so unendlich lang her. Er zückt die Pistole und die Frau nickt, ihrem Schicksal ergeben und hält den Football fest. Endlich ist es soweit. Er beschleunigt, jeder Schritt wird zum Sprung, Sprünge werden zum Laufen, zum Rennen. Er visiert den Football an und kickt. Sanft gleitet sein Schuh durch die Luft, bricht durch die Hülle des Footballs und verteilt Flocken einer süß duftenden Masse von Teig und Guss, von Schokolade und Marzipan durch die Luft. Und wieder sieht er den Himmel in seinem Sichtfeld auftauchen und sein Rücken knallt mit voller Wucht im Tortenmatsch.

Aus der Ferne hört er Sirenengeheule. Wagen nähern sich, er lauscht dem Knallen von Autotüren, wie sich Menschen nähern und starrt entgeistert in das Gesicht seiner alten Bekannten und der Polizei, die sich über ihn beugen, ihm die Waffe entwenden, Handschellen anlegen und ihn ins Auto schleifen und während sich die Türen schließen, blickt er auf und starrt in die zuckenden Augen seiner ehemaligen Erzfeindin, Erzfreundin und leise in seinem Kopf hört er den alten Spruch "Noch immer nichts gelernt, Charles?"

## Der Apfel

### Kapitel 1

"Mein lieber Bruder Sherlock" sprach ich und tippte mit dem Finger auf sein kariertes Jackett, "du hast mich zu dieser ungastlichen Stunde aus dem Bett geholt, nun, so sprich zu mir, oh Bruder mein, was dein Begehrt sei." Sherlock lächelte still und kratzte sich den beginnenden übernächtigen Bart. "Wie ich sehe, warst du wieder in deinem Club, zumindest sagt das deine Schuhspitze, auf dem Tabakreste liegen, die nicht mit deiner bevorzugten Marke korrelieren." Ich schüttelte den Kopf. "Der Diogenes Club ist der ungeselligste Club der Stadt und dort raucht keiner. Aber du hast recht. Der Tabak entspricht nicht meiner Lieblingsmarke. Ich hatte Besuch, ein wichtiges Gespräch, du weißt, Geheimsache."

Sherlock nickte ausgesucht freundlich. "Aber nun zu deiner Frage, was mich dazu bringt, dich vor der Morgendämmerung in den Park zu beordern." Ich lächelte. "Vermutlich ist es das Objekt, welches hinter diesem Baum hier vor sich hinglitzern im heimeligen Glaslaternenlicht und nach verbranntem Öl stinkt. Dies überdeckt allerdings nicht den süßen Duft von Leichenfett. Wenngleich London selbst eine groteske Ansammlung von Gestank ist, gerade jetzt, im Sommer..."

Wir gingen einige Schritte und betrachteten den vormalig lebenden Körper. Sherlock zündete die Laterne an, die er bereits seit Minuten stockfinster in seinen Händen hielt und leuchtete den verwesenden Körper an. "Lieber Bruder mein", sagte ich schlussendlich, "Wir sollten Inspektor Lestrat rufen, damit er dieses Bündel aus vergangenem Mensch und die wunderlichen Objekte um ihn herum in eine Ecke Londons transportiert, die angenehmer ist als dieses Stück Landschaft. Ich vermeine, seinen gebückten Körper auf dem Weg hierher gesehen zu haben, er lungert wieder durch London wie eine Ratte, der es nach einem Stück Pferdefleisch verlangt." Sherlock nickte. "Lestrat wartet bereits. Er traute sich nicht, etwas anzufassen, was so fremdartig war. Auch deshalb habe ich dich gerufen. Ich habe bereits Daguerreotypien von diesem Tatort anfertigen lassen." "Ich bin begeistert, mein lieber Bruder." bemerkte ich und erwartete in stiller Gemütsruhe den Beginn eines neuen Tages. Außerdem fühlte ich leichten Hunger. Ich bückte mich nach einem grünen Apfel, der mir einige Schritte weiter aufgefallen war und erstarrte. "Sherlock?" rief ich, "ein Taschentuch! Bitte." Er trat näher und ging in die Knie. Er holte ein frisches Taschentuch aus seiner Jackentasche, griff damit nach dem Apfel und hob ihn hinauf ans Licht. "Blut, Mycroft." Ich nickte. "Ich glaube, das Schneewittchen hat uns einiges zu erzählen."

### Kapitel 2

Die Gerichtsmedizin war ein Ort, an dem sich der Gestank seiner kurzfristigen Gäste tief in die Wände gefressen hatte und ich hielt meine Treffen bevorzugt in dessen Nähe ab. Von Natur aus mit einem krankhaft guten olfaktorischen Sinn ausgestattet, hatte ich mich der Punkt des absoluten Terrors ausgesucht, um mich abzuhärten. Ich hoffte, Sherlock ginge es genau so, aber ich war nicht auf seine faszinierende Alternative gefasst. "Stoffstücke mit Menthol beträufelt unterdrückt den fauligen Geruch, Mycroft. Ich empfehle dir auch ein paar. Wie üblich sollte man dies allerdings auch nur 1x nutzen." Er lächelte jovial. Sämtliche Gaslaternen an den Wänden brannten, gossen einen dumpf-gelben Lichtstrom durch die kerkerartigen Umgebung. In der Mitte des Raums stand der Tisch mit den Überresten des Mannes aus dem Park. Seine Kleidung war altertümlich, wenngleich auch nicht so vergilbt, als dass man sie als wirklich alt hätte bezeichnen können. Sein Gesicht, was davon noch übrig war, jedenfalls, zeigte den verblüfften Eindruck eines überraschenden Todes. Das Problem war eher, dass sowohl durch seine Hosen und durch sein Hemd, durch seine Jacke und damit auch durch seine Haut und Fleisch, eine kantige Klinge gefahren war und sowohl Schnitte als auch grobe Risse bis hin zum fast vollständigen Abtrennung des Kopfes von seinem Körper geführt hatte.

"Dieser Mann scheint unglücklich geköpft worden zu sein." sagte Sherlock und ich stimmte ihm zu. "Unglücklich ja, lieber Bruder", meinte ich ebenso, "der Henker hat das Rückgrat nur halb durchtrennt und der Schnitt kam, nun ja, eindeutig von vorn. Ein Mensch 'hätte' sich gewehrt, wenn er im Besitz seiner geistigen Kräfte gewesen 'wäre', wenn er das Beil oder was auch immer ihm widerfahren ist, auf ihn hätte hinunterfallen sollen. Schau dir die Schnitte an, auf seinem ganzen Körper, als hätte man ihn gequält. Dennoch wirkt der Tote sonderbar... wie sage ich das, friedlich."

"Mein Verdacht ist, der Mann ist zersägt worden", sagte Sherlock und ich fühlte, wie sich meine linke Augenbraue hob. "Mein Bruder meldet einen Verdacht? Wo sind die deduktiven logischen Verknüpfungen bei einem Verdacht? Du hast

selten Verdachtsmomente mitgeteilt, oh Bruder." Er nickte. "Die Schnitte sind augenfällig nicht mit einem Messer, Säbel oder etwas ähnlichem beigebracht worden. Es handelt sich um Aussparungen mit winzigen Rissen an der Seite, so dass ich eine Säge bereits vor Ort in Verdacht hatte. Jedoch, dieses Objekt, das wir gefunden haben, hat soviel Ähnlichkeit mit einer Säge, wie eine Hauskatze mit einem... wie sagen wir "Panthera leo"."

Es war Zeit, sich die Art Säge anzuschauen, die den bedauernswerten Mann aus dem Leben katapultiert hatte. Sie hatte mit einer Säge nur die Zähne gemein, die jedoch bei einer normalen Version auf einer Seite vorhanden waren, hier über eine Art Band über die untere Seite, über ein gerundetes Endstück und oben entlang geführt wurden. Das Band begann und endete in einem metallbeschlagenen Kasten. Der Geruch nach Öl war schwach und wurde stärker, je näher man seine Nase heranbrachte. Das Innenleben des Objektes schien förmlich im Öl zu schwimmen. "Und nun kommen wir zum wahren Punkt deines Besuchs, lieber Bruder." sagte Sherlock und mir stellten sich, wie so oft in seiner Gegenwart, die Nackenhaare auf. "Ja, Sherlock?" fragte ich, während ich meinen Kopf hob und ihm mein Gesicht zuwandte. "Wir beide wissen, dass die Regierung gewisse Dinge außerhalb der Reichweite der normalen Menschen, des Volks, produziert, erfindet, erforscht. Deine Augen haben dich wie üblich verraten." Ich fühlte, wie mich eine Welle des Hungers überrollte und gedachte, im Laufe des beginnenden Tages einige Imbisse mehr zu mir zu nehmen, da mir der Schlaf fehlte.

"Es handelt sich um eine Kettensäge. Sie wird durch einen Motor betrieben, der Miniaturausgabe eines Verbrennungsmotors. Er funktioniert über das Verbrennen von Benzin, einer raffinierten Version von Öl. Unsere Wissenschaftler haben dieses Gerät vor einigen Monaten bis zur Funktionsreife gebracht, aber du weißt, Sherlock, 'Quod licet Iovi non licet bovi' oder besser, was dem Staat erlaubt ist, darf nicht unbedingt jeder tun."

### Kapitel 3

Sherlock griff in seine Tasche und holte den Apfel im Taschentuch heraus und legte ihn neben die Kettensäge. Dann wandte sich Sherlock um und holte die Objekte, die wir in der Tasche des Toten gefunden hatte heran. Er legte die silberne Taschenuhr und ein kleines schwarzes Notizbuch auf den Tisch. "Die Taschenuhr geht falsch." sagte er und ich öffnete das Notizbuch.

"31. August Anno Domini 1665 - Ich erwartete, wie so oft, unter dem Apfelbaum im Park meine Kommilitonen, um mit ihnen das Konzept der optischen Lichtbrechung zu diskutieren, als, wie zu oft schon, ein Apfel sich löste und mir auf den Kopf fiel. Dies war schon der 10. oder 20. Apfel in diesem Jahr und ich war es leid. Bedauerlicherweise steht der Apfel auf dem privaten Gelände seiner königlichen Hoheit und so muss ich entweder schnell sein oder von hier fortgehen. Dem zweiten verweigere ich mich. Ein Mensch ist mächtiger als ein Baum!"

"1665?", fragte Sherlock, "mein Gott, das ist 231 Jahre her!" Doch ich las weiter.

"03. September Anno Domini 1665 - Habe aus einer Vision dank mäßigem Genuss von 'Myristica fragrans' das Bild einer mechanisch betriebenen Säge erhalten. Diese gäbe mir die Möglichkeit, dieses widerliche Exemplar eines Apfelbaums zu vernichten."

"10. September Anno Domini 1665 -<hier sind nur noch Fetzen sichtbar> Kontakte... Alchemisten...Tinktur... in die Zukunft reisen...

Zeit bildet Kreisbewegung... Rad... zurück... 1665... Baum entledigen"

"Und so ist er hier gelandet" sagte ich und deutete auf den Körper, der reglos auf dem Tisch lag. "Magischer Firlefanz" schnaubte Sherlock, "dieser Mann ist niemals durch die Zeit gereist, hat nicht so lang geschlafen, um dann dieses Säge zu stehlen und dann zurückzureisen in seine Welt." "Hmm, du hast Recht. Jedoch, wenn ich mich recht erinnere, verschwand im Jahr 1665 einer der größten Genies aller Zeiten, der sein Augenmerk auf die Optik legte und vielversprechende Ansätze einer großartigen und langen Karriere trug. Ich habe einen Aufsatz seines Mitstudenten Barnabas Shutterworthy gelesen, der von ihm schwärmte."

"Vermutlich hat er die Macht der Säge, wie immer er Sie auch bekommen konnte, unterschätzt. Jedoch glaub ich nicht,

dass die Zeit ein Rad ist und denke, dass dieser arme Mann bis in die Unendlichkeit erstarrt geblieben wäre, wenn er eine weitere Möglichkeit gehabt hätte, die Tinktur zu nehmen. Es war ein besserer Tod, nehme ich an."

"Armer..." ich schlug im Notizbuch nach "Isaac Newton. Niemand wird von dir je wieder hören." Wir legten den Apfel auf die Brust des Toten und ich ging, die Kettensäge in ein Tuch gewickelt hinaus. Mein Hunger hatte gigantische Auswirkungen auf meinen Geist, so gestehe ich und so fiel mir erst auf der Straße ein, was ich eigentlich hätte sagen sollen: "Shutterworthy... ein großartiger Kerl. Hat damals die Mechanik auf ein komplett neues Level gebracht." Sherlock nickte. "Dieser Newton hätte wirklich erfolgreich sein können."

"Hätte und können... alles wegen eines Apfels, der vom Himmel fiel.."

"und auf den falschen Kopf."

## Fingerübung - Blutwurst vs. Katze

Guten Tag, Professor Professoren am Telefon.

Herr Profeschorsch, hier ischt ein Hilfesuchender, ein Opfer der Umstände, dasch Herrchen einesch Katzenwesensch namensch Hildebrand.

Professor, bitte. Soviel Zeit muss sein. Hildebrand also, wie geht es dem armen Tier? Wie kann ich Ihnen behilflich sein? Meine Katsche ischt Blutwurst.

Das ist in Ordnung, auch wenn das nicht einer eindeutig guten Ernährung entspricht, aber ab und an...

schie verstehen dasch falsch, schie ischt Blutwurst.

Sie meinten gerade, Sie isst Blutwurst, also...

nein, schie ischt Blutwurst, wie oft musch ich denn dasch wiederholen.

Ich verstehe Sie nicht, Anrufer...

Meine Katschee ischt keine Blutwurst, schie ischt Blutwurst. Sie geben einer Blutwurst einen Namen? Sind Sie irre?

Ich und irre? Auf keinen Fall, ich gebe doch einer Blutwurst keinen Namen, sondern meiner Katsche...

aber... wie kommen Sie darauf, dass ich Ihnen helfen kann. Sie haben keine Katze, Sie haben eine Blutwurst. Nein, dasch ischt scho nicht richtig. Esch handelt sich um eine Katschee, die Blutwurst ischt.

Bitte legen Sie auf. Bitte.

Eine Frage habe ich aber noch. Hmm... ja, in Ordnung.

wird ein Hildebrandt mit Schenf oder pur gegeschen?

Raus!

Wikscher.

## Fingerübung - Vorwort zu einer kurzen Spezifikation der Spezies Krümel

Der Krümel, mit Namen Kuchensis Krümelensis, wurde nach seinem Entdecker, Klaus Moritz Krümel im Jahre 1322 benannt. Sein Versuch, eine Scheibe Brot von einem sogenannten "Laib Brot" zu extrahieren, schlug durch die fehlerhafte Wahl seines Schneidewerkzeugs fehl und er erzeugte/entdeckte, aus dem glücklichen Zufall eines vorbereiteten Mannes die faszinierende Spezies der Krümel.

Nach langwieriger Kleinstarbeit, unterstützt von seiner lieben Frau und seinen Kindern, konnte er mit Hilfe von Tabellensystemen die Krümel nach Gewicht und Alter spezifizieren und eine allgemeine Beschreibung dieser - bisher der Wissenschaft nicht aufgefallenen - Lebewesen schreiben. Der Krümel (Geschlechtsbezeichnungen existieren nicht, dafür war die Lupe von Herrn Krümel zu klein) ist eine Mischung aus Pflanze und Tier. Er ist eine neue Spezies, eine neue Klassifikation, da sich nur mit viel Geduld ein Unterschied dieser Objekte zwischen Lebewesen und Nichtlebewesen herstellen lässt. Ein philosophischer Diskurs wäre zweckmäßig gewesen, wurde aber aufgrund gewisser Scharmützel im Römischen Reich Deutscher Nation dieses Jahres 1322 hinterlassen.

Das Leben der Spezies beginnt im sogenannte "Teig", der in der Grundstruktur aus verschiedenen Pulverformen (unter dem Namen "Mehl", "Salz" und "Zucker") zusammengesetzt und mittels klebriger Sekundärsubstanzen (bekannt als "Ei", "Quark", "Schokoladenstückchen") und Flüssigkeiten ("Milch" bzw. "Wasser") mittels gravitativer Kräfte in eine Form gepresst, verschmolzen, gemischt (das sogenannte "Knäten" oder "Knötn", wie es z.B. die Schweden beschrieben wird) wird.

Durch bestimmte extreme Kräfte wird diese Substanz danach gehärtet. Aus dieser langsamen Härtung wird die Spezies der Krümel erzeugt. Der Druck und die Temperatur ihrer Entstehung setzt sich auch nachträglich in ihrem Lebenswandel herum: sie sitzen zusammengepresst wie eine Ameisenkolonie unter einem Steinblock herum, können sich jedoch nicht bewegen. Diese trostlose Immobilität ist das, wieso diese armen Wesen in tiefster Agonie leben und nur den kurzen Augenblick, den sie im Angesicht ihrer Fressfeinde erleben, eine wahrliche Erleuchtung erleben.

Weitere Informationen wären hier hilfreich, jedoch ist mein Stück Nahrungsmittel aufgegessen und die Krümel sind mit ihrem verzehrten Reservat (ein sogenanntes "Stück Brot") erneut, wie so oft, temporär ausgestorben.

## Die Verbindung der Welt

und da stand er, gleich einer Antenne aus Staub und Stahl in mitten von gigantisch anmutenden Maulwurfhügeln und betrachtete gleich einer Ameise das Universum über ihm, so groß, so unendlich, so brennend kalt, dass es ihm in den Adern gefror. Er stand hier, inmitten der Welt, auf dem Gipfel seines Berges und lachte und dachte daran, wie er vor vielen Jahren seinen ersten Film gedreht hatte, ein kleines Super8-Meisterwerk namens: "Die tanzende Mandarine" und an den Nachfolger "Der tanzende Zaun" und wie er sich inmitten der Antarktis, der schwarzen Antarktis die lachenden Masken der Pinguine angeschaut hatte.

Ein kurzer Augenblick von Traurigkeit übermannte ihn, nun, da er das Ziel erreicht hatte. Er hatte sich nie aufhalten lassen, von der Akademie, von seinen Lehrern, von seinen abgefallenen Jüngern einer längst vergessenen Kunst von Stummfilmen in Ultraviolett und von seinen Gönnern, die nach und nach dem Mainstream verfallen waren, dem dumpfen Folgen eines Drehbuchs, dem malerischen Bildkompositionswerk längst verstorbener Pinzettenfreaks und dem Hauch von spielerischer Unvernunft. "Der tanzende Schabernack" lief nur noch nachts, wenn die Leute schliefen, als Bildschirmschoner in Untergrundkinos und die "Trilogie aus 25 Teilen" namens "Hastoratium XUY" war nicht einmal wirklich auf Video gelaufen, da waren die Bänder schon verglüht; unter dem erstarrten Gesicht eines dieser Produzenten-Geschöpfe tanzten tabakstinkende Flocken ihren ewigen Reigen.

Er heiratete seine Kamera-Frau, ein Geschöpf, nicht von dieser Welt. Er lief ausdauernd durch die Wellen des kaspischen Meeres, um eine Meerjungfrau zu fangen, die er im Augenwinkel erblickt hatte, er deutete Sandkastenformen als Zeichen längst vergangener Zukünfte, um Geld zu verdienen. Doch nun hatte er es geschafft, dank einem Blitzschlag aus der Steckdose, während er versucht hatte, die Aufnahme seiner Kamerafrau rückwärts laufen zu lassen, denn nun konnte er etwas erkennen, das alles übertrumpfte, was jemals in seinem Leben unvermittelbar war: Er konnte senden. Und als das Rauschen der Fernseher in seinen Nachbarwohnungen immer lauter wurde und die Schreie der Menschen überdeckte, war nur noch eine Zukunft wichtig: Er war der Sender einer neuen Sichtweise, seiner Sichtweise, die Evolution hatte gesprochen und siehe da er öffnet die Augen und aus dem Nichts sah er die Welt selbst aus seinen eigenen Augen entstehen und er tanzte seine Existenz in den Kosmos hinaus.



## Lethe

"Oh, ihr süßen Perlen, ihr" flüstert er, die Finger ausgestreckt, über glitzernden Wellen des langsam dahinflüsternden dunklen Baches. Hingestreckt in ausgebleichten Stein fließt stinkendes Wasser aus der Dämmerung in die Finsternis hinter den letzten flammen untergegangenen Lebens. "Rubine, leuchtend wie die Sonne in ihren letzten Atemzügen, verdorrtes Gold aus den Fingern der Gefallenen, letzte Erinnerungen an die Welt. Oh Lethe, Fluss des Vergessens, oh Lethe, letzter Schritt in die Dunkelheit."

"Was sagt der Alte?"

braune Zähne pressen sich ins Licht, eine Zunge sticht zu, zieht sich zurück.

"Der ist wohl besoffen"

Eine Gestalt tritt aus dem Dunkel, geht einige Schritte, bleibt stehen. "Der ist wirklich komplett weggetreten, Alter!"

Die Zunge zeigt sich wieder. "Cool. Hoffe, er halt noch genug Kohle für ne kleine Party."

"Oh Lethe. Lethe, letzter Weg zurück, Verlust meines Seins."

"Hey alter Mann", Zunge tippt dem Alten auf die Schulter. Ein weisses Haupt, wenige Haare auf einen dürren Schädel, verschwommene Augen, zahnlose Lücken in einem Mund. "Verdammt, du bist wirklich ein Zombie, Mann." Zunge grinst.

"Gold. Gold. Soviel Gold, wie du haben willst, oh Krieger."

"Echt? Geil!" sagt der andere, kommt näher. "Moment, Mann. Der Alte hat ne Macke." Zunge richtet sich auf, hält seine Hand beschwichtigend hin. "Der Alte gehört mir."

"Und? Was dann?"

"Ein Tritt und er liegt im Wasser, Mann." Zunge grinst. "Wer bist du, alter Mann?"

"Ich? Nur ein Krieger auf dem Weg heim. Nach Hause. Aber ich... Lethe... ich..."

"Tja, dann wirds Zeit, Mann"

Eine Gestalt rauscht durch die Nacht, durchbricht die Wasseroberfläche, zerreißt Reflektionen und Träume von verborgenen Schätzen.

"Der Alte kann flüiiiiieeeeeeeen" ruft Zunge. Sein Kumpel starrt in die plätschernde Finsternis. "Verdammt, mir fehlt seine Kohle!"

"Du hast Recht, Mann! Da ist seine Jacke." Er greift ins Wasser, packt sie und zieht sie hinaus. "Die hängt fest, Mann!" Zunge packt mit an und sie zerren gemeinsam an dem Stück Stoff.

Arme winden sich aus dem nassen Nichts in die Luft, knorrige Hände packen die beiden kreischenden Gestalten und ziehen sie mit einem Ruck hinunter in die stinkende Brühe und ein Wesen aus Knochen und Sehnen zieht sich selbst hinaus aufs Land, schaut nicht zurück, folgt dem Ruf eines düsteren Gerichts und auf dem sich nun wieder ruhenden Bach treibt eine hellgraue Jacke hinab in die Ewigkeit.

## 7 Minuten

„Test eins-zwei

Puh, das wäre geschafft. Frisch aus dem Winterschlaf drücke ich Tasten: Die Frontklappen meines Raumschiffs öffnen sich, und ich sehe die Sonne, den Mittelpunkt unseres Sonnensystems. Es sind noch exakt sieben Minuten bis zu Sonne, bis zum Ziel. Ich werde die Sache kurz machen, damit die letzten Daten, die ich habe, noch zur Erde gesendet werden können.

Gott sei meiner Seele gnädig...

Ich sitze hier in diesem zum Tode verurteilten, verdammten Raumschiff, mit einer minimalen Chance zu überleben. Ja, ich habe meine Familie verlassen. Heimlich, in der Nacht. Damit ich sie retten kann.

Sechseinhalb Minuten noch...

Es bestand von Anfang an bei uns Menschen der Drang, unsterblich zu werden und die Natur zu beherrschen. Nun, im Jahr 22. Jahrhundert haben wir es geschafft, die Sonne nutzbar zu machen, indem wir vor einiger Zeit ein winziges Wurmloch im Innern unseres Zentrums erschufen und die Energie der Sonne direkt in die Erdumlaufbahn schickten.

Die Völker, befreit von Energieproblemen, begannen, noch mehr Strom als sonst zu verbrauchen. Aufgrund der Strahlung wurden die Früchte auf unseren Feldern größer und gesünder. Wir wurden größer und stärker. Bis eines Tages eine Frau ein Kind zur Welt bringen wollte, eine Geschöpf, das seine Mutter bereits im Mutterleib tötete, weil es gigantisch war. ein Monster, furchtbar anzusehen.

Als die Menschen das sahen und weil es nicht nur ein Einzelfall war, brach eine Panik aus.

Weil die Wissenschaft versagt hatte, wurde die Rufe nach mächtigen Anführern laut, und so wurden die großen Bünde der Glaubenden geschlossen, kleingläubige Narren wurden zu Propheten, Menschenopfer wurden im Namen der großen Götter wieder populär...

..... Wissenschaftler wurden getötet, wie Vieh getötet. Ein Teil der alten Welt versank in Barbarei, in Anarchie, in eine selbstverzehrende Orgie von Gewalt und Blut, ohne Moral, ohne Sitte. wie Tiere.

Und niemand ahnte....

was ich, der letzte Wissenschaftler unseres Planeten, herausgefunden habe, so kurz vor den Punkt ohne Wiederkehr..

Die Erde wurde und wird noch immer von der Sonne mit Energie gespeist, noch schlimmer...vollgepumpt, und unser Planet selbst hatte begonnen, massive Mengen an radioaktiver und magnetischer Energie zu senden, die unser Erbgut und unser Denken veränderte. Wem hätte ich es sagen können? Um mein Leben zu retten und um das Leben meiner Familie zu retten, schwieg ich... baute heimlich an der Rettung für meine Heimat. Nun bin ich auf dem Weg, die Sonne aufzuhalten.

3 Minuten... Ich sehe die Sonne vor mir und fühle, wie sie schrumpft, immer kleiner wird.. Wie ein Ballon, der seine Luft verliert.

Erkenne voller Schmerz unsere Dummheit, unser menschliches Versagen. Die Gier der Menschen...

Ein gleißendes Licht, das durch den Filter meines Kabinenfensters strömt, lässt mich fast erblinden. Das Wurmloch, aaah, da ist es. Ich werde meine Erfindung, eine Nukleonenbombe, eine Druckenergiebombe in die Sonne senden, so dass das Wurmloch weggeblasen wird und in der Finsternis des Raums ohne Energie einfach zusammenfällt.

Noch zwei Minuten...

Die letzten Einstellungen an der Bombe sind gemacht. Ich werfe sie ab. Wird's mir gelingen , der Gravitation zu entkommen indem ich...an der Feuerhölle vorbeischlittere ... mein kleines Leben rette

Vorsicht... Vorsicht.... nichts übereilen...

Wie sagte man früher? „Schießt zuerst, wenn ihr das Weiße im Auge des Feindes seht!“

Sie ist knapp, zu knapp, die Zeit, die meine Instrumente anzeigen.

Ich werfe ich die Bombe ab.

Ich wünsche nur, dass ich nicht zu voreilig war.

Leb wohl, Erde.

Noch eine Minute...

Die Bombe ist explodiert. Das gleißende Licht ist erloschen. Doch ich komme nicht weg. Ich werde von der Sonne weiter angezogen. Verglühe in einer Minute. Wenigstens die Erde ist gerettet.

Doch... was ist das?... Der Stern beginnt zu pulsieren, wird immer schneller. Als würde er sich wehren. Das...das...Licht blitzt hell und riesig auf. Und ein Schreien geht um in meinem Kopf... Im Flackern des Höllenfeuers sehe ich die Erde aufblitzen, als sei sie durch das gigantische Loch gesaugt worden.

Die Sonne frisst meine Erde. Nein, das... kann nicht sein!!! OOOOH GOTTTT.. und nun... nun schwillt die Sonne an, wie eine Schlange, die einen Hasen gefressen hat. Eine Lunge, die atmet ....Immer schneller und schneller, es ist heiß, ich verglühe, Heilige Mutter Gottes, es ist grauenvo“

<Hier endet die Aufzeichnung 13022099\_P. Proband Nummer 7 wurde mit verschiedenen Lähmungserscheinungen aus dem Simulatorraum hinausgetragen. Alle Möglichkeiten einer Wiederherstellung seines Verstandes wurden ausgeschöpft und haben nicht funktioniert.

i. A. Dr. Ignatius Bromlid

Institut für Neuroinformatik Basel>

Nachtrag: Ich hatte dieses Machwerk im Jahr 2007 zusammengebastelt und für eine Anthologie eingereicht. Ich bin nicht zufrieden mit diesem... Ding. Die Leute von der Redaktion auch nicht. Dennoch hier die Originalversion. Pures Vergessen... Ein Tipp: Wenn man die Geschichte entsprechend liest, dauert sie tatsächlich 7 Minuten. Ich habe eine Stoppuhr benutzt.

## hcnurC giB

Jedermann heutzutage weiss, dass die Welt, in der wir leben, nur ein Baustein in einem tetris-artigen Universum sind: perfekte Zustände von Raum und Zeit, von Konstanten und immer wiederkehrenden Versuchen „Mutter Natur“ haben und in die Lage versetzt, hier zu sitzen, etwas zu lesen und dabei einen Schokoriegel zu kauen, während die Gravitation, nur als ein Beispiel, uns daran hindert, im All zu schweben mit Eisparkeln in unseren zerborstenen Lungen.

Die Menschheit an sich ist wohl nur eines der vielen Völker, die die Milchstraße bewohnt, ob klein oder groß, ob mechanisch, kohlestoffbasiert oder transzendent, wir alle leiden noch immer an den Auswirkungen von Big Bang. Zumindest nennt man es, wenn aus einem unendlich kleinen Punkt ein Universum entsteht, so groß und mächtig, dass es für deren Innenlebende unendlich erscheint, bis man die Zahlen kennt und einen Beweis dafür bekommt, dass es tatsächlich unendlich sein muss, zumindest prozentual. Und das Universum ist auch leer, natürlich auch hier: prozentual.

Die Frage, wie der Big Bang sich entwickelt hat, wird noch immer diskutiert. Ich persönlich mag das Konzept eines schlagenden Herzens, das sich ausdehnt und wieder zusammenzieht. Der Big Crunch wird noch immer heftig diskutiert und irgendwann, wenn das Maximum unseres großen universellen Luftballons erreicht ist, wenn die Gravitation der Materie und der Energie erreicht ist, um die Ausdehnung... einzufangen, dann beginnt es.

Doch das Universum dehnt sich, bizarrerweise, immer schneller aus. Sagen Wissenschaftler, Physiker und Berechnungen zeigen dasselbe an. Ich bin kein Wissenschaftler und als Mensch mag ich den Stopp von Raum und Zeit genausowenig wie die Möglichkeit, eine wahre Unendlichkeit zu erfassen, wenn alle Materie erloschen ist, ein toter Luftballon genannt Weltraum. Dann doch lieber, wenn die Frage kommt, was am Scheidepunkt passiert, einen bizarren Gedanken zu erfassen: In welche Richtung bewegt sich denn nun unsere Zeit? Oder wie ich anders auszudrücken denke, kann ich das hier problemloser lesen als den Text „gerade eben“? ?tieZ eresnu nun nned hcis tgeweb gnuthciR ehclew nI :nessafre uz neknadeG nerrazib nenie ,treissap tknupediehcS ma saw ,tmмок egarF eid nnew ,rebeil hcod nnaD .muartleW tnnaneg nollabtfuL retot nie ,tsi nehcsolre eiretaM ella nnew ,nessafre uz tiekhcildnenU erhaw enie ,tiekhcilgöM eid eiw ginewosuaneg tieZ dnu muaR nov ppotS ned hci gam hcsneM sla dnu reltfahcsnessiW niek nib hciI .na eblessad negiez negnuncereB dnu rekisyhP ,reltfahcsnessiW negaS .sua rellehcS remmi ,esiewrerrazib ,hcis thned musrevinU sad hcoD

.se tnnigeb nnaD ,negnafuznie ...gnunhedsua eid mu ,tsi thcierre eigrenE red dnu eiretaM red noitativarG eid nnew ,tsi thcierre snollabtfuL nellesrevinu neßorg seresnu mumixaM sad nnew ,nnawdnegri dnu treituksid gitfeh remmi hcon driv hcnurC giB reD

.theiznemmasuz redeiw dnu thedsua hcis sad ,snezreH nednegalhcs senie tpeznoK sad gam hcilnösrep hciI .treituksid remmi hcon driv ,tah tlekiwtne hcis gnaB giB red eiw ,egarF eiD

.lautnezorp :reih hcua hcilrütan ,reel hcua tsi musrevinU sad dnU .lautnezorp tsednimuz ,ssum nies hcildnenu hcilhcästat se ssad ,tmмокеb rüfad sieweB nenie dnu tnnek nelhaZ eid nam sib ,tniehcsre hcildnenu ednebelnenniI nered rüf se ssad ,githcäm dnu ßorg os ,thetstne musrevinU nie tknuP neniellk hcildnenu nenie sua nnew ,se nam tnnen tsednimuz .gnaB giB nov negnukriwsua ned na remmi hcon nediel ella riw ,treidnezsnart redo treisabffotselhok ,hcsinahcem bo ,ßorg redo niell bo ,thnoweb eßartshcliM eid eid ,reklöV neleiv red senie run lhow tsi hcis na tiehcsneM eiD

.negnuL nenetsrobrez neresnu ni nlekitrapsiE tim nebewhcs uz lla mi ,trednih narad snu ,leipsieB nie sla run ,noitativarG eid dnerhäw ,neuak uz legeirokehcS nenie iebad dnu nesel uz sawte ,neztis uz reih ,tztesrev egaL eid ni dnu nebah “srutaN rettuM;2228, ,nehcsreV nednerhekredeiw remmi dnu netnatsnoK nov ,tieZ dnu muaR nov ednätsuZ etkefrep :dnis musrevinU negitra-sirtet menie ni nietsuaB nie run ,nebel riw red ni ,tleW eid ssad ,ssiew egatuztueh nnamredeJ

## **Der magische Affe - Affenhase - scherzhaft "Weihnachtsosterprimat" genannt**

Vielen Dank, dass Sie so zahlreich erschienen sind. Wir von der „Robrockirock-Advertising plus“-Agentur wurden beauftragt, ein Modell zu entwickeln, welches, sagen wir einmal so, den Schwund auf dem Geschenkmekmarkt eindämmt.

Eine kleine Vorgeschichte:

Vor etwa 10 Jahren begannen, ausgelöst durch die aufkommenden „Social Networks“ bereits die Jüngsten damit, Dinge zu hinterfragen, mehr als sie, wenn wir einmal ehrlich sein wollen, fragen durften. Bereits nach 2 Jahren betrug die Akzeptanz eines „Weihnachtsmanns“ als Geschenkbringer nur noch 83% der unter 5jährigen, 3 Jahre darauf nur noch 61%. Dasselbe Phänomen konnten wir bei einer Umfrage zum Thema „Wer ist der Osterhase?“

Ich freue mich, Ihnen mitteilen zu dürfen, dass wir, meine Kollegen und ich, erfolgreich waren. „In welcher Hinsicht erfolgreich?“ fragen Sie und ich antworte Ihnen darauf mit „Wir haben die Lösung für das Problem. Wenn keiner mehr an einen dicken alten Mann in weiss-roten Klamotten glaubt, der mit der Geschwindigkeit des Lichts von Kamin zu Kamin springt, aus einem magischen Rucksack für alle Kinder Geschenke zaubert; wenn keiner mehr daran glaubt, dass der Hase Zuckerware und gefärbte Eier versteckt: dann erscheint der magische Affe.

Sie können ihn Affenhase nennen, oder wie wir ihn gerne scherzhaft bezeichnen: „Weihnachtsosterprimat.“

Ich bin mir sicher, dass Sie, werthe Herrschaften, noch immer nicht überzeugt sind. Vertrauen Sie mir dieses Mal, wenn ich Ihnen mitteile, dass ich ebenso nicht daran geglaubt habe. „Ein Affe? Und er ist magisch?“

Ja, magisch. So einfach, dass bisher niemand darauf gekommen ist.

Doch, wenn es Berechnungen gibt, die den Weihnachtsmann mit Hilfe von Rentieren auf eine gewisse Geschwindigkeit festlegen, die sogar dem Osterhasen ein Geocaching-Gerät unterjubeln, um die besten Verstecke ausfindig zu machen. So nicht! Das wollen wir nicht.

Der magische Affe ist aus der Idee entstanden, dass er nicht berechnet werden kann, sondern einfach da ist, wo er ist. Er bewegt sich so schnell, weil er überall gleichzeitig sein kann. Physikalisch könnte man sagen: Die Welt springt um ihn herum, er bleibt immer an der selben Stelle: das sagen wir aber nicht. Er ist einfach nicht von dieser Welt.

Sie erkennen das auch an seiner Arbeitskleidung. Er trägt Mitternachtsblau, eine Farbe, die besonders unsere Damen ansprechend finden werden. Er trägt einen Zylinder mit Sternen darauf, trägt einen Spazierstock mit Silberkauf, was unsere männliche Zielgruppe interessant findet. Und er bringt Geschenke mit, aus einem Ranzen, der aus feinstem Regenbogenleder ist: magisches Regenbogenleder. Fragen Sie mich nicht, woher er dieses hat, wir werden dem magischen Hasen keine Vorgeschichte geben.

Sie fragen sicher: „Wieso?“ Dem kann ich entgegensetzen: Dem Weihnachtsmann hat seine Vergangenheit keinen Vorteil geboten. Über 1000 Jahre Sagen und Märchen: niemand glaubt mehr an ihn. Sie erinnern sich noch an den sogenannten Sandmann? Ja, wir bedauern sein Gehen sehr, aber die Fernsehanstalten haben, wenn wir so offen sind, nichts getan, sein langsames Verschwinden aufzuhalten. Ja, er wird nicht mehr wiederkommen.

Nein, nein, nein, dieses Schicksal war vorherbestimmt und deshalb sind wir hier, unserem Weihnachtsosterprimaten den richtigen Weg zu weisen, den Weg in die Herzen der Kinder und in die Brieftaschen der Eltern.

Vergessen Sie nicht, wenn Sie sich mit den Merchandising-Produkten beschäftigen, die wir bereits in unserem Portfolio haben:

Der magische Affe kann überall sein, wo Sie es wollen, er kann zaubern und er kann, weshalb wir dieses spezielle Tier gewählt haben, Kamine hinunter- und wieder hinaufklettern, und, wie niedlich, er trägt, wie dieser Fernseh-Schimpanse: eine Windel.

## als die Welt noch lebte

Ich nehme den Gürtel und das Klackern der Revolver weckt Assoziatinnen an Steine, die auf glatten Bergseen aufschlagen und weiterspringen, hell und klar. Die Sonne geht unter, doch ich muss weiter. Die Welt wird dunkel, doch das ist notwendig: im Sonnenlicht würde ich verbrennen. Ich bin kein Vampir oder sowas, die Sonne ist ein Feind geworden, bereits vor Jahren, als wir noch Hoffnungen hatten. Waffen sind nötig, weil dort draußen genug Feinde sind... Tiere, den mutierenden Strahlen des Sonnenlichts ausgesetzt; abgeschwächt durch die mangelnde Reflektionsfähigkeit des Mondes: die Nacht ist ein Freund. Es gibt nicht mehr viele Menschen, hier, auf dem kargen Land. Ich habe einen Preis bezahlt für das Zimmer... der Duft alten Fleisches, das in der Ecke vergammelt, wie lang schon? Monate? Ich persönlich sehe meine Wandschicht als eine Art metaphysische Abstraktion einer Heldenreise: Herausgerissen aus meinem Leben als, wie kann man es beschreiben, Landschaftsumgestalter, Destruktivkünstler...

doch, nun bin ich hier und die wenigen Sonnenstrahlen, die durch Lücken in den mit Brettern vernagelten Fenstern dringen, schmerzen. Erinnerungen kommen hoch, wie jedesmal... Ein Fernseher (laufen die noch? vermutlich nicht!) mit einem großen weissen Tier, einem... Panda?, der durch das selbe Ödland zieht, durch die Wüsten einer Erzählung... wie hiess dieser Serie noch einmal? Wo wäre ich heute, über 20 Jahre später, ohne die Erziehung? Ohne diese... Inspiration, zu überleben, zu kämpfen, statt aufzugeben unter den Horden der Wesen, die die Nacht bevölkern? WO WÄRE ICH? vermutlich tot oder einer von Ihnen... Hätte es diese Serie nicht gegeben... dann gäbe es diesen Text nicht mehr...

Ich muss weiter: begleitet von dem guten Gefühl, damals etwas großartiges, grandioses, nein EPISCHES erlebt zu haben. Damals...

als die Welt noch lebte. Und der Panda uns zeigte, was Überleben bedeutet.

Unterstützt den Panda!

<http://www.pozible.com/index.php/archive/index/4813/description/0/0>

<http://mitteilungswahn.de/2012/01/26/panda-wasteland/>

(ernsthaft. Unterstützt Kreativität! Und Pandas!)

## Wo die Welt aufhört

*ein halbes Jahr - Prolog*

ist vergangen seit dem letzten Eintrag. (es wäre müßig zu erwähnen, dass es sich dabei um 6 Monate handelt, unser Jahr beläuft...)

unabhängig davon...

Wenn man etwas Großes (Menge != Qualität) zusammenbastelt, dann dauert es und das Große (Menge) ist noch in der Mache, so dass ich mich entschlossen habe, das Ding (Endprodukt) als Rohfassung einfach so rauszuprügeln. Kapitel-Wochen-weise.

Die Sonne scheint, das Universum wächst jederzeit, also muss der Text auch gedeien.

Der Name dieses Machwerks sollte heißen: "Der Wanderer", blah... ein anderer "Durch die Tiefe ins Licht", aber... ich bin unschlüssig. Vielleicht...hmm...

Achtung, es handelt sich hierbei um die Gesamtausgabe Kapitel 1-27. Sollte jemand so wahnsinnig sein und ein PDF/Mobi/EPUB haben wollen \*hust\* einfach schreiben... -.' <was soeben geschehen ist, danke>

I

In dem Nichts, das in seinem Kopf hauste, bohrte sich aus weiter Ferne ein Geräusch. Es schien, als sei ein Punkt lebendig geworden, würde eine fadenartige Linie durch ein dreidimensionales Stück unerforschtes Stück Universum ziehen. Das Geräusch wurde lauter, verwandelte sich in nervtötendes Surren, zerrte an den Grenzen seiner Wahrnehmung und schließlich landete das Objekt direkt neben seinem Ohr. Er zuckte. Ein brennender Schmerz, hervorgerufen vom brennenden Geschmack seiner Hand, die reflexartig in die Höhe geschossen war und die Mücke, oder was auch immer dieses Insekt gewesen sein mochte, zu Brei zerquetscht hatte, ließ ihn die Augen aufschlagen.

Zuerst blieb sein Blick so dunkel wie vorher, dann jedoch, gleich einem Gewittersturm, der vorbei ist, begann sich seine Sicht zu lichten. Er starrte in den Himmel. Um ihn herum stießen Bäume ihre Wipfel majestätisch nach oben, ein ewiger Kampf nach mehr Licht und mehr Regen als ihre kleinen verkrüppelten Konkurrenten in Bodennähe. Sonnenlicht glitzerte durch die Zweige hinunter auf die Erde und er erkannte, auch durch das drückende Gefühl von Wurzeln und Gras, dass er auf dem Rücken lag. Vorsichtig bewegte er seinen Kopf, um noch mehr von der Umgebung aufzunehmen. Seine Sicht war begrenzt; die Baumstämme hielten wie dunkelbraune Mauern die Festung, die ihn einschloss, zusammen. Er bemühte sich, seine Extremitäten, Arme und Beine, zum Arbeiten zu bringen. Zuerst fühlte er nichts. Einen winzigen Augenblick geriet er in Panik, starrte verzweifelt in der Luft hin und her, doch dann, als hätte er einen unhörbaren Befehl erhalten, begann sein Körper zu zittern, Nervenbahnen begannen ruckartig zu arbeiten, er fühlte, wie sein Herz schlug, wie sich sein Blut durch träge Muskeln presste, hörte das Knacken von Gelenken in seinen erwachenden Ohren und bemerkte, dass er vor Freude schrie.

Dunkelheit schob sich über seine Seele. Die Panik kam wieder, diesmal weniger aggressiv, subtiler als er es in Erinnerung hatte. Er bäumte sich auf, fühlte, wie sich seine Handflächen in das harte Gras schmiegt, packte ein Büschel, riss es aus. Erneut öffnete er die Augen. In das Licht über ihm hatte sich der graublau Schleier einer beginnenden Dämmerung gelegt. Als wäre es nicht schon schlimm genug, öffnete sich mit einem Ruck ein bisher nur dumpf dahin-pochendes Loch in seinem Schädel und das heiße Gefühl von Blut, das seinen Körper verlassen will, erschreckte ihn so dermaßen, dass er seine Hände hob und sie an die Oberseite seines Schädels presste.

Leise blubberten Fäden von gerinnendem Blut über seine Finger, als er sie über seine Augen führte. „Steh auf, schlaf nicht ein!“ Wer war das? War das echt? Er wälzte seinen Kopf hin und her, ließ seinen Blick schweifen, doch er erkannte nach wenigen Augenblicken, dass er allein war. Allein in einem Wald, ja, Wald, so hieß es, wo er war. Doch die Stimme kam nicht zur Ruhe. „Steh auf! Schlaf nicht ein!“, sie wurde immer drängender, ein Flehen mischte sich hinein, verwandelte es in einen verzweifelten Befehl und als ein Tropfen Blut seine Hand verließ und auf seine Lippen traf, merkte er verwirrt, dass es seine eigene Stimme war.

Er schloss die Augen, fühlte, wie seine Kräfte sich aus einer unbekanntem Quelle generierten, zerrte sie aus dem Nichts und mit einem Ruck stieß er sich vom Untergrund ab und stand auf. Ein Schwindelgefühl nahm den Platz in seinem Kopf ein, wo vorher gar nichts gewesen war. Es schien so, als hätte sein Körper nur aufstehen wollen, denn nun, als das erledigt worden war, begann er wieder zu schwanken, nach hinten zu fallen. Er vollführte den ungeschickten Versuch einer Drehung, um sich nach dem drohenden Fall mit den Armen abzustützen, doch das war nicht nötig. Seine Schulter rammte einen Baumstamm. Er schrie auf. Er fühlte, wie sich die Wellen von Schmerzen durch seinen Körper schoben, fühlte, wie die Muskeln sich verkrampften und wieder entspannten und hörte, wie ein klarer Schrei, sein Schrei, sich aus seinem Mund entfernte und durch den Wald schwang, gleich einer Sehne einer Violine.

Er atmete schwer und wurde gewahr, dass er noch immer die Augen geschlossen hielt. Vorsichtig begann er, sie zu öffnen, um die Gegend zu betrachten. Das erste, was ihm auffiel, war der Mangel an Bewegungen um ihn herum. Es schien, als ob die Bäume die einzigen Lebewesen waren, groß genug, um ihm aufzufallen. Er schob sich von dem Baum weg und rieb sich die Hände. Sie fühlten sich merkwürdig rau an. Er hob sie vor sein Gesicht. Drehte sie. Befühlte mit ihnen sein Gesicht. Er schüttelte den Kopf. Unfähig, seine Gedanken zu artikulieren, begann er, hin- und herzuschwanken. Stampfte auf den Boden, hielt sich den Kopf fest. Er fühlte, wie sich Geräusche in seinem Inneren manifestierten, Klirren und ferne Schreie Schreie und dann, als wäre nichts dabei gewesen, schlug ein dumpfer Hammer zu, stoppte alles, was ihm die letzten Augenblicke präsentiert hatten und ließ es verschwinden.

Und dieses Nichts war schrecklich. Denn aus dem Nichts drängte sich eine Frage nach draußen, bohrte sich förmlich durch seine Gedanken, bis es diese vollkommen ausfüllte und mit einem Mal war er hinaus geeilt, segelte durch die Luft wie ein furchtbarer Vogel. „Wer, wer, wer bin ich?“

Er war nicht real, er war nicht wirklich hier und er existierte nur in der Fantasie einer anderen Person, die vermeintlich genau wusste, was er da tat. Er hatte keinerlei Erinnerung mehr. Er fühlte, wie sich die Fragen, eine bohrender als die andere, manifestierten. „Wer bin ich?“ Erneut diese Frage. Er hob seinen Kopf, fühlte ein Knacken in seiner Schulter, in seinem Nacken, blickte zum Himmel und irgendwo da oben kreuzte eine ferne Sonne das Firmament, doch das war nicht wichtig, denn alles hatte sich auf eine Sache zusammengezogen, jeder Rahmen einer Erkundung begann sich nur noch auf ein Ding zu konzentrieren. „Wer bin ich?“

Er versuchte, einige Schritte zu gehen. Zuerst fiel es ihm schwer, als hätte er, wie seinen Namen, wie seine Vergangenheit auch sein Gehvermögen verloren, doch die automatischen Erinnerungen alter Bewegungen griffen schnell zu und er fühlte, wie es immer leichter wurde, je weiter er sich fortbewegte. Er musste fort, eine Macht schob ihn fort, als wäre hinter ihm etwas Böses, das nur darauf wartete, ihn an diesem Platz, in einer Fremde, derer er nicht habhaft werden konnte, zu vernichten.

Die Schritte, die er machte, wurden immer länger, fühlten sich kraftvoller an, mit jedem Augenblick. Er passierte die dicken Baumstämme, die sich in der beginnenden Finsternis in Wände verwandelten, Sträucher, deren rote kleine Früchte ihm wie Blutropfen vorkamen. Immer weiter brachte ihn sein Körper weg von dem Ort, an dem er erwacht war. Das Licht um ihn herum entfernte sich, brachte das Gefühl von Leere immer mehr zur Geltung. Doch da, eine Bewegung!

Er stoppte, lehnte sich an einen Baum und starrte in die Richtung, die ihm seine erschrockene Reaktion gezeigt hatte. Da wieder, ein Schatten von fast übermenschlicher Geschwindigkeit, zwischen den Bäumen. Er drückte sich so fest an den Baum, dass die Rinde begann, schmerzhaften Druck auf seinen Körper auszuüben. Er fror. Erneut wandte er seinen Blick um. Doch da war nur der wartende Wald.

Der Geruch von Rauch, würzig und fein, legte sich in seine Nase. Er begann zu schnüffeln. „Wo Rauch ist, da ist Feuer und wo Feuer ist, da sind...“ Er stoppte die leise Litanei; die Furcht vor einer Entdeckung saß ihm im Nacken. Dennoch, ihm war kalt und das Gefühl von Hunger, das sich plötzlich bemerkbar machte, fühlte sich an wie ein Zwang und da war sie wieder, diese unsichtbare Hand, die ihn nach vorn stieß, ein Schlag mit einer unbekanntem Macht, ein Befehl.

Als der Rauch stärker wurde, sah er auch, irgendwo hinter einem Busch, oder was auch immer in dieser Dunkelheit Busch oder Stein war, das dazu passende Feuer. Es war nur Licht, das zwischen den Zweigen und Blättern auf dem Boden glitzerte. Er trat näher heran. Schwarze Gestalten hüpfen um das Feuer, auf und nieder, in einer Stille, die ihn vor Angst zurücktreten ließ. Es waren lange und hagere Wesen, die Hände entweder in die Luft erhoben oder sie schlugen lange Stöcke in der völligen Ekstase ihres beginnenden lauten Gesanges auf den Boden. Dann stoppten sie, erstarrten völlig.



Er glaubte, seinen Sinnen nicht zu trauen, als plötzlich Bewegung in die Gruppe kam. Dann hörte er das Kreischen. Eine junge Frau, über der Schulter eines der Wesen gelegt, wurde in die Mitte der Gruppe geworfen. Sie kreischte wieder, als sie in das Feuer schaute.

Er kroch näher heran. Dann erkannte er, wieso sie ihre Stimme nicht mehr unter Kontrolle hatte. Mehrere Stäbe waren in verschiedenen Höhen über dem Feuer drapiert und, er schluckte, ihm wurde schlecht, waren menschliche Körperteile, Arme und Beine, Stücke von Schädeln und durchstoßene Rippenbögen aufgespießt und von irgendwo her hörte er weitere Menschen schreien und um Gnade winseln. Er würgte. Er wusste nicht, was er tun konnte. Die Frau kreischte noch immer, während die Wesen in ihrer unmenschlichen Art und Weise ihre Augen auf sie gerichtet hielten. Es war wie ein Gericht oder eher, wie ein Fest, das von Wahnsinnigen angerichtet wird, bevor irgendeine Macht sich erbarmte und sie auslöschte. Er schüttelte den Kopf. Er musste etwas tun. Noch war er zu weit weg, um einen möglichen Ausweg zu erkennen. Vorsichtig kroch er näher. Etwas knackte hinter ihm. Er ignorierte es. Dann rauschte es und ein furchtbarer Schmerz in seinem Nacken machte sich noch breit, bevor es schwarz wurde, er sein Bewusstsein verlor.

## II

Neru wusste nicht, wie er hierhergeraten war. Seine Erinnerungen spielten ihm immer wieder Streiche, als hätte er sich nie daran gewöhnt, an das ständige Halbdunkel, an die kurz aufflackernden Lichter, an die Bewegungen der Leute um ihn herum, langsam, fast apathisch. Er schüttelte den Kopf, versuchte, Bilder der letzten Minuten wieder in sein Gedächtnis zurückzurufen, fühlte, dass er keine Chance hatte. Er beugte sich über den Tisch vor ihm, betrachtete das verschwommene Etwas, das ihn ebenso anblickte. Er schnitt eine Grimasse.

„Spielst du wieder mit dir selbst?“ Neru blickte auf. „Was soll ich denn sonst hier tun, Salara?“ Sie zuckte mit den Schultern. „Dich mit jemandem treffen? Etwas essen?“ Er schaute auf seine Uhr. Die Zeiger strahlten beunruhigend. „Es ist schon 10? Ich bin irgendwie nicht richtig da, nicht wahr?“ Sie warf ihr Gesicht zurück. „Du bist nie richtig da, Neru Pazol.“ Er grinste.

Salara beugte sich zu ihm hinunter und er konnte sie schon riechen. Ganz egal, wie eingesperrt sie hier waren, wie eingeschränkt die Möglichkeiten, die Produktion von Hygieneartikeln war, sie roch immer, soweit er sich erinnern konnte, wie eine Erinnerung an schmerzlich vermisste Licht, süß und leicht. „Schnüffelst du an mir, Neru?“ Er öffnete die Augen. „Entschuldige, aber du hast sicher ein Geheimnis. Wer kann hier“, er fuhr mit den Händen durch die Luft, „denn so gut riechen.“ Selbst im Halbdunkel konnte er erkennen, dass sie rot wurde. Brück drehte sie sich um und stampfte nach draußen.

Dort, in irgendeinem Abstellraum, würde sie sie sich an eine Wand lehnen und weinen, das wusste er. Er hatte sie vor einigen Tagen dabei ertappt. Was ist das bloß mit Frauen, fragte er sich. Langsam drang die Realität wieder in seinen Kopf. Das Rauschen, das er bisher hintergründig ignoriert hatte, entpuppte sich als eine Gruppe von jungen Techniker, die in einer hinteren Ecke des Speisesaals saßen und sich laut über irgendeine Sendung im Fernsehen unterhielten.

„Hast du das gesehen, Ja-Lib hat dem Drachen einige kräftige Wunden beigebracht?“ Einer der Techniker war aufgestanden und fuchtelte mit irgendeinem Werkzeug, das Ähnlichkeiten mit einem Zollstock hatte, herum.

„Nein, er war chancenlos. Ich habe meine Wetten auf den Drachen platziert.“ Der Mann grinste. Neru fühlte, wie sich seine Hände verhärteten.

„Wie meinst du das?“ fragte der erste wieder, „man kann doch gar nicht auf den Drachen wetten?“

Der Angesprochene lehnte sich nach vorn. „Nicht offiziell.“

„Aber, aber das lohnt sich doch gar nicht!“

„Nun...“ wies ihn sein Kollege zurecht „selbst wenn die Quoten für einen Sieg gegen den Drachen oder was auch immer dieses kleine Tier ist, dort in der Arena... denn der Drache ist es eindeutig nicht, dann muss ich sagen, dass dein Geld verschwendet und meines langsam, aber sicher steigt.“

„Aber stell dir die Quoten vor, wenn wirklich einer den... Drachen besiegt, auch wenn du nicht glaubst, dass es ein Drache ist.“

„Genug!“ ein dumpfer Ruf aus der Ecke. Neru war aufgesprungen, die Fäuste geballt und war innerhalb weniger Augenblicke am Tisch dieser vermaledeiten Techniker. „Genug!“ Er packte einen Stuhl, wirbelte ihn herum und warf ihn an die Wand über den vor Angst erstarrten Männern.

„Aber“, fing der Mann, den Neru unter dem Namen Jamses erkannte, an und zuckte mit den Schultern. „Ja?“ Nerus Augen leuchteten förmlich in der Dunkelheit und drückte mit jeder Sekunde mehr und mehr Hass aus. „Nichts. Es... tut...“ „euch leid. Ich weiß.“ Neru hob seine Schultern. „Aber davon können wir nicht leben. Ihr wisst...“ er drehte sich um, um festzustellen, ob noch jemand anderes mithörte. „Der Kampf ist wichtiger als der Sieg. Das wisst ihr... nicht wahr?“ Sie nickten. Gut. „Es ist die Kraft, die sich in uns manifestieren muss, Männer.“ Er streckte den Rücken durch. Zeit, die alte Sprüche aufzufahren.

„Es ist nicht so, dass wir uns gewünscht haben, hier, in der Finsternis zu hausen. Wir hausen nicht, wir warten. Es ist kein einfaches Warten, Männer. Wir bauen etwas auf, etwas neues, etwas großes, etwas unaussprechliches. Wir haben keine Angst mehr, nur noch den Willen, uns dem zu stellen, was auf uns wartet. Und ich verspreche euch, es wird ein großer Kampf werden und wir werden ihn gewinnen. Es geht nur aufwärts, auch hier. Hier, wo wir wenigen Verbliebenen auf das Signal warten, nach draußen zu stürmen und ihm entgegenzutreten. Glorreich, voller Macht werden wir uns unser Land wiedererobern. Und er wird untergehen. Er wird vernichtet werden. Seine ganzen kleinen Anhänger werden vernichtet werden und die Sklaven, die ihm nie dienen wollten, aber es nicht geschafft haben, zu flüchten, werden wir befreien.“

Er war außer Atem. Er bemerkte, wie seine Fingerknöchel unter der dünnen Haut hervortraten, als würden sie nach draußen wachsen. „Herr Pasol... aber wieso sind Wetten erlaubt und auf den Drachen nicht?“ Ein Neuer, Neru kannte ihn noch nicht, aber er ihn nun schon. „Weil der Kampf gegen einen Drachen, wie man ihn in der Arena sieht, Motivation ist. Es ist gleich, dass der Drachen“ er rollte mit den Augen „grundsätzlich gewinnt. Aber nicht ewig, je öfters er kämpft, desto schwächer wird er und einer, vielleicht, wenn ihr Nachkommen habt, wird genau eines dieser Kinder den entscheidenden Stoß durchführen.“

„Das ist doch...“ Jamses stand auf, „unter uns, das ist eine Ewigkeit...“ Er sprang zurück, als Nerus Faust auf den Tisch prallte. Die Teller klirrten vom Einschlag. „Es gibt kein Heute, Mann! Es gibt nur den Glauben an das Morgen. Was nützt es denn, zu träumen... von was willst du träumen, Mann? Von einer magischen Kraft, die plötzlich in einem Lichtstrahl die Aufgabe einfach so löst? Wir sind doch keine Zauberer. Es gibt keine Magie, keine Zauberer, keine Erlösung aus Zufall oder Schicksal.“ Er nickte. Er erhielt einen Schlag in den Nacken, wirbelte herum, sah niemanden. Er griff nach seinem Hinterkopf, nickte. Dann drehte er sich wieder um. „Leute, bevor ihr hier weiterredet“ er deutet nach oben. Sie folgten seinem Blick „kümmert euch mal um die Belüftungsanlage. Kondenswasser ist schlecht für die Technik. Wir sind hier auf euch angewiesen, Männer!“

„Ja, Chef.“ flüsterte Jamses. Neru beugte sich zu ihm herunter. „Ich danke dir“, dann blickte er die anderen an. Sie hatten die Augen gesenkt, starrten auf ihre Teller, auf denen noch immer eine Art grüne Paste in einer gelber Flüssigkeit schwamm, „aber essst erstmal euer Mittagessen auf. Bleibt gesund. Nur so könnt ihr uns allen helfen!“

Minuten später, als die Männer gegangen waren, schweigsam wie alle zurechtgewiesenen Kinder, hatte er angefangen, zu würgen. Ihm war alles hochgekommen. Sojapaste. Er hatte das Zeug schon gehasst, als er noch ein kleines Kind gewesen war, als man ihm das Zeug vorgesetzt, dann in den Mund gestopft hatte, mehr Strafe als wirkliche Notwendigkeit, dass er am Leben blieb. Doch jetzt, in seiner Position, war es nicht mehr nötig gewesen, sich diesem Gefühl auszusetzen. Aber wer sonst konnte einer Horde dummer Techniker entgegenzutreten, wenn die nicht in der Lage waren, moralisch korrekt zu handeln? Moralisch? Das falsche Wort. Notwendigerweise korrekt, auf eine Zukunft hin, die sie in ihrer Kleingläubigkeit verschmähten. Dennoch, Neru konnte sie etwas verstehen. Wie wäre es, fragte er sich, wenn die schwarzen Löcher in den Wänden, in dessen Glas er sich spiegelte, nicht nur Versuche wären, Fenster zu imitieren, sondern das echte Licht von draußen, viel heller als das, was ihn und die anderen umgab, plötzlich hereinstürmen würde. Er grinste. Sie würden dieses Licht gar nicht aushalten, weder verstehen noch irgendwie damit umzugehen wissen. Techniker lebten noch mehr im schummrigen Halbdunkel als der Rest der Leute, gingen in den Ebenen bis zu Nummer -10 ans Werk, wenn dort irgendein Problem auftrat und, Neru zuckte, als habe er kurz vergessen, was er damals, zusammen mit Salara und anderen Verrückten seiner Studiengruppe, weiter unten erlebt hatte. Nerus Hände schmerzten und er wurde gewahr, dass sie sich so stark an die Kanten des Tisches pressten, dass seine Muskeln fast kollabierten. Er

versuchte, seine Hände zu lösen. Erfolglos. „Hallo Panik, alter Freund“, flüsterte er und wie aus dem Nichts trat die Wand aus Angst vor den Vorhang seines Unterbewusstseins. Er versuchte nicht, sie aufzuhalten. „Sie leiden noch immer an Klaustrophobie?“ Er konnte sich die Worte seines Psychologen förmlich ins Ohr rufen. Er schüttelte den Kopf. „Es ist keine Angst, Doc. Es ist das Treffen mit einem schlechten Nachbarn, der Stücke seiner Wohnung in deine Wohneinheit schiebt und vergisst, sie wieder abzuholen. Und während man darauf wartet, dass dieser Mensch, der mehr Besitz hat als man selbst, kommt der Tag, an dem der von von draußen lächelnd die eigene Türe schließt und davonrennt, während man, umgeben von unzähligen nutzlosen Dingen, erstickt.“

Immer, wenn Neru diese Geschichte einfiel, war es zu spät gewesen, um sie anzubringen. Irgendwann im Laufe der Jahre hatte sich seine Angst vor den Tonnen von Gestein über seinem Kopf in eine irrationale Sache verwandelt; er war selten wirklich panisch, nur manchmal, wenn er sich solchen Sachen wie schlechte Messergebnisse, unpassenden Sprüche seines Vorgesetzten oder allgemein nicht nachvollziehbarer Kritik gegenüber sah, konnte es geschehen, dass die Mauer, die er um das schlechte Gefühl herum aufgebaut hatte, Risse bekam und er auf einmal wieder spürte, dass die Decke, so nass vom Kondenswasser sie auch war, wieder einige Zentimeter nach unten gedrückt worden war.

Dann, als hätte es die letzten Augenblicke nicht gegeben, fiel ihm ein, wieso er hier war. Er schluckte. Er musste zu Dr. Salus, seinem Vorgesetzten. Auch wenn der Dokortitel sinnlos war, hatte er doch Hochachtung vor diesem Mann und Kritik, Neru stöhnte auf, konnte seiner Laufbahn einen Dämpfer, wenn nicht sogar eine Abweichung von mehreren Grad geben, denn er wusste, die Nachricht, die er zu überbringen hatte, war eindeutig schlecht.

### III

Rauch biss sich in seinen Augen fest, presste sie zusammen wie Stücke glühender Kohle und das Geräusch von tanzenden Füßen um ihn herum wurde mit jeder Sekunde lauter und lauter. Eine Stimme in seinem Inneren flüsterte: „Bleib liegen“, doch diese Position, er fühlte, wie er hier auf dem Boden lag, und wie die Erde um seinen Körper herum hervorquoll, ihn förmlich einsaugen wollte, und so musste er versuchen, sich aus dieser Umarmung zu lösen. Er bewegte seine Hände, um seine Augen freizubekommen und musste erkennen, dass sie gefesselt waren.

Er schüttelte seinen Kopf und riss, vorsichtiger als er gedacht hatte, die Augen auf. Der Rauch war überall. Er schloss Augen, fühlte, wie die Tränen versuchten, seine Augäpfel von dem schwarzen Schmerz freizuschwimmen, und blickte sich erneut um. Da war sie wieder, die Frau. Ihr Gesicht verzerrt von Abscheu, blickte ihn an. Sie hatten ihn doch tatsächlich ihr gegenüber in den Schmutz vor dem Feuer geworfen und das hatte nur eines zu bedeuten. Verzweiflung machte sich breit, füllte ihn vollständig aus. Der Tanz schien in eine neue Phase einzutreten, die dumpfen Rhythmen waren schneller geworden und aus den gutturalen Lauten um ihn herum musste er schließen, dass sie sangen. Und es war kein gutes Lied. Er drehte seinen Kopf, um mehr zu sehen. Konnte es sein? Nein, das war eindeutig nicht nachvollziehbar. Was zur...

Er wusste, dass er sein Gedächtnis verloren hatte, aber aus irgendeinem Grund meinte er, dass solche Wesen, die begonnen hatten, immer heftiger zu stampfen und Stöcke in den Boden zu rammen, gar nicht echt sein konnten. Er glaubte nicht, dass es so etwas geben konnte. Oder konnte es sein, dass diese Dinger allesamt keine Augen hatten? Er fühlte, wie die Tränenflüssigkeit gegen den Rauch, der ihn umgab, langsam aber sicher aufgab. Schmerzhaftes Zucken seines Unterkiefers, das Gefühl, dass er dem sicheren Tod entgegenblickte, Menschen ohne Augen. Konnte das sein? War er nur dem Wahnsinn nahe? Nein. Die Wesen um ihn herum, auch wenn sie wie Menschen ausgesehen hatten, aus der Ferne, hatten sich in noch scheußlichere Kreaturen verwandelt, denn dort, sonst Augenpaare in die Welt blickten, war nur ein langer Schlitz zu sehen, der von der Mitte des Schädels bis hinunter zum Ansatz der Nase führte. Ein Schlitz, der sich, er musste sich konzentrieren, dort aufspaltete und die beiden Linien bis hinunter zum Kinn führte.

Ihm wurde schlecht. Bei jedem Laut, den sie um ihn herum machten, öffnete sich der Spalt ein wenig und er war sich nicht sicher, dutzende ob winzige Fäden, Augenpaaren einer Schnecke gleich für den Bruchteil eines Augenblicks zu sehen waren. Oder Pilze, die lang genug in dunklen Ecken geruht und sich ausgebreitet hatten. Er konnte nichts dazu sagen. Ihm war... ihm war schlecht. Und er musste sich eingestehen, dass er all diese Gedanken nur hatte, um sich vor der Erkenntnis zu schützen, dass er sterben würde und sein Körper, er roch den speckigen Geruch des Fleisches um ihn herum, auch bald an einem der Stöcke vor sich hinschmoren musste. Er fühlte, wie sich ihm der Magen zusammenzog, die kochende Flüssigkeit aus seinem Inneren emporschoss. Er schloss die Augen. Dann kotzte er.

Die Geräusche um ihn herum verstummten. Nur noch das Prasseln des all-ausfüllenden Feuers war zu vernehmen und das Schluchzen der jungen Frau, die ihm gegenüber im Dreck lag. Verwirrt öffnete er die Augen. Die Gestalten standen im Kreis um sie beide herum, hatten ihre Köpfe gehoben, hatten ihre Köpfe in die Luft erhoben, als... die Frau plötzlich, absolut grundlos anfang zu lachen. Er starrte sie an. Ihre Augen waren hell und klar, ihr Mund eine Wand aus elfenbeinfarbenen Zähnen. Er sah, wie ihre Muskeln sich spannten, wie sich ihr Nacken zusammenzog. Sie war auf bestimmte Art und Weise hübsch, doch in diesem Augenblick, so dachte er, war das Lachen das Dümme, was man sich hatte vorstellen können. Dann schwieg sie. Aus der fast meditativen Ruhe dieser Situation heraus beugte sich eines der Wesen zu ihnen beiden hinunter. Aus dem Spalt in seinem Gesicht trat die weiße Masse der winzigen Würmer heraus, schob sich zuckend in seine Richtung. Ein Surren ertönte aus der Ferne und stoppte plötzlich. Die Gestalt stieß einen Schrei aus und kippte herum. Plötzlich war die Luft erfüllt von einem Regen von Pfeilen, die sich in den anderen der Kreaturen manifestierten, indem sie deren Körperteile durchstießen. Es war ein stilles Abschlachten, die dumpfe Agonie der eigenen Vernichtung hatte sie in eine Wand aus Fleisch verwandelt, die nun eingerissen wurde. Pfeil um Pfeil raste aus dem dunklen Wald heran, bohrte sich in Körper und in den Boden um ihn und die Frau herum. Sie hatte die Augen geschlossen, atmete schwer. Ihr Körper war angespannt, Abscheu lag in ihrem Gesicht, Abscheu und Akzeptanz des eigenen Todes.

Der Regen stoppte und Stille trat ein. Aus der Ferne drang Gemurmel an sein Ohr, das immer näher kam, zu menschlichen Worten wurden. Die Schritte waren gedämpft, durch das Gras, durch das die Angreifer kamen als auch durch die Tatsache, dass sie wissen mussten, wen sie hier vernichtet hatten, denn ihre Füße, wie er erkannte, waren in dicke Felle gewickelt, um so leise wie nötig zu sein.

„Sie sind tot“ sagte eine Stimme, knurrend wie die eines Anführers, der es gewohnt ist, keine Wiederworte zu erhalten. „Na endlich“, antwortete die Frau und er war verblüfft, ihre Stimme zu hören. Sie war auf spezielle Art und Weise melodisch und zart, aber er konnte den scharfen Unterton nicht ignorieren. Die Gruppe trat an das Feuer heran. Ihre Gesichter waren verhüllt, ihre Augen starrten jedoch umher und er konnte Wut und Trauer in ihnen erkennen. Sie waren in dunkle Stoffe gehüllt, nicht ganz schwarz, eher wie dunkle Erde. Er konnte Helme entdecken, bei einigen der Männer Schilde aus Holz. Nur der Anführer trug ein Wappen auf seinem Schild. Es war die Zeichnung eines, er überlegte, eines Wildschweins? Die Männer begannen leise zu diskutieren. Dann nickten sie, lehnten ihre Bögen an nahe Baumstämme und begannen, die bratenden Fleischstücke der unglückseligen Toten in das Feuer zu werfen.

„Wer ist das?“ fragte einer der Männer. „Olaf, frag nicht soviel. Der Mann ist kein Snalus. Der ist ein Mensch. Also wirst du ihm keinen Pfeil in den Kopf schießen, ist das klar?“ Die Männer lachten. Der Angesprochene zuckte mit den Schultern.

„Snalus?“ Er hörte seine eigene Stimme wieder als wäre sie etwas Fremdes. Die Männer schwiegen und starrten ihn an. Dann beugte sich der Mann, der Olaf genannt wurde, zu ihm hinunter.

„Ach, er kann reden? Wie nett.“ Die Männer lachten, „aber nur mit einem hässlichen Akzent. Wo kommst du denn her?“ Olaf griff nach ihm, packte ihn an den Schultern und zog ihn nach oben. „Danke“ sagte er. „Nicht der Rede wert. Wir wollen doch nicht, dass du dreckig wirst.“ Sie lachten. Irgendjemand hatte der Frau auf die Füße geholfen. Sie zitterte. Einer der Männer legte ihr ein Tuch um die Schulter. Sie nickte dankbar. Und dann, wie aus heiterem Himmel begann sie zu sprechen.

„Ihr habt sehr lang gebraucht. Das ist verdammt mies gewesen, wisst ihr das? Irgendein Snalu hätte mich bereits aufgefressen, wenn ich ihn nicht vorher schon getötet hätte.“ Ihre Mimik sprach Bände. „Ihr solltet ruhig dankbar sein, dass ich noch immer bei euch bin, so oder so.“ Sie war kleiner als die Männer, doch wie er feststellte, hielten sie ihre Gesichter gesenkt, starrten wie kleine Kinder zu ihr hinunter. Aus einem unbestimmten Grund musste er grinsen. Sie sah es.

„Was ist daran zu lächeln, Fremder?“ Sie trat zu ihm hin. Er konnte sie nun richtig erkennen und musste sich eingestehen, dass unter der Fassade des Opfers, mit zerrissenen Kleidern und verdreckter Haut, hinter der schreienden Person, die vor dem Feuer gelegen hatte, eine kleine, wenn auch harte Frau stand. Die Adern an ihrem Hals pulsierten vor Zorn und ihre Augen, diese Augen, meine Güte, so voller Gier nach Leben. Das Feuer spielte Schattenspiele in ihrem Gesicht und er war sich nicht sicher, ob sie ihn hasste oder doch nur einen Witz auf ihre Kosten machte. Doch er musste...

„Liara, Vorsicht!“ einer der Männer brüllte. Sie wirbelte herum, wurde von einer dunklen Wand gepackt und

weggestoßen, auf den Boden geschleudert. Einer der Snalus, den Pfeil in seinem Hals steckend und keuchend, beugte sich über sie, während die Männer sich beeilten, ihre Waffen zu packen. Sie starrte das Ding an.

Er war schneller. In seinem Körper pulsierte es. Er wusste nicht, was geschah, als sich ohne sein Zutun ein Bild in seinem Kopf manifestierte und dem Körper den reflexartigen Befehl gab, zu agieren. Sein Fuß traf das Wesen unvorbereitet und abgelenkt von seiner Gier nach Fleisch, ein Tritt zwischen die Beine der Kreatur ließ sie zusammensucken, ein sehr hoher Tritt auf den Brustkorb brachte es keuchend zu Boden und während es sich dort in Agonie wand, trat er noch einmal zu, fühlte, wie seine Füße die Luft durchstießen und auf den Widerstand des fremden Halses traf und wie hier die ganze Energie seines Zorns landete, wie der Aufschlag eines Blitzes in Fleisch. Er hörte das Knacken von Wirbeln, dann war da nur noch das Rauschen von Blut, unterbrochen von Knacken des Feuers in Hintergrund.

„Wer bist du?“ fragte eine leise Stimme. Die Frau, die sie Liara genannt hatten, ihren Blick, dann stand sie auf und trat wieder vor ihn hin. „Wer bist du?“ fragte sie erneut und ihre Augen durchschlugen seine Fassade und bohrten sich wie Fackeln in sein finsternes Bewusstsein. Er fühlte, wie er sich langsam beruhigte, sein Herz langsamer schlug, wie das Rauschen in seinen Ohren abklang. Er hörte, wie die Männer sich auf die Schulter schlugen und leise miteinander sprachen.

„Mach mich los“, meinte er und hob seine Hände. Sie nickte. Einer der Männer trat heran, zog sein Messer aus dem Gürtel und wandte sich ihm zu. Vorsichtig taxierend legte er die Klinge an das Seil oder was immer auch die Wesen benutzt hatten, ihn zu fesseln. Einige Schnitte später war er frei.

„Jetzt, wo ich frei bin“, sagte er und starrte in die Runde, endete mit einem Blick in den Augen der Frau namens Liara, „ich bin hier in diesem Wald erwacht und“ er stockte, während er fühlte, wie sein Gesicht sich verhärtete, als würde sich diese eine unlösbare Frage in seinem Körper manifestieren „ich weiß, nicht, wie ich hier hergekommen bin. Was noch schlimmer ist, ich weiß, nicht, wie ich heiße.“

#### IV

„Ist das denn die Möglichkeit?“ Neru hörte die Stimme von Oberst Jablowski laut und deutlich bereits mehrere Dutzend Schritte weit entfernt. Er stoppte seinen Marsch und reckte sich. Wenn der Alte heute schon so drauf war, dann konnte seine Meldung das Todesurteil seiner Karriere sein. Er musste laut atmen, damit er überhaupt wusste, dass er am Leben war, bevor ihn eine Panikattacke dahinraffte. Eine Tür knallte und eine junge Frau stürzte mit Tränen in den Augen an Neru vorbei. Er kannte sie, nur ihr Name war ihm entfallen, aber das war normal, bei dem Verbrauch an Sekretärinnen, die der Alte vorzuweisen hatte, konnte man sich nicht alle merken. Er nickte seinem Spiegelbild zu, ging die wenigen Meter bis zur stählernen Tür und blieb erneut stehen. Er schaute sich um. Die Wände waren hier genauso aus Stahl gefertigt wie überall, jedoch hatten der unwahrscheinlich starke Wille von Jablowski und natürlich seiner Vorgänger diese paar Quadratmeter in blitzblanke Perfektion verwandelt. Alles glänzte, als hätte man die Umgebung in Chrom getaucht. Dennoch, diese eine Sache half ihm jetzt auch nicht. Er seufzte laut und klopfte an. „Ja?“ fragte die Stimme des Alten, noch immer verärgert, fast wütend; er hatte wohl keine Zeit gehabt, sich abzuregen.

„Ich bin es, Herr Oberst, Neru Pasol.“ „Dann kommen Sie herein und verschwenden nicht meine Zeit vor der Tür.“ Neru nickte, drückte die schwere Türklinke nach unten und trat ein.

Gleisendes Licht verwandelte das Halbdunkel hinter ihn in finstere Nacht. Neru musste kurz die Augen schließen, in seinem Kopf rauschte es. Er hatte, wie so oft vergessen, dass der Oberst strikten Wert auf Licht legte. „Mit Licht kann man besser arbeiten, finden Sie nicht auch?“ Ja, dieser alte Spruch kam Neru ins Gedächtnis, wie jedes Mal, wie eine Maschine, die auf eine Eingabe reagiert. Er freute sich, dass der alte Mann mit dem Rücken zu ihm stand und aus dem Fenster starrte. Dort draußen, nachdem sich seine Augen gewissermaßen an das Licht gewöhnt hätten, hätte er winzige Bewegungen gesehen, ein erleuchtetes Oval von brauner Farbe mit schwarzen Punkten durchzogen, kleinen Lichtern, Lampen, von Arbeitern getragen, die eine Kreatur beleuchteten, die für alles hier, zumindest metaphysisch, verantwortlich war.

„Pasol. Was wollen Sie?“

Die Stimme des Oberst war schneidend wie immer und Neru konnte sich nicht beherrschen, zuckte zusammen. Körperlich hatte der alte Mann ihm fast nichts mehr entgegenzusetzen; war der Mann nicht bereits über 70 Jahre im Dienst? Neru hatte bisher nur Gerüchte gehört.

„Oberst Jablowski, ich bin hier, um Ihnen gewisse Nachrichten zu überbringen. Ich weiß. nicht...“

Neru stoppte. Die fast übermenschlich scheinende Gestalt dieses alten Mannes in der dunkelblauen Uniform, eine Person, die ohne offiziellen Grund hunderte Männer in den Tod schicken würde, und dies auch bereits getan hatte, drehte sich um. Die Augen, die Neru anstarrten, sprachen von Tod. Mehr noch, von sinnlosem Leiden, gefolgt von einem endlosen Sterben. „Also Pasol? Sie müssen sich vermutlich keine Sorgen machen. Ich bin heute auf besondere Art und Weise positiv gestimmt.“

Neru wusste nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Die erbarmungslosen Augen seines Gegenübers rissen ihm förmlich die Kleider vom Leib, das Fleisch von den Knochen, jede noch sinnlose Information aus dem Kopf, so dass er für sich selbst gesehen dastand wie nackt jenseits der Vorstellungskraft. Er schüttelte sich, um den Druck, den der kleine Mann ausübte, abzuschütteln. Vergeblich.

„Herr Oberst... wissen Sie...“ er deutete aus dem Fenster, nach unten, doch der Alte reagierte nicht; er zuckte mit den Schultern. „Ja-Lib ist verschwunden.“

Der Oberst lächelte milde. „Wie oft waren Sie schon bei mir und haben mir genau diese Sache mitgeteilt?“ Neru wusste nicht zu reagieren. Der Alte hatte zwar Recht, aber... „...Aber diesmal ist es anders, Herr Oberst.“ Jablowski drehte sich wieder um und Neru fiel wieder einer der alten Sprüche ein, den die Vorfahren benutzt haben sollen: „die kalte Schulter zeigen.“

„Herr Pasol“, fing er an, „Was also diesmal?“

Neru wusste nicht, was er sagen sollte. Eine Beleidigung brannte ihm förmlich in der Kehle, das Aufbegehren vor einer übergeordneten Macht, das ihn hin und wieder streifte, aber auch diesmal war es nur Luft, die blieb.

„Ja-Lib ist verschwunden und ich gehe aus sicherer Quelle davon aus, dass er nicht zurückkommt. Ich werde Ihnen einen Abriss davon geben, was er getan hat, wenn Sie wünschen.“

Er sah den alten Mann nicken, den Kopf leicht zur Seite geneigt. Die Wände des Raums schienen auf magische Art und Weise zusammengewachsen zu sein und er fühlte sich noch unwohler als sonst. „Dummes Zeug“, flüsterte er und begann dann zu sprechen.

„Ja-Lib wurde beim letzten Kampf mit der Kreatur schwerer verletzt, als vermutet. Sie haben es ja selbst gesehen: als das Wesen plötzlich begann, Feuer zu speien, waren wir alle sehr überrascht. Noch mehr Ja-Lib, der direkt vor ihm stand und, so bizarr das klingt, der erste Mensch gewesen wäre, der sich gegen das Wesen behauptet hatte.“

„Sagen Sie den Begriff Drachen, sonst muss ich mich fragen, ob Sie vielleicht nicht daran glauben. Kreatur könnte alles sein.“ Neru fühlte, wie sich in ihm der Magen aufplusterte, als wölte er explodieren und die letzten echten Mahlzeiten, kaum 2 Stück in den letzten 48h freigeben und alles würde das Büro in einer Art blutigen Brei enden und... „Aber natürlich, Herr Oberst.“

„Gut.“ erwiderte der Alte.

„Ja-Lib war in diesem Augenblick daran, dem Drachen das Schwert in die Brust zu rammen oder in den Hals, genauere Informationen konnten wir bisher nicht erfahren. Als die Krea... der Drachen sein Maul aufriss, erwarteten wir alle einen Angriff mit diesem, einen Biss, ein schnelles Hervorspringen des Kopfes und so weiter, aber wie wir alle wissen, war dieser... Wunsch falsch.“

„Ja, wir wissen jetzt, dass der Drachen Feuer spucken kann.“

„Genau, Herr Oberst. Und Ja-Lib war trotz seiner überragenden Reflexe ebenso überrascht wie wir. Der Feuerball, den

wir dank Sensoren mit einer Hitze von ca. 800°C ermitteln konnten, war groß. Es scheint fast so, als hätte der Drachen ihn aufgespart. Sie wissen ja selbst, wie sehr wir ihn am Leben halten und wie alt er ist. Man hätte vor dem Kampf gesagt, wir haben ihn gezähmt. Doch diese Vermutung war eindeutig falsch.“

Jablowski nickte.

Neru fuhr fort. „Sie wissen, dass Ja-Lib in den darauffolgenden Wochen von Krankenstation zu Krankenstation weitergereicht wurde. Irgendwann waren seine Wunden geheilt, die Verbrennungen hatten Narben hinterlassen, aber er schien auf besondere Art und Weise glücklich zu sein. Vielleicht ein Übermaß an Endorphinen oder die Krankenschwestern haben ihm heimlich Serotonin gegeben oder irgendeine Quelle hat Morphium ausgepackt, wir wissen es nicht. Es war der 15. August 347. An diesem Tag wurde er entlassen. Die wenigen Reporter, die staatlich genehmigt sind, hatten sich vor der Tür versammelt, die Kameras gezückt. Doch er kam nicht. Man rief mich an. Sie wissen ja, dass es meine Aufgabe ist, in dieser Hinsicht etwas zu tun, ein bisschen, sagen wir Propaganda hier und da... jedenfalls habe ich meine Frau und die Kinder daheimgelassen, habe meine weiteren Termine auf der Herfahrt abgesagt und war kurz nach 12 Uhr beim staatlichen Krankenhaus. Die Meute war missmutig und... sie ließ mich wissen, dass sie auch andere Dinge zu tun hätte als nur zu warten. Ich bemühte mich, deeskalieren zu wirken und betrat das Gebäude.

Die Krankenschwestern waren in heller Aufregung, hintergründig. Vordergründig waren ihre Gesichter genauso leer, freundlich, unbestimmt wie immer. Ich fragte nach Ja-Lib. Sie nickten, freundlich, leer und teilten mir mit, dass er bereits fort sei.

„Wie bitte?“ fragte ich. Sie nickten wieder. „Ja, der große Ja-Lib hat sich entschieden, heute allein nach Hause zu fahren.“ „Unauffällig?“ Sie lächelten. „Er ist aus der Hintertür in einen Wagen gestiegen und davongefahren.“ Eine der Schwestern lächelte mehr als die anderen. „Er hat mir ein Autogramm gegeben.“ Sie zog einen Zettel aus ihrem Kittel. Der Zettel hatte dieselbe Farbe wie das verwaschene, fast filigran wirkende Kleidungsstück. Sie sah meinen Blick, wurde unglücklich. „Ich habe bereits neue Arbeitskleidung angefordert, aber Sie wissen ja... die Produktion kommt nicht nach.“ Ich nickte. Jedenfalls war Ja-Lib nicht mehr da. Ich ging also wieder aus dem Haus, nachdem ich natürlich tief durchgeatmet hatte, und trat vor die Menge. Ich bedauerte die Wartezeit und teilte mit, dass im Büro irgendwas dazwischengekommen war, die Daten Ja-Libs falsch im System erfasst worden waren und der Champion des Volks bereits am Vortag entlassen worden war. Wir planten natürlich eine Art Pressekonferenz und würden uns schnellstens melden.

Ja-Lib war tatsächlich daheim. Ich bin, nachdem ich die Leute davongeschickt und mir ein paar hintergründige Beleidigungen angehört hatte, zu ihm gefahren.“

„Eine nette Erzählung, Pasol. Und?“

„Ich wusste, dass seine Kamera auf meine Anwesenheit reagiert und nach meinem Klingeln öffnete sich tatsächlich die Tür. Einen anderen Menschen hätte man nicht eingelassen. Ja-Lib ist, wie Sie wissen, ein sehr zurückgezogen lebender Mensch, fast scheu, hat sein Leben nur dem Kampf gewidmet und wir kennen uns schon ewig.

Ich bin durch den Flur, vorbei an seinem Butler, sagen wir eher, Haushälter, habe mir beim Gehen die Pokale angeschaut, die Bilder, auf denen wir zu sehen waren, Körper toter Feinde und so weiter. Waren Sie schon einmal in seiner Wohnung? Sie ist sehr geschmackvoll eingerichtet, fast spartanisch. Aber was will ein Krieger auch mit Blumen?“ Neru lachte nervös.

„Ich setzte mich also auf den Stuhl, den mir Ja-Lib anbot und starrte ihn an. Er stand noch immer am Fenster, so wie Sie dies immer tun und schaute hinaus. Die Straßen waren wie immer sehr belebt, dennoch war es sehr ruhig bei ihm daheim. Irgendwo im Hintergrund wuselte sein Haushälter herum. Ich schaute mich um, bemerkte winzige Einzelheiten, die mir vorher nicht aufgefallen waren. Sie wissen, ich war schon öfters in seiner Wohnung, aber meistens für Termine und dann bekommt man nicht alles mit. Jedenfalls machte ich einen Kommentar zu einem Buch, das aufgeschlagen auf dem Tisch lag. „Es ist ein schönes Buch, Ja-Lib. Wovon handelt es?“ Seine Antwort kam langsam und schleppend, als wäre er sehr müde. „Die Grundpfeiler unseres Lebens, geschrieben von einem mir unbekanntem Mann.“ sagte er. Ich beugte mich hinüber und hob es hoch. „Drachenzahn – eine Erzählung“ las ich laut vor. Ich musste mir das Lachen verkneifen. Meine kleine Tochter liest das Buch gerade und sie ist 5 Jahre alt. Es ist ein Kinderbuch, mehr nicht. „Ich höre dich grinsen, Neru. Du hältst das Buch zu klein für mich, oder mich dumm genug, es zu lesen und in ihm eine der universalen Wahrheiten zu finden.“ Ich stand auf und hob die Arme beschwichtigend. „Das habe ich nicht gemeint, Ja-

Lib.“ Er drehte sich um, den rechten Arm noch immer in einer Schlinge, die Augen zusammengekniffen, Brandnarben leuchteten rot im Wohnzimmerlicht. „Für solche Dinge, mein Freund, lasse ich mich von einer Kreatur verwüsten, von der wir nicht einmal wissen, woher sie kommt. Und dann hat sie auch noch Feuer gespuckt. Du siehst hier ein Beispiel von gnadenloser Unterschätzung des Gegners.“

„Wie lang leben wir schon unter der Kreatur?“

„Laut unserer Geschichtsschreibung und laut unserer Jahreszahl 347 Jahre.“ war meine Antwort.

„Genau. 347 Jahre und auf einmal wäre ich der erste, der es schaffen könnte, den Drachen zu besiegen. Als ob jemand wie ich nur alle 347 Jahre geboren wird. Als ob nicht irgendwelche anderen, stärkeren, klügeren Menschen auch schon vorher erfolgreich gewesen wären.“

„Du bist auserwählt, Ja-Lib. Wir kennen uns schon ewig, ich bin immer ehrlich zu dir gewesen. Und du weißt, dass niemand der Lösung näher gekommen ist als du. Fast hättest du ihn geschafft.“

Er setzte sich, streckte seine Beine aus, legte die Füße auf den Tisch. „Fast... ein wunderbares Wort. Fast. Ich möchte, dass dieses Wort verboten wird. Es bringt die Menschen dazu, es immer wieder zu versuchen, immer wieder zu versagen, bis sie eines Tages sterben. Und nicht nur normal sterben, sondern im Versuch, etwas, das „fast“ geschafft wurde, hinzubekommen.“

Ich stand auf. „Weißt du, Ja-Lib. Irgendwie nervt mich dieses ganze Geseiere. Sprich dich ruhig aus, aber jammer nicht so rum. Die Leute brauchen deine Kraft, weil du der Stärkste bist, den sie kennen. Wie sollen sie denn sonst weitermachen? Sollen sie aufgeben?“ Ich zeigte aus dem Fenster. „Menschen wie du halten sie am Leben. Du bist eine Sonne, die sie nie gesehen haben.“

„Sonne“ sagte er. „Sonne, was für ein Blödsinn. Als ob wir hier unten wissen, was eine Sonne ist. Vermutlich ist das Ding, diese Kugel am Himmel, die „draußen“ existieren soll, zu hell und zu heiß für uns und genauso fühle ich mich. Weißt du, dieser Feuerball aus dem Mund des Drachens, der hat mir etwas gezeigt: Hitze und grelles Licht verträgt sich nicht mit unserem Leben. Wir sind nicht dafür geschaffen, draußen zu existieren. Und der Drache, nun ja, wir alle wissen, dass das Ding, gegen das wir kämpfen, nicht der echte Drache ist, nur ein Symbol, nur ein Abkömmling des großen Drachens, der vor 347 Jahren unsere Welt übernommen, erobert hat und dass das, was wir hier haben, eines seiner Kinder, Nachkommen ist. Ein echter Drache ist nicht nur 5x so groß wie ein normaler Mensch, so wie ich es bin und selbst 5x so groß ist gigantisch für mich. Überlege es dir, Neru, was du den Menschen hier unten antust, in dem du ihnen Dinge in den Kopf pflanzt, die sie nie wirklich ausarbeiten können.“

„Ausarbeiten?“ fragte ich, „meinst du, die Leute sollen mit Gedanken arbeiten? Dafür sind sie nicht geschaffen. Ich bin dazu da, sie am Leben zu halten, ihnen zu zeigen, dass du das Licht bist, ein Held, auf den sie sich verlassen können, wenn alles andere versagt. Ich glaube, dass du dein Bild in der Öffentlichkeit falsch auffasst. Du bist kein Lehrer, du bist ein Ideal. Du bist ein Ritter in goldener Rüstung, ein Superheld, einer jener Lebewesen, die wir in den Comicheften verehren lassen. Aber ich weiß... dass du das auch weißt.“

Ich hatte genug vom Bauchpinseln. „Was willst du? Wieso also hast du dich den Fragen der Öffentlichkeit nicht gestellt?“

Er zuckte mit den Schultern. „Ich bin nicht in der Lage, vor Menschen zu treten. Irgendwie hast du schon Recht. Wenn ich ein Held, ein Ideal bin, so dürfen sie nicht wissen, wie ich im Moment aussehe; nicht wie ein strahlender Held, sondern wie ein Häuflein Fleisch und Knochen, weniger glorreich als sonst wie.“

Ich schüttelte den Kopf. „Ein Ideal ist doch nicht körperlich perfekt, Ja-Lib. Der Geist eines Ideals ist stärker als sein Körper. Sein Glauben macht einen Ritter zum Ritter, nicht sein blendendes Aussehen. Ich habe Vertrauen in dich, und ich bin so wahnsinnig stolz auf dich.“

Er starrte mich an und ich zurück. „Ja, ehrlich. Du hast die Leute da draußen in der Zeit, die du im Krankenhaus verbracht hast, noch mehr inspiriert als vor dem Kampf, als sie deine Trainingsfortschritte zeigten, wie du mit überlebensgroßen Automaten gekämpft hast, verletzte wurdest, weitergemacht hast. Sie haben deine Menschlichkeit



gesehen bei diesem Kampf und deinem Ideal gegenüber haben sie genau gewusst, dass du kein Überwesen bist, nur ein menschlicher Paladin, „nur“ dieses dumme kleine Wort, denn nur ist mehr als das, was sie je sein werden. „

„Was soll ich denn tun?“ fragte er mich. Wir hatten lange geschwiegen, auf den Boden geschaut; ich musste dafür sorgen, dass meine Worte auf guten Boden trafen und hatte ihn grübeln lassen.

„Was du tun sollst? Ich weiß. es nicht. Aber die Menschen wollen deine Stimme hören und dich sehen. Ich kümmere mich darum.“

Einige Stunden später, nachdem ich mich verabschiedet hatte, ihn empfohlen hatte, sich auszuruhen, war er verschwunden.“ Neru atmete unsicher aus.

„Verschwunden?“ fragte Jablowski. Neru nickte. „Hat sich in Luft aufgelöst. Ich habe bei ihm, also vor seiner Wohnung und was geschieht? Sein Butler, ich meine, sein Haushälter öffnet die Tür und begrüßt mich. „Der Herr ist in seinem Schlafgemach. Ich werde schauen, ob er zu sprechen ist.“ Ich warte auf ihn, als der alte Mann zurückkommt, den Blick gesenkt, als hätte er was zu verheimlichen; er traut sich nicht, mir in die Augen zu schauen. „Ich bin mir nicht sicher, was ich tun soll, Herr Pasol, denn ich weiß. nicht, wie ich Ihnen das sagen soll.“ Ich dränge mich an ihm vorbei, in das Zimmer, das Ja-Lib immer als sein Allerliebstes bezeichnet hat (liegt nicht unzufällig an der Tatsache, dass er sehr viele weibliche Fans hat, Frauen stehen nun mal auf den jungen Mann) und sah: nichts. Das Zimmer sah noch immer so chaotisch-liebenswert aus, wie man es im Fernsehen einst gesehen hatte, aber es war leer. Da war kein Ja-Lib, auch der Schrank mit seinen Kleidungsstücken stand offen und einige Teile waren nicht mehr vorhanden.

„Er hat einen Koffer genommen, Herr Pasol“ sagte der alte Mann und nickte mir zu. Ich schüttelte den Kopf „Wie meinst du?“

„Herr Ja-Lib ist heute morgen nicht zum täglichen Termin aufgestanden, hat nicht seinen morgendlichen Tee getrunken. Ich habe mir Sorgen gemacht. Sie wissen, auch wenn er sehr beschäftigt ist, mit Fans, dann kommt er dennoch jeden Morgen in die Küche, trinkt einen Tee und geht dann trainieren. Hat der Unfall mit dem Drachen etwas damit zu tun, dass er verschwunden ist?“

„Wer weiß, wer weiß. Hat er irgendetwas hinterlassen?“

Der Alte kratzt sich das Kinn. Ich kenne ihn auch schon seit über 20 Jahren, er war der Hausmeister des Waisenhauses, in dem Ja-Lib die ersten 15 Jahre seines Lebens verbracht hatte, nachdem seine Eltern, wer auch immer diese waren, sich nicht im Stande gesehen hatten, ein Kind aufzuziehen. Auch wenn das heutzutage einfacher ist, aber damals, nur 35 Jahre in der Vergangenheit, da sah es...schlecht aus.“

„Die Unruhen in den letzten 50 Jahren, ja ja“ Jablowski nickte zerstreut, „keine Zeit für Systemkritik.“

Neru lächelte kleinlaut. „Natürlich, Herr Oberst. Meine letzte Frage war an den Alten gerichtet gewesen und während er noch immer grübelnd da stand und ich unsicher war, ob er ernsthaft nachdachte oder... das nur spielte, sah ich auf dem Tischchen, das neben Ja-Libs Bett stand, ein Stück Papier. Ich ging die paar Schritte bis zum Bett und nahm mir den Zettel. Ich bin danach sofort hier hergefahren. Hier“ er griff in seine Brusttasche und zog ein Stück Papier hervor, „ist es.“

Er reichte es dem Oberst. Das Dokument wurde ihm brüsk aus den Händen gerissen und Neru war sich sicher, dass die Sache weitere Auswirkungen haben würde, als er sich jetzt vorstellen konnte.

Sein Gegenüber setzte sich wieder an seinen Schreibtisch, legte den Zettel vor sich und las. Neru vermisste in diesem Raum das jetzt plötzlich immer poetischer werdende Halbdunkel der Welt da draußen; das Licht um in herum begann, eine gleißende, ja schon schmerzhaft intensive Intensität anzunehmen, die sich in jeder seiner Nervenzellen zu bohren schien; er hasste es, hier zu sein. Ja, er hasste sogar, nur jetzt, in dieser Situation, die ganze Sache mit dem Drachen, seine Arbeit als Polit-Offizier und Wissenschaftler; Wissenschaftler, lachhaft. Er wollte zurück in sein kleines Labor, wollte sich um die Möglichkeiten kümmern, Menschen zu helfen; seine Ruhe haben.

„Stellen Sie eine Gruppe zusammen. Suchen Sie Ja-Lib. Bringen Sie ihn zurück.“

Diese Worte prasselten auf Neru, prallten ab, erzeugten Echos um ihn herum, die Neru nur schemenhaft wahrnahm; wie ein Schock, der sich erst nach der Realisierung in den Zusammenbruch... „wie, Herr Oberst? Was soll ich...?“

„Ein Team. Gehen Sie hinunter. Sie und einige andere Leute, die Sie für fähig halten, in der Tiefe längere Zeit zu überleben. Bringen Sie Ja-Lib zurück.“

„Herr Oberst, ich...“

Der alte Mann trat näher. Neru konnte das schlechte Parfüm riechen, für das sein Vorgesetzter bekannt war, eine Mischung aus Altmetall vermischt mit dem dumpfen Geruch vergammelter Blumen; eine Notwendigkeit im Alter, wenn der eigene Körper anfängt, noch schlimmer zu riechen. Er versuchte sich abzuwenden, aber Jablonskis Augen folgten ihm. Er packte Neru bei den Schultern, zerrte ihn förmlich nach oben, starrte ihn an. „Herr Pasol. Ich kann verstehen, dass Sie nicht glücklich mit dieser Sache sind. Aber das“ er drehte sich um, deutete auf den Brief, „das ist wichtiger als ihre kleine Furcht, kleiner als mein Ruf, kleiner als die Dinge, die die Menschen da draußen zu tun haben. Das hier ist lebensnotwendig, genauso wie die Arbeit der Techniker, die versuchen, die Welt, in der wir seit 347 Jahren leben müssen, am Leben zu erhalten oder die Wissenschaftler, Sie sind ja selbst nun einer, die uns mit Nahrung aus der Retorte versorgen oder die Leute, die sich um den ganzen Rest kümmern. Ja-Lib ist mehr als der ganze Rest und auch das müssen Sie begreifen. Ohne den Jungen gehen wir unter. So einfach ist das.“

Er ließ Neru los, der wie befreit für die Schwerkraft nach unten sackte. Er fühlte, wie sich seine Eingeweide versuchten, einen Weg nach draußen zu bahnen; erfolglos.

„Herr Oberst, ich...“

„Kümmern Sie sich darum. Stellen Sie ein Team zusammen. Und machen Sie schnell. Ich möchte nicht, dass irgendjemand davon Wind bekommt. Sie sind ein Profi, wenn es darum geht, Leute zu manipulieren: Hier wird aber mehr verlangt. Wir alle, wir müssen von Ihnen verlangen, dass Sie mit einigen Menschen, denen Sie vielleicht nicht vertrauen, nach unten gehen. In die Tiefe, dorthin wo Ja-Lib seine „Erlösung“ sucht.“ Er hielt den Zettel in der Hand, seine Brille fest auf die Nase gedrückt; erschien er jetzt mehr als sonst wie ein Anführer, ein Krieger-Philosoph, dennoch war er nur ein alter Mann. „Der Drache ist nicht von Menschenhand besiegbare“ las er vor, „deshalb muss ich mehr werden als ein Mensch. Ich habe andere kennengelernt, im Krankenhaus, die mit mir gehen. Wir gehen in die Tiefe. Es gibt eine Sage und wir alle wissen, dass diese einen wahren Kern haben müssen. Folgen Sie mir nicht. Ich werde wiederkommen und ein Held sein. Herr Pasol, Neru, ich bitte Sie inständig, diese Sache geheimzuhalten. Geben Sie mir Zeit, geben sie uns Zeit, mir und meinen Freunden. Wir sind bald wieder zurück.“

Neru zuckte mit den Schultern. Er kannte diesen Brief schon fast auswendig. „Ich habe den Brief schon zu oft gelesen, Herr Oberst.“

Dieser nickte. „Können Sie sich vorstellen, was passiert, wenn diese Info in die falschen Hände gerät? Nein. Das können Sie nicht. Ich kann es. Deshalb sage ich Ihnen noch einmal: Bauen Sie ein kleines Team auf, dem Sie vertrauen und folgen Sie Ja-Lib. Sie waren bereits da unten, haben überlebt und sind wieder hierhergekommen.“

„Ja, ich habe... überlebt“ flüsterte Neru, „aber überleben zu wollen reicht nicht da unten.“

V.

Der Weg durch den Wald war um diese Zeit, während der Mond und die wenigen Sterne, deren Licht es durch die hohen und düsteren Wipfel schafft, ein Zeichen für die Bewegungen waren, sehr lang und mühsam. Er drehte sich noch einmal um, sah im Hintergrund noch das Glühen des Feuers. Er zuckte mit den Schultern. Diese Sache fühlte sich so unecht an wie das Bild eines bizarr verformten Menschen, der andere Menschen frisst. Es war nicht normal.

„Wir könnten ihn...“ sagte einer der Männer, den er als Oska identifizierte. Man hatte sich nicht förmlich vorgestellt, dafür war die Zeit zu knapp und die Männer zu ungeduldig und die Frau namens Liara hatte entschieden („Ich entscheide, was richtig oder falsch ist“) ihn mitzunehmen. Wieder erhob Liara die Stimme. „Natürlich könnten wir ihn

mitnehmen und einen guten Preis für ihn verlangen... aber ich bin ihm etwas schuldig und deshalb wird er nicht, ich wiederhole, nicht angerührt. Sagen wir so“ sie drehte sich während des Gehens um, als hätte sie noch Augen im Hinterkopf; „er gehört mir“ Sie lächelte ihn an, wandte sich wieder in Gehrichtung und die Gruppe schwieg wieder. Oska stieß Olaf an und grinste. „Los, sag was, Fremder.“

Er wusste nicht, was er sagen sollte. „Wo sind wir eigentlich?“ fragte er. Erneut lachten die Männer. Er wusste nicht, was daran so lustig gewesen wäre. „Du, werter Fremder, dessen Leben gerettet wurde und der du ein Leben gerettet hast... nun gut... du bist im Wald von Askara. Reicht das?“

„Askara, das kenne ich nicht.“ antwortete er. „Namenloser Fremder, ich rate dir, jetzt etwas leiser zu sein. Auch wenn die Männer hier lustig sind und über dich reden, so sind wir noch immer im Wald, im Wald von Askara. Hier lauern Gefahren.“ meinte Liara leise. Die Männer schwiegen nun auch und jeder Schritt wurde mit sichtlichem Ernst kontrolliert durchgeführt. Er fühlte, wie sich die Panik in seinem Nacken aufbaute. Er hörte leises Rascheln in den Büschen um sie herum. Da, war da eine Bewegung. Er wirbelte herum. Nein, die Männer waren noch immer konzentriert, kein Blick ging nach oben, sie starrten auf den Boden, als wäre dort eine Schnur, die sie durch ein verwirrendes Labyrinth führen würde.

„Theseus“ flüsterte er. Es klatschte und eine Hand, winzig und stark hatte sich über seinen Mund gelegt. Er schaute auf. Liara schüttelte den Kopf. Ihre Augen brannten, Zorn und das Erleben bodenloser Dummheit konnte er daraus lesen. Er hob beschwichtigend die Augen. Die Männer waren stehengeblieben, begannen, einen Kreis zu bilden. Er fühlte, wie jemand seinen Nacken packte und ihn zurückzog. Jemand gab ihm ein Schwert, es fühlte sich schwer an; der Griff alt und vergammelt, die Klinge scharf und dumpf; er hob es auf, ließ es einige Male um die eigene Achse drehen, um ein Gefühl für die Kraft dieser Waffe zu bekommen. Er lächelte in sich hinein. Eine Hand schlug ihn auf die Schulter, ein Finger deutete in eine Richtung, vorbei an zwei größeren Büschen zwischen einer Handvoll hochgewachsener Bäume.

Bewegungen wurden sichtbar, erst zögerlich, dann direkt. Die Blätter rauschten, als eine Handvoll Gestalten, Männer, einer größer als der andere in sein Blickfeld rauschten. Ihr Gebrüll ließ die Dunkelheit erzittern. Die Waffe in seiner Hand fühlte sich plötzlich lebendig an, eine Verlängerung seines Willens, ein weiteres Körperteil seines Geistes. Er packte das Schwert fester.

„Hey, Olaf. Noch immer so schreckhaft?“

Die Stimme aus der Gruppe der Angreifer lachte laut. Die Männer, in seinen Augen plötzlich genauso gewandt wie jene, mit denen er durch die Nacht ging, stoppten ihre Bewegung. Misstrauisch betrachtete er das Geschehen. Was war hier los?

Die Gruppe lachte. „Ihr macht soviel Lärm wie eine Gruppe Snalus beim Gehäutetwerden.“

Eine Hand fiel auf seine Schultern. „Hier, ein Neuer. Dieser Mann war anscheinend noch nie im Wald gewesen, bewegt sich wie eine Steinkugel durch eine Gruppe Fledermäuse.“

Sie lachten.

Aus der Gruppe der Angreifer trat ein Mann hervor; die Haare in der Dämmerung leuchtend; ein Auge hinter einer Klappe verborgen, betrachtete ihn das andere mit Misstrauen. „Nun, wer bist du Fremder?“

Er zuckte mit den Schultern. „Er weiß, es nicht, Vater“ Liara ging an ihm vorbei und legte ihre Arme um den Fremden, „es ist jetzt nicht Zeit, Fragen zu stellen. Die Männer, die du zu meinem Schutz abgestellt hast, verbrennen stückchenweise im Feuer einer Gruppe Snalus. Man hätte mich auch fast gefressen, wenn nicht meine Freunde“ sie drehte sich zur Gruppe um, schwenkte ihre Hand über die Menge „und wenn nicht dieser Fremde gewesen wäre. Ich schulde ihm mein Leben. Die anderen bekommen ja sowieso Gold für mein Überleben.“

Die Männer gröhlten laut und er fühlte, wie der Wald auf diese donnernden Stimmen reagierte, wie die Bäume die Wellen des Triumphs widerhallen ließen. „Nehmen wir ihn mit. Er braucht... anständige Kleidung.“

Der Alte nickte. „Gut. Kommt. Es sind nur wenige hundert Schritte bis zu unserem Lagerplatz. Dort werden wir sehen,

ob wir nicht etwas Anständiges für den Fremden finden.“

Langsam gingen die Leute weiter und er konnte sich nicht beherrschen, sie nicht anzustarren. Es ging einfach nicht. Er musste hinschauen. Der alte Mann, mächtig in Aussehen und Bewegung, richtete hin und wieder seinen Blick auf ihn, als ob er ihn prüfen wollte, oder schlimmeres. Dieses eine verbliebene Augen brannte sich förmlich in seinen Kopf hinein, versuchte, die Gedanken des Fremden zu beleuchten, vergeblich. Der Alte schüttelte den Kopf.

Er wusste nicht, wie lang sie durch die Finsternis gingen. Es fühlte sich alles ähnlich an, die Bäume, die ihn streiften, die Büsche, die um ihn herum rauschten oder das Gras, Holzstücke, die knackend seiner Fähigkeit, still zu sein, Lügen straft. Er fühlte sich verloren.

Eine Hand packte die seine. Er blickte auf Liara. Sie lächelte. „Nur noch wenige Augenblicke, dann sind wir in Sicherheit“ flüsterte sie, kaum hörbar hinter dem Rauschen des Bluts in seinen Ohren. Er nickte.

Wie eine Blinde, die einen Sehenden in tiefster, schwärzester Nacht durch die Welt führt, in Fähigkeiten ihm übergeordnet, so waren auf ihre Bewegungen sanft und doch zielgerichtet. Er musste sich fragen, wer hier wen retten musste. Dabei kam ihm erneut das Geschehen in den Sinn und er wunderte sich. Woher kannte er diese Bewegungen, den Zeitpunkt des Angriffs, wie konnte er die Schwachstelle im Stil des Snalus erkennen und erfolgreich kontern?

„Wir sind da.“ sagte der Alte und deutete nach vorn. Aus der dunklen Wand bohrte sich eine hellere Ebene hervor, der Geruch von Feuer begann langsam seine Nase zu kitzeln und er musste sich beherrschen, nicht zu niesen. Metallene Bewegungen um ihn herum, das Klappern von immer lauter werdenden Schritten, leichtes Quietschen, das eine Art Tür andeutete, die geöffnet wurde. Und tatsächlich. Die Wand vor ihm wurde zur Seite geschoben und das Feuer und die Menschen zur Realität. Er wusste nun, wo er war. In einer riesigen Wagenburg glimmte noch immer Reste eines abendlichen Feuers. Sie traten ein. Er schaute sich weiter um. In den Wagen, die mit Gittern besetzt waren, blickten ihn Augen an, Gesichter, ausgezehrt, schwach; er erkannte Ketten, die um ihre Hälse gelegt worden waren. Sklaven also. Er erinnerte sich.

Eine Hand fuhr auf seine Schulter. „Fast wärest du auch dort gelandet.“ Er drehte sich um. Der Mann namens Olaf lächelte milde. „Aber du bist das Spielzeug von Liara geworden. Ich meine, es gibt schlechtere Schicksale.“ Sein Lächeln war falsch; er konnte dies erkennen. Nur ein lächelnder Mund, keine lächelnden Augen. Er nahm sich vor, weiterhin so vorsichtig zu sein wie... nun ja, seit er eben erwacht war. „Hey Namenloser, wie gefällt dir unsere Behausung?“

Er lächelte. „Es ist nett, Liara.“ „Nett? Das ist eine großartige Behausung. Zumindest nicht schlecht, hier im Wald von Askara.“ Er zuckte mit den Schultern. „Es... ich kenne mich nicht aus.“

Sie führte ihn zu Feuer. „Hunger?“ Er nickte. Sie nahm einen der Stöcke, die in der Asche steckten, zerrte kurz daran und hielt bald ein Stück Fleisch in Händen. Sie putzte es nur kurz ab und reichte es ihm. Noch nie, er konnte sich eh nicht erinnern, hatte er eine solche großartige Mahlzeit. Das Fleisch war grandios. Man warf ihm aus der Dunkelheit einen weichen Sack zu. „Wein. Trink. Fleisch ohne Wein ist wie ein Mann ohne Weib. Erträglich, aber nicht gerade gut.“ Er nickte dem unbekanntem Spender zu. Der Wein schien ihm sehr schwach zu sein, aber er merkte bereits nach wenigen Schlücken, dass ihm das Geradeaussehen schwer fiel, wie die Aufregung des Tages und der Alkohol seine Gedanken in eine Richtung schob, die er nicht wollte: Bisher hatte er die Zeit mit Überleben verbracht, versucht, sich in eine Rolle, in eine Position einzulassen, aber genau jetzt brach es zusammen. Ihm wurde schwarz vor Augen und seine Gedanken verstummten. Nur wenige Augenblicke später fühlte er, wie Hände ihn packten, wie seine Füße über den Boden streiften, doch alles ohne Gedanken, ohne ordnendes Gefühl. Er hörte Worte in der Sprache, die er bereits gesprochen hatte, ohne überhaupt zu wissen, ob er einer von ihnen war. Es waren schlechte Gefühle, denen er sich aussetzte, hier, wo die Stärke der Kontrolle seiner Gedanken nicht mehr vorhanden war. „Du hast mir versprochen, dass du nicht fliehst.“ „Ich musste. Das weißt du.“ „Und fast hätten dich die Snalus verspeist.“ „Das wäre es wert gewesen, Vater.“ „Sicher“, er lachte, „ich habe gehört, dass du geschrien hast.“ „Nur ein Zeichen meiner Stärke, Vater. Der Fremde...“ „Ja, ich werde ihn, nur für dich, nicht als Sklaven verkaufen. Bleibst du dafür dabei, bis wir nach Somorant kommen?“ „Ja. Aber dann gehe ich meine eigenen Wege. Und ich nehme den Fremden mit.“

„Als der vierte Tag noch immer kein Licht brachte, wussten sie, dass etwas geschehen war. Die Kinder in den Betten weinten sich in den Schlaf und auch die Erwachsenen, die viele Jahre älter waren, standen atemlos und zitternd an den Fenstern und starrten nach draußen. Die Energie, die für die Menschheit so überlebenswichtig, übergroß geworden war, verschwand. Draußen tobten die Stürme, die der große Drache mit seinen mächtigen Flügeln ausgelöst hatte; ließen die ganze Welt erzittern; trennten Dächer von den Häusern und jede Form von Pflanzen aus der Erde. Die Welt wurde immer leerer. Mit jedem Tag verschwand mehr.

Noch immer fragten sich die großen Wissenschaftler, woher das Wesen gekommen war. Der Himmel hatte plötzlich, im schönsten Sonnenschein, einen Riss bekommen, hatte gebebt. Aus dem Riss wurde ein Loch, durch das sich erst ein bizarrer Kopf, mehr Echse als alles andere, mit mächtigen Hörnern lehnte, sich umschaute und dann ein Gebrüll ertönen ließ, das den Planeten in seinen Grundfesten erschütterte.

Die Arme und Beine, sogar die Flügel, waren von so unglaublicher Größe, dass wir, die Menschheit, erst, spät, den Drachen angriffen, als er schon über unserer Welt war wie ein Feuer, das alles auslöscht. Wir nutzten alles, jede Form von Waffe, die wir in den letzten Jahrhunderten erfunden und zu unserer eigenen Vernichtung benutzt hatten. Doch nichts half gegen das übermächtige Wesen.

Selbst die Benutzung der großen Bomben, die noch immer in den Lagerhallen der alten Länder gelegen hatten, unverändert; auch sie halfen nichts. Und mit jeder Explosion wurde ein Stück der Menschheit vernichtet, aber der große Drache kümmerte sich nicht darum. Er war unverwundet. Er flog um die Welt, als wären wir, die Menschen, nicht real. Und die Menschheit litt.

Dann entschlossen wir uns, zu fliehen. Doch wohin? Wir konnten nicht nach draußen fliehen; unsere Wissenschaftler hatten die letzten Jahrzehnte damit verbracht, sich über Theorien zu streiten, statt die Welten um uns herum zu erforschen oder sogar umzuformen. Deshalb flohen wir nach innen.

Die letzten Wochen der Menschheit auf der Oberfläche unseres einst so schönen Planeten waren angebrochen. Sie alle, Krieger, Wissenschaftler, Techniker setzten sich ein Ziel. Die Welt da unten war in Sicherheit. Große Transportschiffe sammelte die letzten Überlebenden ein, fuhren durch mächtige Tore in den Gebirgen der Welt und waren verschwunden. Erst zusammengedrängt in monumentalen Hallen, dann immer weiter und tiefer in die Erde reichend wurden die Menschen wieder zu Höhlenbewohnern. Und so leben wir, arbeiten wir, erschaffen wir uns eine eigene Welt, bis dereinst einer kommt, der weiß, wie man dieses Wesen, unsterblich oder nicht, in seine eigene Welt zurückbringen kann.

Woher es kommt, weiß keiner. Was es will, ebenso wenige Personen. Aber wir wissen, dass es von einer Aura umgeben ist, die alle Formen von Energien in sich aufnehmen kann und so ist es müßig, festzustellen, dass ein erneuter, großer Angriff, erfolgreich sein wird. Deshalb leben und arbeiten wir im Halbdunkel unserer Lampen und auch wenn die Sonne nicht über uns scheint, so werden wir sie doch nie vergessen, werden unsere industriell gewachsene Nahrung essen, so schlecht wie sie auf schmeckt, werden kämpfen für den einen großen Tag, an dem wir wieder das Licht der Welt sehen werden.“

„Das ist ein so schlechter Propagandatext, Neru, da kommt mir das Kotzen.“

„Ein Kinderbuch, aber du hast Recht. Leider kann man damit nichts weiter machen, als es weiter zu verbieten. Ja-Lib ist an ein Exemplar gekommen und... sonst hätte ich dich nicht geweckt... ist verschwunden.“

„Was will er denn überhaupt mit seinem Verschwinden bezwecken?“

„Rede über ein Kind und du weißt nichts über die Gründe seiner Entscheidungen. Ja-Lib ist so ein Kind im Körper eines ausgewachsenen Mannes.“

Neru lehnte sich zurück, fühlte das leichte Zurückschwingen der Rückenlehne seines Sessels. Er war still. Im Hintergrund hörte man das Rauschen irgendeiner Toilette, die in einem Stockwerk über ihm ausgelöst wurde. Er hatte das Konzept von Mehrfamilienhäusern nie verstanden, aber ihm war bewusst, dass sie nötig waren. Der Platz war begrenzt und, er hoffte, er würde dies nie einem anderen Menschen sagen müssen, Luxus war eine Sache, die man sich leisten konnte, aber nicht musste.

„Salara, was hältst du denn nun davon?“ Sie blickte auf. „Du brauchst eine bessere Wohnung. Du könntest dir sogar eine größere leisten. Mit mehr Licht, als du dir vorstellen kannst.“

„Das hat nichts mit der Sache zu tun. Ich muss ein Vorbild sein. Woher sollen die Leute sonst ihren Glauben nehmen, dass wir alle gleich sind? Nein, ich meine, was tun wir? Jablonski hat mir befohlen, ein Team aufzustellen.“

„Jemand einen Tee?“ Sie blickten auf. Nota Pasol stand mit einem Tablett in den Händen in der Tür, immer lächelnd, die perfekte Gastgeberin. Neru wusste, dass unter ihrer sanften Oberfläche ein Vulkan lag, der nur darauf wartete, auszubrechen. Ihr Problem hieß Salara. „Nota, vielen Dank, aber ich muss...“ „Papperlapapp, Salara. Nehmen Sie doch einen Tee. Neru wird Sie ja nicht grundlos eingeladen haben.“ Ein feines Zucken durchlief Salaras Gesicht. Neru erkannte, dass sie sich jede Sekunde unwohler fühlte. Er bereute seinen Schritt, sie eingeladen zu haben, aber wo hätte er sie denn sonst treffen sollen? Es ging hier nicht um irgendein Beziehungsgeschwafel, um Ehebruch oder Ähnliches. „Sie will keinen Tee, Nota. Wir besprechen hier Geschäfte.“

Sie drehte sich brüsk um und schlug die Türe zur Küche hinter sich zu. Neru zuckte mit den Schultern. „Frauen.“ Dafür erhielt er einen Schlag auf die Schulter. Er blickte auf. Salara funkelte ihn böse an. Er seufzte. „Denkst du, Sie weiß., dass wir nichts mehr miteinander haben? Sie weiß. es. Aber sie glaubt mir nicht. Selbst wenn wir uns auf der Straße begegnen würden, würde sie eine Panikattacke bekommen und mich auf die andere Seite schleifen, weit weg von dir.“

„Sie hat schlechte Erfahrungen gemacht, kannst du ihr das Verhalten übelnehmen? Was soll ich denn sagen? Immerhin hätten wir beide ja geheiratet.“

„Oh Mann“, Neru lehnte sich wieder zurück und das Knarren des Stuhls war heftiger als vorher. Er entschloss sich, einen neuen zu ordern, falls er die Sache überleben sollte.

„Reden wir von was anderem, in Ordnung?“ Sie nickte.

„Jablonski will, dass wir ihm folgen. Und seine Bewegungen, wie wir sie erfassen können, sprechen ein böses Wort aus Abschnitt G13.“

Stille. Im Hintergrund erneut eine Toilette, weiter vorn im Soundteppich das wütende Gerede von Nota, die vermutlich gerade ihre Freundinnen anruft und von den schlimmen Dingen, die ihr Gemahl da vorhat, erzählt. „G13?“ Salaras Augen sind geschlossen und Neru möchte wissen, was sie in ihrem Inneren betrachtet. Er glaubt, es zu wissen. „Ist das wirklich nötig?“ fragt sie. „Ja. G13. Die Tiefe.“ „Scheiße.“

„Ja, da hast du Recht, Salara.“ Neru rieb sich die Augen. Das Licht heute war zu viel für ihn gewesen, er sehnte sich danach, im Dunkel der schattenlosen Ecken zu verschwinden, aber die Tiefe... das war schon zu hart.

„Und du willst, dass ich mitkomme.“ sagte Salara mit fragendem Unterton. Neru konnte nicht anders als zu nicken. Beide schwiegen. Neru konnte hören, wie unter dem Boden, 15 Stockwerke unter ihnen beiden die Bahn herumrumpelte, wie jeden Tag 20 Mal, jede Stunde einmal. Er fragte sich, wie man früher die Zeit gemessen haben mochte. Er zuckte mit den Schultern.

„Die Tiefe. Scheiße. Wir sind damals nur mit sehr viel Glück herausgekommen.“

„Ja, ich weiß. Ja-Lib ist wichtig. Vielleicht die wichtigste Person hier?“

„Und wenn er entführt wurde?“

„Von wem denn?“ fragte Neru. Salara stoppte in der Bewegung, etwas unpassendes zu sagen, er konnte das sehen. „Nicht der Rede wert“, sagte er. Sie sah noch immer zu gut für diese Welt aus und Neru ertappte sich dabei, dass seine Gedanken abschweiften, weg von dem Projekt, wie aufregend, nein, gefährlich es war.

„Konzentrier dich, Neru“ Salara schüttelte den Kopf. „Ich seh doch, dass du wieder abgelenkt bist. Soll ich gehen?“

Er stand auf und ging zum Fenster, betrachtete seine Spiegelbild, im Hintergrund die wenigen Lichter, die um diese

Uhrzeit brannten. „Was ich noch immer faszinierend finde, Salara, ist der Umstand, dass trotzdem wir kein natürliches Licht mehr besitzen, wie die Sonne, von der wir gehört haben... jedenfalls ist es interessant, dass wir noch immer an den alten Bezeichnungen Tag und Nacht hängen. Nur die Leute, die in Schicht arbeiten, arbeiten in der Nacht und doch... da ist kein Unterschied. Nur die Unterhaltungsmedien spielen unterschiedliche Dinge.“

„Wovon sprichst du, Neru?“ Salara klang genervt. Neru hob die Arme. „Ach ich weiß, auch nicht. Es ist alles Scheiße. Große Scheiße. Ich wollte hier mit meiner Familie ein normales Leben führen, wie du auch. Ich wollte meine Tochter großziehen, versuchen, dass sie ein gutes Leben führt, hin und wieder einen vergeblichen Kampf anschauen, wenn wieder ein Idiot sich in die Klauen des unausweichlichen Todes stürzt... ich wollte alt werden, vielleicht sogar 50 Jahre alt, und dann wollte ich sterben und meine Seele ins große Reich da drüben transportieren lassen. Statt dessen... bin ich hier, habe mein Leben damit verbracht, Dinge zu suchen, die keiner verloren hat, meine Tochter wächst bald ohne ihren Vater auf, weil ich schneller weg sein werde als Pilzpaste vor einer Horde hungriger Kinder... ich bin einfach unzufrieden. Entschuldige, dass ich dich damit störe, Salara. Leider... ist Ja-Lib so verdammt wichtig.“

„Wichtig? Wichtig dabei, den Status Quo beizubehalten. Wichtig, dass die Leute hier unten wie Ratten aufeinander hocken, sich fortpflanzen, statt mal wieder einen Blick auf die Oberfläche zu riskieren und sich ein Bild zu machen, ob es tatsächlich so schlimm aussieht, wie man es vor... oh ja... über 300 Jahren verlassen hat.“

„Salara... das grenzt an Blasphemie!“

„Nein, das ist Menschenverstand. Sind wir wirklich so dumm und einfallslos, dass wir alles 1:1 übernehmen, was man uns beibringt? Anscheinend schon.“

Neru fühlte sich leer. Er deutete nach draußen. „Das hier ist die Realität, Salara, nicht irgendein Glaube, an den du nicht glaubst. Denkst du, wir leben hier unten aus Freude, essen und trinken, was die Fabriken herstellen? Ich würde wirklich gerne erleben, wie es ist, die Sonne zu sehen...“

„...die würde dich verbrennen, wenn sie existieren würde...“

„an die ich mich gewöhnen würde. Wir sind Menschen, Salara, keine Tiere, die unfähig sind, an andere Umstände zu gewöhnen. Nein, das ist auch nicht ganz richtig. Wir sind eingeschlossen in diese Welt. Und Ja-Lib hat sich entschlossen, seine Umgebung zu verlassen und in die Tiefe zu gehen. Warum auch immer. Eigentlich sollte mich die Sache nicht kümmern. Er kommt eh nicht weiter als G9. Aber er ist ein Krieger, die Soldaten sind vermutlich Fans, lassen ihn vielleicht durch. Ich weiß, auch nicht. Er hat 2 Tage Vorsprung. Wir müssen schnell sein, Salara.“

Sie lehnte sich zurück und Neru versuchte zu ergründen, was sie fühlte.

Sie kannten sich beide seit Jahren, aber in diesem Augenblick hätte er gerne gewusst, was sie über ihn dachte und besonders, ob sie noch immer so verliebt in ihn war wie er in sie und ob die Expedition...

„Okay, ich mache mit. Aber... ich brauche Sicherheiten. Ich habe Leute zu ernähren und sollte ich sterben, dann weiß ich nicht, was ich mit ihnen machen soll...“

„die Standardversorgung...“

„... die reicht doch vorne und hinten nicht, Neru. Schau dich doch um...“

Er schaute sich um und nickte. „Eine winzige Wohnung in einem Tausenderblock, Lebensmittelscheine...“

Sie nickte. „Das ist kein Leben. Du hast etwas besseres als die anderen und ich auch, dank meiner Reputation als Expertin für die Tiefe, aber wie sollen meine Eltern und Geschwister leben? Sollen sie untergehen, nur weil ich so blöd war, mich erneut einem Risiko auszusetzen, was nicht wirklich nötig war...“

„Aber...“

„Aber was? Ja-Lib interessiert mich einen Dreck, Neru. Diese widerwärtige Ausnutzung der menschlichen Angst und der

Gier nach Rache gegenüber einem Drachen, der es wie auch immer hier herunter geschafft hat; diesem Ding die Unmöglichkeit auferlegen, wieder nach oben zu kommen. Vielleicht haben wir es nicht mehr verdient, nach oben zu gehen. Hat man uns vertrieben oder sind wir freiwillig hier nach unten gegangen, weil wir...“ sie zuckte mit den Schultern, den Blick zornig auf Neru gerichtet.

„Ich werde das regeln, Salara. Ich freue mich, dass du mitkommst. Ohne dich wäre es... gefährlicher für uns alle.“

„Und wer kommt noch mit? Ich meine: 2 Leute, die nach unten gehen, bedeutet, dass 1 zurückkommt.“

„Ich weiß. noch nicht, Salara. Ich werde mit Jablonski reden. Wir brauchen einige Leute mit Erfahrung im Kampf und auch Techniker, die sich mit der alten Technik auskennen. Weißt du noch? Dieser Techniker, Zwokas? Der sich einbildete, durch das Fernsehen genug technische Daten aufgenommen zu haben, dass er sich ohne Probleme bis nach G13 durcharbeiten könne?“ Ihr Blick war starr und er fühlte, nur durch ihre Mimik, dass sie sich fürchtete. Sie hob ihre Hände, zitternd... „ich bräuchte jetzt einen Tee. Einen starken Tee. Irgendwie muss ich jetzt wieder damit anfangen.“

## VII.

Was ihn erwachen ließ, wusste er nicht mehr. War es das Rumpeln von Rädern in der Finsternis um ihn herum, das dumpfe Hämmern auf dem Grund, über den die Wagen fuhren oder war es der Geruch von Feuer und Rauch in seiner Nase. Er schlug die Augen auf. Die Welt um ihn herum war grau und nass, er versuchte sich den dumpfen Schlaf aus den Augen zu reiben, doch... das war nicht möglich. Er schüttelte den Kopf und versuchte es erneut. Nichts. „Was ist mit mir?“ fragte er und seine Stimme klang schmerzhaft. Er konnte seinen Mund nicht öffnen, als wäre sein Mund zusammengefügt worden.

Der trocken-kupfrige Geschmack von Blut, der seinen ganzen Mund ausfüllte, ließ die Panik über ihn kommen. Er brüllte, doch seine Lippen waren fixiert; der grandiose Schmerz, der ihn ausfüllte, lag jenseits seiner Fähigkeit, sich zu artikulieren. Etwas übernahm seinen Körper, ließ ihn hin und herkreisen, winden wie ein Insekt, das auf dem Rücken liegt und sich verzweifelt daran versucht, wieder auf die Beine zu kommen. Doch er schaffte es nicht. Sein Mund machte ihn verrückt. Was hatten diese Wahnsinnigen mit ihm getan?

Seine Handgelenke brannten; er konnte, wenn er seine Hände bewegte, ein leichtes Rascheln hören, während das Seil oder irgendein roher Stoff, sich immer weiter in seine Haut rieben. Er bäumte sich auf... als er bemerkte, dass er trotz seiner offenen Augen nichts sah. Er merkte, sie sich seine Augen versuchten, an die andauernde Dunkelheit zu gewöhnen, wie sich Tränen bildeten, den Schmerz aus seinem Körper zu spülen versuchten, nach unten rollten. Winzige Lichter bohrten sich durch die Nacht um ihn herum. Ein Sack, man hatte ihm einen Sack über den Kopf gezogen. Man hatte ihn gefesselt und, er krümmte sich bei dem Gedanken, man hatte ihm den Mund, die Lippen, zusammengenäht. Er musste ein Würgen unterdrücken. Nur in den Mundwinkeln konnte er seine Lippen noch fühlen, bewegen, doch in der Mitte war alles ein Schmerz, Blut, Ohnmacht.

Er schüttelte sich und fühlte, wie sich der Sack, der um seinen Kopf gewunden war, auf einmal an einer Kante, an einem Stück Holz oder was auch immer hängenblieb, wenn er daran vorbeischrämte. Er schloss die Augen trotz der Finsternis um ihn herum, schob seinen Kopf mit dem Sack wieder in die entsprechende Richtung und langsam, nach einem Dutzend Versuche, in denen er alles andere ausblendete, rutschte es immer weiter nach oben, öffnete sein Blickfeld und landete endlich hinter ihm.

Das Licht brannte in seinen Augen, er fühle, wie die Tränen nun ungehindert flossen. Es schmerzte, dieses ungewohnte Licht, mehr als er sich dies hatte vorstellen können. Er schüttelte den Kopf, bäumte sich gegen die ungewöhnliche Umgebung auf, fühlte, wie ihn der Schmerz verließ, wie in Wellen, anschwellend und abklingend. Endlich konnte er sich umschauchen. Es war heller Tag, die Welt um ihn herum hatte Farben angenommen, die er nicht kannte, nicht erklären noch benennen konnte, doch da, hinter dem Vorhang seiner Tränen erwartete ihn das Grauen.

Gebrochene Augen, die ihn anstarrten, Münder, in Schreien geöffnet, die nie entkommen waren aus der sterbenden Hülle, Blut, das am Trocknen war, eine tiefe Wunde im Bauch, in dem noch immer eine Klinge steckte; aufgerissene Muskeln, die sich mit dem Stoff um sie verbunden, eine groteske Form erzeugt hatten. Er versuchte, sich zurückzuhalten, doch er übergab sich und sein Mund gab die Masse aus seinem Mund nicht frei, nur ein wenig entkam



aus den Mundwinkel und aus dem sauren Geschmack erzeugte sich erneut das Gefühl, dass er sich übergeben musste, ein Kreislauf des Ekels. Es verging eine Ewigkeit, bis er sich wieder so unter Kontrolle hatte, sich ablenken konnte. Ein Plan musste her, schnell. Wo bin ich? Seine Gedanken kreisten erneut, wie erst... gestern? in seinem Kopf. Der Geruch überwältigte ihn. Hier stank es nach jahrelangen Folterungen, Schmerzen und Qualen, nach Überbleibseln einer düsteren Vergangenheit. Metall funkelte spröde in den Gitterstäben, die um ihn herum im Licht hinauf in eine tiefe Decke ragten. Die Welt, so er sie erkennen konnte, fuhr an ihnen vorbei. „Ein Wagen.“ Er fluchte. Seine Gedanken setzen ein Bild zusammen. Der Wein, den man ihm gegeben hatte, musste stark oder vergiftet gewesen sein. Er hatte die Wagen gesehen, die in letzter Nacht um das Lagerfeuer gestellt gewesen waren, aber sie waren abgedeckt gewesen, als sollte man nichts sehen. Vielleicht hatte er es aber auch wissentlich ignoriert.

„Sie haben mich ausgetrickst.“ fluchte er. Dieser alte Mann und seine Gruppe und sogar diese junge Frau „Er gehört mir...“ alles Gerede, das sein schwacher Verstand als Zeichen von Zuneigung sehen hatte wollen. Natürlich war sie sehr attraktiv, grob, aber auch leidenschaftlich... zumindest hatte er das geglaubt. Doch nun, in Anbetracht seiner Situation musste er über seine Vernarrtheit fast lachen. Seine Hände waren gefesselt, sein Mund gewaltsam verschlossen, das konnte nur bedeuten: Man wollte ihn verkaufen. Aber wohin? Das Land war ihm so unbekannt wie sein eigener Name, aber die wenigen Fetzen von Wissen, die nicht ausgelöscht worden waren, formten Bilder von Gewalt, Demütigung, Schmerzen und das, nein, das wollte er nicht. Er fühlte, dass sein Weg genau jetzt eine Entscheidung abforderte, die ihn...

Die Wagen stoppten. Der Rauch, der bisher lediglich schwach gewesen war, hatte sich in eine Form verwandelt, die er nun greifen und, so sein Mund ein wenig Luft hineinließ, schmecken konnte. Er sah, dass am Wagen Leute vorbeigingen, aufgeregt nach vorn eilten. Stimmen wurden laut. Klong... jemand hämmerte an einen der Gitterstäbe. Er schüttelte den Kopf. Erneut ein Klong. Er schaute hin. Sie. „Ich hoffe, du nimmst es mir nicht übel, dass wir dich so mitnehmen. Vater meinte, du würdest einen guten Preis abgeben.“ Sie lächelte. Er bemühte sich, sich nicht umzudrehen und ihr den Mittelfinger zu zeigen. Sie lachte, als sie sein Gesicht sah. „Wir tun doch nur alles, um zu überleben. Du hättest dasselbe auch getan, Fremder.“

„Hey, Liara, schau dir das mal an.“ Sie wandte sich ab und folgte dem Ruf. Er legte sich auf den Rücken und begann, wie er es vor Ewigkeiten einmal gelernt haben musste, hin- und herzuschwingen, und genau am Scheitelpunkt die Bewegung durch all eine Kraft zu beschleunigen und rollte zur Seite. Die Gitterstäbe bremsen ihn hart. Er schüttelte sich und schaute nach draußen.

Rauchwolken am Horizont. Die Sonne nur ein Schatten ihrer selbst, schwarze Brocken dampfenden Verderbens vor ihrem strahlenden Gesicht. Verbrannte Häuser, wo sein Blick hinreichte. Der Geruch von brennendem Fleisch in der Nase ließ ihn wieder würgen, aber er wusste, dass sein Mund ein Schlachtfeld war. Aus seiner Kehle kam nur dumpfes Rauschen... „Weiter geht's, wir haben hier nichts zu schaffen. Und macht schnell, sie könnten noch in der Nähe sein.“

Ruckelnd setzte sich der Wagen wieder in Bewegung. Unbeholfen rollte er weiter, krachte gegen einen Baumstamm. Die Leute fluchten. Etwas klirrte hinter ihm. Er wusste, was es war, und was er zu tun hatte.

„Du Esel, wie kannst du nur hier vom Weg abkommen. Hier ist der Weg...“ ein Hieb, „und dort ist der Wald.“ Noch ein Schlag. Ruckeln an den Wänden. „Das sitzt fest, da brauchen wir mehr Leute.“

„Wozu haben wir denn Gefangene?“

Das Lachen ebnete schnell ab. „Wir haben keine Zeit. Schnappt euch ein paar Leute und bringt die Sache wieder in Ordnung. Wir fahren weiter. Ihr solltet euch anstrengen, denn allein auf weiter Flur...“ Grummeln. Dann Pferdegetrappel und leise Stimmen. Eine Tür öffnete sich, Licht bricht einen dicken Streifen aus dem Halbdunkel. „Hier sind nur dieser Fremde und Lang-Sheng.“ „Lang-Sheng? Der ist doch tot, was habt ihr denn...“ „Wir wollten ihn seiner Frau zeigen, bevor wir es ihr...“ „Ihr seid Schweine.“ „Und du ein Feigling. Immerhin hat er mit deiner Schwester...“ „Halts Maul!“ „Siehste, getroffene Hunde bellen!“

„Sheng ist tot? Dann haben wir nur noch den Fremden. Ist der schon wach? Gebt ihm ein paar Tritte und holt mein Messer. Ich habe es, glaub ich, im Bauch von Sheng vergessen“ Sie lachten wieder. Ein Fuß hob sich, um auf den Fremden einzutreten. Eine kurze Bewegung und der Mann fiel, wie von einer unsichtbaren Faust getroffen um, hielt sich den Schritt. Blut strömte an seiner Hose und Hemd herunter. Er blickte noch einmal auf, dann entschwand seine Seele. Im Dunkel des Wagens war niemand zu sehen. „Wo ist er hin?“ fragten sie. „Hey, Oska, was ist los?“ keine Reaktion.

Der erste beugte seinen Kopf hinein. Ein Tritt in seinen Nacken lässt seinen Hals an der Kante der Tür hart aufschlagen und das Knacken wirkt befriedigender als alles in den letzten Stunden. „Verflucht! Er ist...“ Eine Gestalt schoss aus der Tür, ging beim Aufprall in die Knie, wirbelte herum, ein Blitz aus Stahl surrte in der Luft, ein Streifen glitzernden Schmerzes und erneut ein Mann am Boden. Die Gestalt war schneller weg als sie ihren Blick hinausheben konnten.

„Hat man Lang-Sheng zum Leben erweckt?“ fragte Liara, während sie sich die Situation einige Minuten später erzählen ließ. Der letzte Überlebende, ein junger Mann mit dem Namen Sotep aus dem Süden, schüttelte schweigend den Kopf. „Also doch der Fremde.“ Er nickte. Sie packte seinen Hals, drehte seinen Kopf, so dass sie ihm ins Ohr flüstern konnte: „Du erzählst davon nichts. Es war ein Überfall und du hast als Einziger überlebt, ist das klar? Ich werde diesen Wahnsinnigen persönlich zur Strecke bringen.“

Der junge Mann nickte. Liara schaute sich noch einmal um, sprang auf ihr Pferd und ritt davon in die Dämmerung. Der Zurückgebliebene ging auf die Knie und begann zu weinen. Er hielt seine Knie umklammert, versuchte, sich an den Befehl seiner Herrin zu erinnern, doch sein Kopf war leer. Er sah nicht, wie sich hinter ihm der Wald zu bewegen begann.

Liara tobte. Die Äste der Bäume hingen in dieser Gegend des Waldes noch tiefer als sonst, als wären sie erst vor einigen Jahren gepflanzt worden. Doch das war nicht möglich. Sie war schon als kleines Kind durch den Wald geritten, hatte hier gelernt, wie man geflohene Sklaven fand und einfing. „Du musst vorsichtig sein, Liara“, hatte ihr Vater gesagt, „sie sind schnell und gefährlich. Und dennoch: ihre Freiheit versetzt sie in einen Rausch, in dem sie alles ignorieren, selbst die Gefahren, die der Wald ihnen vorsetzt. Nur: ein toter Gefangener bringt kein Geld und wir brauchen das Geld, um zu überleben. Ein junger Gefangener, den wir als Diener verkaufen, als Knecht, bringt vielleicht 20 bis 100 Silberstücke, eine junge Frau allerdings“, er grinste anzüglich, „dasselbe in Gold, wenn sie gut aussieht. Lass dich also nicht wegfangen, meine hübsche Tochter.“ Sie hatte genickt, unfähig, dem Gesagten zu folgen. Zu sehr machte die Jagd ihr Sorgen.

„Er sucht sich vermutlich eine Höhle“, wiederholte sie die Worte ihres Vaters, „Höhlen sehen sicher aus. Höhlen haben meistens nur einen Eingang, den sie überwachen, und wenn sie lang genug gewartet haben und nichts passiert ist, schlafen sie ein.“

Liara ließ ihr Pferd vorsichtig weitertraben, ihren Blick umherschweifen. „Gefangene, die Leute getötet haben, um zu entkommen, sind gefährlich. Sie haben einen Plan. Du kannst niemanden aufhalten, der einen Plan hat. Bringe einen eigenen Plan mit, um sie zu überzeugen.“

Der Wind spielte ein trauriges Lied und dies, zusammen mit den Bildern des brennenden Dorfs ließ sie seufzen. Opasta war immer eine Herberge gewesen und ihr Vater hatte sich dort mehr als einmal betrunken, hatte versehentlich Gefangene freigelassen, um sie hinterher zu jagen. Sie kannte die Gegend gut. Die Horden dieses verrückten Königs Arib, "König? Nicht mehr als ein Bettler mit Krone, die er selbst geschmiedet hat“ brandschatzten jeden Ort, der sich ihnen nicht ergab. Damit kam er meistens durch, die anderen Dörfer und Städte wurden...

Oh, eine Bewegung. Liaras Pferd schnaubte; „shhh“ flüsterte sie in sein Ohr. Vorsichtig, ohne einen Laut von sich zu geben, zog sie das Kurzschwert aus der Scheide. „Du bist kein Krieger auf dem Kriegsfeld, du bist eine Kriegerin im Wald. Eine Waffe muss immer zum Kämpfer und zum Umfeld passen.“

Sie rutschte von ihrem Pferd, glitt zu Boden und robbte vorsichtig bis zum nächsten Busch. Vorsichtig beugte sie einige Zweige zur Seite. Da war er. Der Fremde. Er war auf Knien, die Füße frei von Fessel, „sonst wäre er nicht entkommen, dummes Kind“ den Rücken ihr zugewandt, starrte er ins Innere einer Höhle. Liara grinste. So vorhersehbar, wieder einer dieser dumpfen Kreaturen, die kämpfen kann, aber zu durchschaubar ist. Sie zuckte mit den Schultern. Eigentlich wollte sie ihn für sich haben, aber nun war er entkommen, hatte drei Männer ermordet und dies würde ihr Vater garantiert nicht tolerieren.

Er stand auf, noch immer unaufmerksam, dann ging er einige Schritte und verschwand im Innern der Höhle. Liara hörte ein Lachen aus der Dunkelheit, dann, als wäre es verschluckt worden, erstarrte die Welt um sie herum. Sie wagte es nicht, sich umzudrehen. Das Kurzschwert gepackt, kroch sie vorsichtig nach vorn, in das Gebüsch hinein. Ihr Pferd schrie kurz auf, dann hörte sie, wie es sich aufbäumte, versuchte, sich zu lösen. Doch der Gurt war fest an einen der Bäume gewickelt, so dass sie sich sicher sein konnte, dass sie hier nicht festsaß. Hier in der Dunkelheit, sie fühlte ein Zittern aufsteigen, war falsch, war gefährlich. „Sich zweimal in Gefahr begeben in weniger als zwei Tagen, das ist

dumm“ flüsterte sie; ihre Worte ging im Rauschen von Schritten hinter ihr unter.

„Na, wen haben wir denn da?“ Die Stimme war heißer, brannte förmlich vor Verlangen. Liara wusste, was sie erwartete, wenn sie in die Hände der Männer fiel. Es war ein halbes Dutzend und sie hatten ihren Gestank bereits vor mehreren Augenblicken gerochen. Sie drehte sich um. „Ja“ sagte sie. Die Gesichter der Männer waren mit Stofftüchern bedeckt, standen vor Dreck und Liara war sich sicher, dass sie durch diese Sache noch mehr an Gefährlichkeit gewinnen wollten. Und, man sollte wohl nicht sehen, dass sie... „Geht weg, steckt mich nicht an.“ flüsterte sie, „der Fluch!“ Der größte unter ihnen, fast zwei Köpfe näher am Himmel als die anderen, hob seinen linken Arm und griff in seine Maske. Dann riss er sie herunter. Ein Schrei drängte sich aus Liaras Verstand, doch „ich habe euch schon einmal gesehen. Ihr seid die Verwandelten. Verschwindet hier. Ihr habe hier keinen Platz. Dies ist nicht eure Welt.“

Das Wesen beugte sich zu ihr herunter. „Die Welt der Gräber und der Nacht ist nicht mehr genug für uns, Liebchen.“ Die Bewegungen seines Gesichts waren von so grotesken Ausmaßen, dass sie nicht wusste, wohin sie blicken sollte, also wandte sie ihren Blick ab. Er folgte ihr, griff nach ihrem Schwert. Sie kreischte und ließ die Klinge nach oben sausen. Stahl traf Muskeln, Sehnen, Knochen.

Staubige Hautfetzen flatterten zu Boden. Er lachte. „Euer Stahl kann uns langsamer machen, aber“ Er schüttelte sich. Liara fühlte, wie sich ihr Gesicht verzerrte. Namenloses Grauen machte sich breit, als wäre der Horror einer Kindergeschichte wahr geworden. „Ihr seid die Toten. Ihr habt zu gehen!“ Er grinste. Sein Gesicht sprach vom Tod, ein Urteil, dem sie sich nicht ergeben wollte. Die anderen Wesen, bis vor wenigen Augenblicken stumm und starr, traten näher. „Es ist Zeit, uns zu folgen.“ „Wohin?“ Ihre Stimme war nur noch ein Flehen, ihre Augen begannen, sich dem unausweichlichen Ende zu stellen. „Wir gehen nach Bramant, junges Fleisch. Es gibt einen neuen...“ Ein Schrei aus der Tiefe der Höhle, eine Gestalt aus dem Dunkel fliehend, vorbei an der Gruppe von Toten, dann eine Gewalt, die über die Gruppe hereinbrach. Schnelle Bewegungen, sausten durch die Luft und brachten faulendes Fleisch unter grotesken Zuckungen zum Zerbersten. Liara schloss ihre Augen.

## VIII.

Die Dunkelheit nahm alles gefangen, was sich in der Umgebung Nerus abspielte. Er schüttelte den Kopf. Das Surren um ihn herum wurde immer lauter. Er hasste den morgendlichen Weckruf. Die Systeme waren so programmiert, dass das Pfeifen und Kreischen im diese Uhrzeit, tief in den menschlichen Erinnerungen die Panik auslöste, die sonst ein Bär oder ein Berglöwe den vor Jahrhunderttausenden lebenden Höhlenmenschen von seinem erloschenen Feuer aufschrecken und hinauslaufen ließ. Er wusste, dass er weiterschlafen würde.

Es klingelte. Ein schriller Ton fräste sich durch das dunkle Zimmer, direkt in sein Ohr. Er fluchte. Neru setzte sich auf, versuchte zu genießen, wie sich die Kälte durch seinen Halbschlaf bohrte, erfolglos. Es klingelte wieder. Er taumelte zur Tür, schob den Riegel zur Seite und schaute vorsichtig nach draußen.

„Herr Pasol? Mein Name ist Leutnant Sposka, Marian Sposka.“

„Oh“, er zuckte. „Sie sind eine... Frau?“

Sein Gegenüber nickte. „Marian ist sowohl ein Frauen- als auch ein Männernamen. Ich hoffe, Sie sind nicht enttäuscht.“

Neru schüttelte den Kopf. „Nur... ich bin müde.“ Er öffnete die Tür. Sein Gast trug ihre Ausgehuniform, eine Mischung aus dunkelgrauer Jacke und ebenso-farbiger Hose. Es kam ihm in den Sinn, dass er diese Kombination lange nicht mehr gesehen hatte, oder er war einfach zu müde „kann auch sein“ murmelte er. „Verzeihung?“ fragte Leutnant Sposka. Sie trat näher an ihn heran. „Herr Pasol, ich habe Sie mir auch anders vorgestellt.“ Sie versuchte zu lächeln, aber diese Art von Mimik musste ihr vor Jahren aus dem Gesicht trainiert worden sein.

Neru drehte sich um und taumelte in die Küche. „Tee?“ fragte er. Sie trat näher. „Nein danke, ich habe bereits gefrühstückt.“

„Was ist denn los, Liebling?“ Nota. Neru hatte sie komplett vergessen. Er fühlte, wie Scham aufstieg. „20 Jahre

verheiratet und ich vergesse, dass sie neben mir liegt.“

„Nota, das hier ist Leutnant Marian Sposka.“

„Die Armee bei uns im Haus? Das finde ich furchtbar, nichts gegen Sie, Frau Sposka. Oder bestehen Sie auf diese martialische Anrede ihres Dienstgrads?“ Notnas Stimme hatte einen schärferen Unterton, als Neru es sich vorstellen konnte. Aber gut, Sie hatte sich vor vielen Jahren einer Einziehung entzogen, war einer Kommune in G6 beigetreten und hatte die Zeit, in der sie hätte den Dienst ableisten sollen, grandios benutzt, um sich mit Alkohol, Drogen und... Neru schüttelte sich, der Liebe zu widmen. Er verstand seine Frau nicht, aber das war nicht nötig, denn im Herzen war sie ihm egal.

„Für Sie gerne Marian, Frau Pasol. Ich bin nicht immer im Dienst, auch wenn ich“, sie fuhr mit den Händen an ihrem Körper herunter, was Neru ungemein verwirrend und aufregend fand, „diese Uniform trage. Ich komme gerade von einem Treffen mit meiner Einheit, als mich Oberst Jablowski anrief und den Wunsch äußerte, ich solle mich mit Ihnen hier treffen. Ungeachtet der Zeit.“

„Ihre Einheit?“

„3. Bataillon, Spezialoperationen.“

„Die wilden Tunnelratten?“

Neru hörte, wie sich ihr Mundwinkel nach oben schoben, eine Art Kraft, die seit Monaten nicht mehr in Leutnant Sposkas Gesicht gezeigt haben musste.

„Ja, die wilden Tunnelratten. Sie haben“, sie lächelte, was Neru auf verwirrende Art und Weise abstoßend und dennoch anziehend fand, „von uns gehört?“

„Eine, wenn nicht DIE eine Eliteeinheit. Wer hat nicht von ihr gehört. Die Aufstände in G10, als diese eine Sekte vorhatte, eine Art Tor zu G13 zu sprengen und sich in die Tiefe zu begeben.“ „Und die Gefahren aus G11 und weiter unten, sollte es so was geben, hier nach oben bringen. Ja, ich war dabei. Auch wenn ich nicht, wie Sie, bereits in G13 war. Es war sicher...“ sie stoppte, überlegte. Ihre Augen richteten ihren Blick hinter ihn, hinauf an die Decke. „...Sie meinen „aufregend?“ Nato blinzelte den frühen Besuch in einer Mischung aus Zorn und mildem Verständnis an. Leutnant Sposka nickte. „Aufregend, das wollte ich sagen. Und Gefährlich. Ich meine, wenn ich daran denke, wie es in G10 schon aussah, dann waren die weiteren Ebenen darunter garantiert noch befremdlicher, nicht zu sagen, gefährlicher.“

Neru nickte. „Ich vermute, Sie haben mein Buch darüber gelesen. Ich möchte hier nicht arrogant oder angeberisch erscheinen, falls sie es nicht haben.“ „Sie sind sehr höflich, Herr Pasol, aber ich habe es bereits gelesen. Es ist sehr verwirrend, wenn Sie diesen Ausdruck gestatten.“

Er lächelte. Dabei handelt es sich nur um die zensierte Fassung. Wenn die Leute alles wüssten, würden sie sich zwar immer noch von G13 abgestoßen fühlen, aber es würde viel mehr dieser Schatzjäger, Plünderer, wie sagte man früher, Banditen, auftreten und sich ihren Weg nach da unten freikaufen oder freikämpfen.“

Er sah in der Mimik von Leutnant Sposka genau den Gesichtsausdruck, den er zwar befürchtet hatte, aber dieses besondere Leuchten ihn genau hier sagte, dass die Klinge den Weg zu ihrem Herzen gefunden hatte.

„Also“ sie richtete sich auf, „ich möchte die Sache nicht weiter verzögern, deshalb... wie kann ich helfen.“

„Frau Leutnant, es geht hier um Fragen der Sicherheit, die größer ist als unserer beider Leben.“ Sie winkte ab. „Herr Pasol“, ihre Stimme hatte plötzlich einen dieser scharfen Untertöne, die seine Frau hin und wieder auspackte, wenn er ihrer Meinung nach eine Sache emotional oder moralisch falsch anpackte. Er versuchte zu lächeln. „Verzeihen Sie, ich bin zu sehr den Kontakt mit Politikern und der Presse gewöhnt. Also“ er zog die Luft scharf ein, „Ja-Lib ist verschwunden und es gibt Anzeichen dafür, dass der nach G13 unterwegs ist. Vermutlich befindet er sich bereits kurz davor. Wir brauchen ein kleines Team, 6, maximal 8 Personen, die verschwiegen sind wie ein Grab, natürlich unabhängig

davon, ob G13 überlebt wird oder nicht.“ Er versuchte zu lächeln. Ein grauer Schleier hatte sich über Leutnant Sposkas Gesicht gelegt, nur für einen Augenblick, dann fand sie die Selbstbeherrschung wieder. Sie stand auf. „Ich freue mich, Ihnen helfen zu dürfen. Haben Sie bereits andere Personen involviert?“

Er schwieg. „Nicht um diese Uhrzeit. Ich dachte mir...“

Sie nickte. „Ich verstehe. Wenn Sie Hilfe brauchen, zählen Sie auf mich.“

„Wir werden uns in 6 Stunden treffen. Kennen Sie das „Vergangene Träume?““

„Der Raum der Kleinigkeiten. Eine Art Museum, das keiner mehr kennt, weil es kaum noch etwas besitzt, das von Wert ist.“ Er grinste. „Dort war ich als Kind immer gerne. Jedenfalls, der Kurator ist ein persönlicher Freund von mir. Er hat gewisse Ausrüstungsgegenstände von unserer letzten Expedition. Ich gehe davon aus, dass sie erfolgreich wieder eingesetzt werden können. Weiterhin ist man dort sicher und allein. Schlagen Sie noch 2 oder 3 weitere Leute ihrer Einheit oder anderer Einheiten vor, denen Sie Vertrauen. Vertrauen ist das, was uns da unten zusammenhält.“

Sie nickte. „Habe Sie, Herr Pasol, sich auch schon Leute überlegt? Nicht, dass wir in einen Konflikt kommen.“

Er setzte sich, deutete auf den Tisch vor ihm. „Eigentlich würden hier die Unterlagen liegen, aber...“ er deutete auf die Küche, „meine Frau muss ja nicht alles wissen“. Sein Lächeln schien Leutnant Sposka traurig zu stimmen. „Und Sie, sind Sie irgendwie verbandelt? Ich meine, falls da unten etwas passiert, dann...“

„Nein. Ich war, aber ich bins nicht mehr. Wir haben uns einvernehmlich getrennt. Sie wissen schon, Karriere für ihn, Tod und Verstümmelung für mich.“ Sie schüttelte den Kopf. „Jeder geht seinen eigenen Weg.“

Er nickte. „Gut. Dann suchen Sie sich ein paar Leute raus und ich auch ein paar und am Ende treffen wir uns. Es muss aber schnell gehen. Die Medien werden hellhörig, wenn zugesagte Erklärungen nicht eingehalten werden.“

Sie lächelte kurz. „Ich verstehe. Wir treffen uns in 6 Stunden?“ Nun musste er wirklich lachen. „Großartig. So jemanden wie Sie hätten wir damals auch gebrauchen können.“ „Dann wäre ich aber vielleicht tot.“ Seine Reaktion war verwirrend. „Nein, ich meinte, mit Ihnen hätten mehr Leute überleben können. Ich bin mir da ganz sicher.“

„Sie sind ein rechter Aufschneider, Herr Pasol, Oberst Jablonski hat mich schon gewarnt, aber diesmal bin ich sogar geneigt, Ihnen zu glauben.“

Kaum war sie fort, ging er in sein Arbeitszimmer und schloss die Tür. Die Geräusche ihm herum verstummten im selben Augenblick fast vollständig. Er verbrauchte die nächsten Minuten Lebenszeit, in dem er einfach nur im Raum stand und das Nichts, das ihn umfloss, genoss. Dann nickte er und ging zu seinem Schreibtisch. Er drückte einen versteckten Knopf auf der Unterseite der Platte, dann schob er diese zur Seite. Gleißendes Licht schob sich in den Raum, auf sein Gesicht. Erst klickte es, dann hörte er ein leises Surren, als der Monitor im Innern des Tisches herausfuhr und sich automatisch auf Nerus Sitzposition einstellte. Er setzte sich und begann auf der Tastatur vor ihm einige Befehle einzugeben, die ihn authentifizierten. Diese Schritte, er konnte sie schon auswendig, waren absolut notwendig. Auch wenn Spionage durch das erzwungene Miteinander fast ausgestorben war: eine gesunde Paranoia war absolut notwendig.

Er startete die Datenbanken. Klickte sich durch Namen, Bewegungen, Vergangenheiten. Erfolglos. Er hielt keinen für geeignet oder dumm genug, sich auf den Weg in die Tiefe zu machen. „Da unten sind Dinge, die ihr nicht versteht.“

Er merkte, wie er mit sich selbst sprach. Erneut. „Eine Sache, den Kopf freizubekommen.“ sagte er sich. „Doch... was brauchen wir, wenn wir wissen, was wir nicht brauchen. Wir brauchen keinen Menschen mit klarem Verstand, der an feste Dinge glaubt. Wir brauchen Menschen, die das Chaos überleben können.“ Das Bild von Paul, schreiend in eine Ecke, gezerzt wie ihm die Haut... Neru würgte.

„Vorsichtige Menschen, verrückte Menschen, all diese haben es leichter Und... wer es schonmal überlebt hat...“ er nickte.

„Salara“ er tippte. „Gut. Du bist dabei, auch wenn du es noch nicht weißt.“

## IX.

Die Bewegungen waren so schnell, dass sie sich nur als Schatten in Liaras Geist brannten. Die Toten starben noch einmal, diesmal vermutlich auch nicht endgültig, aber dennoch beeindruckt von der Naturgewalt, die sie überrollte. Krallen zerfetzten graues, von verstörender Magie zusammengehaltenes Fleisch, brachen Knochen wie dünne Zweige und dazu kam noch diese Art verzehrendes Feuer im Auge des urzeitlichen Bären, den Liara nur aus Kindergeschichten kannte. Noch immer träumte sie in sternenlosen Nächten von den Klingen, die diese Kreatur als Klauen haben sollte, an die Zähne, die... aber das war nicht wichtig. Der Bär kümmerte sich nicht um sie, sondern um die Toten, die weit weg von ihrer Heimat im Norden, dahingemetzelt wurden. Aber irgendwann würde er fertig sein und sich dann um sie, verletzbar, fast unbewaffnet kümmern. Weg, sie musste weg. Sie rutschte vorsichtig nach hinten, den Kampf im Blickfeld, vorbei an dem Baum und dann hinter den Busch. Gut, dachte sie, nun bin ich erst einmal...

Eine Hand packte sie an ihrer Schulter und sie fühlte kaltes Metall an ihrem Hals. Vorsichtig drehte sie ihren Kopf. Der Fremde. Seine Augen loderten in kaltem Feuer, sein Mund noch immer blutig vom Brauch, die Lippen von Sklaven zusammenzunähen, bis sie bei ihrem neuen Herrn und Meister waren. Doch er hatte sich schon davon befreit, dank des Messers, das er in Händen hielt. „Lang Shengs Messer“ flüsterte sie. Sie fühlte, wie sich ihr Kopf in Eis verwandelte, während ihr Herz jedes Blut aus ihrem Verstand zog. „Was... was willst du?“ sagte sie. Er schüttelte den Kopf, deutete auf die Geräusche hinter dem Strauch, das Klirren von Rüstungen, das Dröhnen der mächtigen Kreatur, das dumpfe Hämmern von Fäusten und Schwertern auf Körper. „Nicht hier.“ sagte er. Er beugte sich über sie. Sie wurde erst, als er ihr das Kurzschwert entriss gewahr, dass sie es noch immer in Händen gehalten hatte. Fetzen von totem Fleisch glitzerte grau auf der Klinge. „Komm endlich. Willst du durch ein solches Wesen sterben?“ Plötzlich hatte sich sein Zorn in Ungeduld verwandelt. Er wusste nicht, wieso, aber er konnte sich nicht mit dem Gedanken anfreunden, dass sie, trotz ihrer Taten, hier sterben würde. „Komm mit, wenn du leben willst.“ Ein dumpfer Spruch. Er musste fast lächeln, aber sein Mund brannte wie Feuer. Wenigstens konnte er ihn wieder öffnen, aber hier zu sagen, dass damit alles wieder in Ordnung war: Nein. Er brauchte Antworten.

Bewaffnet mit beiden Klingen ging er tiefer in den Wald, Liara direkt vor ihm. „Solltest du verschwinden, solltest du fliehen, werde ich mich bemühen, dich sofort zu töten. Es kann natürlich auch sein, ich verletzte dich nur soweit, dass du, nachdem du meine Fragen beantwortet hast, zwar noch atmest, aber... ich weiß, ja nicht, was für Kreaturen in dieser Welt noch weiter existieren, aber noch einmal rette ich dich nicht vor diesen Snalus oder vor einem Bären. Dann musst du, allein, verlassen und kaum noch lebend hier draußen langsam sterben. Ich bin der Meinung, dass das schlecht ist.“

Sie hatte bei der Ansprache geseufzt und auch wenn er nicht wusste, wer er war; aus irgendeinem Grund, der ihm aus der Tiefe seiner nicht bekannten Vergangenheit anstrahlte, wusste er, dass er sie damit gut unter Kontrolle hatte.

Der Wald wurde mit jeder Minute dichter. Sonnenstrahlen schafften es nur selten bis zum Boden, dem es immer mehr an dichtem Gras mangelte, blanke Steine und Moos der Umgebung trotzten. Glitzernde Tautropfen auf Blumen, die nicht innehielten, unvorsichtige Insekten in ihren Bann zu ziehen und dann langsam lebendig zu verdauen. Er betrachtete all diese Dinge um ihn herum mit einem naiven Staunen, so dass Liara verwirrt innehielt. „Du... kennst das hier wohl nicht?“

Er antwortete nicht, packte die Klingen lediglich fester und stampfte voran. Er drehte sich nur kurz um „Komm mit.“ Sie wollte ihm nur sagen, dass es gefährlicher wurde, aber er schüttelte den Kopf. „Nicht jetzt.“ Seine Augen betrachteten die Umgebung. Die Bäume rückten näher, nur mit Gewalt schafften sie es, sich durch die engen Reihen zu pressen, die dicken Rinden der seit Jahrzehnten unberührt scheinenden Riesen rissen schmerzvoll in ihrer Haut, selbst durch die Kleidung war es...

„Halt“ sagte er und blieb stehen. Er ging in die Knie. Sie folgte seinem Beispiel. „Da vorn“ deutete er an. Sie folgte seinem Zeichen. Er beugte einen Busch beiseite. Dort muss ich hin.“ sagte er. Vor ihnen erstreckte sich eine größere Fläche, es schien fast, als wäre sie künstlich in den Wald hineingebrannt worden. Die Bäume standen wie drohende Wächter schwarz um ein quadratisches Stück Erde, die zu einer Masse zusammengeschmolzen war. Knochen ragten aus dem Boden; unglückselige Tiere, die sich im Augenblick ihres Verderbens noch gegenseitig gejagt hatten, lagen nun friedlich vereint unter der harten Schicht.

Eine einsame Gestalt lehnte an einem Stück Felsen, der nicht natürlichen Ursprungs sein konnte. Er war so hell, dass er fast leuchtete, weiß. mit sonnigem Glitzern überzogen, mathematisch korrekt, ein künstliches Geschenk einer Welt, die Liara nicht kannte. Sie schüttelte den Kopf. Was wollte der Fremde hier?

„Wer bist du?“ fragte der Fremde, nachdem er lange überlegt und sich dann vorsichtig auf dem Weg zu dieser Art Altar gemacht hatte. Die Augen seines Gegenübers leuchteten kurz auf. „Ich? Wer bist du?“ die Stimme des Mannes war erschöpft. „Ich weiß. nicht, wer ich bin. Also... wer bist du?“

Sein Gegenüber grinste. „Dann bist du weit gekommen für einen Mann ohne Namen. Ich muss sagen, dass ich entzückt bin.“ Er stand auf. „Sogar eine eigene Frau hast du dir schon geholt. Ich habe mir schon gedacht, dass du gut bist, aber so gut...“ er nickte. „Ich bin... ein Bote.“

„Dann weißt. du?“ „Wer du bist?“ Er schüttelte den Kopf. „Man hat mir keine Informationen gegeben. Weißt du, ich bin hier aufgewacht und wusste nur, dass jemand vorbeikommt, dem ich etwas geben soll. Mehr weiß. ich nicht.“

„Und wenn du mir dann die Sachen gegeben hast?“

„Dann bin ich tot. Versteh mich nicht falsch. Geben ist so ein freundlicher Ausdruck. Ich bin hier, um dich zu testen. Solltest du versagen, bist du tot. Solltest du gewinnen, bin ich tot. Sieh es als Prüfung an.“ Er kratzte sich am Hinterkopf, wandte sich um und griff nach einem Objekt, das Liara als eine Art Speer erkannte. Ein Speer, das nur aus Licht zu bestehen schien und das zwei Klingen hatte. Zwei Klingen gegen zwei Klingen. Sie fühlte, wie sie die Luft anhielt.

Die Luft war zum Schneiden dick, als der Fremde Liara in eine Ecke schob, außerhalb dieser bizarren Arena. Er beugte sich zu ihr hinunter. „Bleib dort.“

Sie nickte. Er wandte sich um und betrachtete sein Gegenüber mit starrem Blick. Liara fielen nun weniger die Unterschiede, mehr die Gemeinsamkeiten der beiden auf. Beide waren sehr groß, größer als sie es kannte. Selbst gebeugt, wie ihr Begleiter, dessen Gefangene sie war, der ihr das Leben gerettet hatte, mehrfach, ging sie ihm maximal bis zur Schulter. Auch der andere Mann, der sich nun mit dem Blick eines Raubtiers auf ihn zubewegte, war groß und schlank, aber dennoch sehnig. Es waren Krieger, sie war sich ganz sicher, auch wenn sie das am Anfang nicht gedacht hatte, so unschuldig wie der Fremde ausgesehen hatte.

Ganz gleich, wer hier gewinnen würde, sie würde mit ihm gehen. Als wäre der Gedanke ein Funke gewesen, der ein Feuer auslöst, warfen sich die beiden Männer in den Kampf. Da waren nur noch die blitzenden Funken der Klingen, die versuchten, sich wie Zähne in das Fleisch des anderen zu bohren. Beide kämpften um ihr Leben und sie erkannte, dass der Fremde zusätzlich noch um ihr Leben stritt. Ihr wurde kalt bei dem Gedanken, was passieren würde, wenn der andere... aber sie durfte sich nicht einmischen, das war nicht ehrenhaft.

Die Klingen glitten aufeinander zu, das Gegenüber wich aus, wirbelte herum, startete selbst einen Angriff. Wie leuchtende Kreise, Blitzen gleich, prallten die Mächte aufeinander und das Geräusch von Metall auf Metall surrte in Liaras Ohren.

Wie lang ging dieser Kampf schon? Stunden? Immer wieder toste der Angriff, prallte an der grandiosen Verteidigung ab, zog sich zurück, musste sich selbst verteidigen, ein Spiel von Ebbe und Flut. Doch die Schläge wurden langsamer, wie sie feststellte. Müdigkeit setzte ihnen anscheinend zu. Keiner hält einen...

oh...

Ein Hieb von oben, gehalten von den beiden Klingen ihres Begleiters, der beim zurückziehen des Speeres dieser Bewegung folgte, eine Klinge verlor, so dass der Gegner triumphierend erneut zustieß... der Stoß, siegessicher, zu siegessicher durchgeführt, der sich durch die Schulter ihres Begleiters bohrte, ein Jubelschrei seines Gegners, der nicht erkannte, dass die zweite Klinge auf dem Weg war, ihn zu durchbohren und als er das erkannte, zog er seine Waffe zurück, doch durch das verletzte Fleisch im Zaum gehalten, schaffte er es nicht; zu spät, sein Gesichtsausdruck erst voller Schrecken, dann zitterte er und brach zusammen. Ihr Begleiter wandte sich um, seine Haut war fahl, die Augen flackerten, er fiel auf die Knie. „Nimm das Schwert.“

Sie gehorchte, ohne eigenen Willen.

„Schlag den Speer durch.“ Auch hier... Hiebe um Hiebe prasselten auf das Holz und irgendwann, nach dutzenden Malen, löste sich endlich der Stab auf.

„Und nun...“ er konnte seinen Schmerz kaum unterdrücken, sein Atem war schwer von der Gewalt, die in seinem Körper tobte, „Zieh ihn raus.“

Sie wandte sich um, packte die Klinge, die aus seinem Rücken ragte und zog.

Mit einem satten Schmatzen schob sich der abgebrochene Stab aus dem Loch im Fleisch. Er blutete stark. „Danke...“ Sein Flüstern war schwach. Dann fiel er um.

Liara fühlte die Verantwortung in sich steigen, Verantwortung für ihn. Immerhin... aber das war ihr nun gleich. Sie musste die Blutung stoppen. Sie fühlte sich hier völlig allein, sie brauchte ihn, das wusste sie.

Diese Art des Kampfes war ihr bekannt vorgekommen, auch wenn sie nicht wusste, woher. Es war verwirrend, schnell, unfassbar bizarr gewesen, Bewegungen, die kein Mensch sonst ausgeführt hatte, den sie kannte. Sie packte das Kurzschwert, das er noch in Händen hielt und rannte hinüber zu dem sterbenden Gegner. Sie packte seinen linken Arm, hob ihn hoch und schnitt den Ärmel ab, dann tat sie dasselbe mit dem linken. Sie lief zurück, formte eine primitive Pressbinde aus dem einen Ärmel und packte sie auf die beiden Löcher in der Schulter des Fremden. Dann band sie den anderen Ärmel um die Schulter und hoffte, dass es helfen würde. Sie war sich nicht sicher. Er wimmerte vor Schmerzen, wachte kurz auf, nickte und fiel dann wieder um. Mehr konnte sie nicht tun. Sie hatte schon zu viele Männer sterben sehen, im Kampf, in Krankheiten, verraten und verkauft. Eigentlich hätte ihr dieser Mann absolut gleich sein müssen.

„Wer bist du?“ fragte die Stimme hinter ihr? Sie wirbelte herum. Der Sterbende hatte die wenigen Augenblicke der letzten, aufbäumenden Lebenskraft genutzt und sich aufgerichtet. Blut tropfte von der Klinge, die in seinem Leib steckte. Er taumelte rückwärts, rammte mit dem Rücken den Steinblock, an dem sie ihn gefunden hatten und rutsche an ihm herunter.

„Ich bin Liara...“ stammelte sie. „Li...ara. Das bedeutet Frau... des Mondes?“ Sie nickte und trat näher. „Wieso... habt ihr gekämpft?“ fragte sie ihn. Sie beugte sich zu ihm hinunter, betrachtete sein schmales, ja, zartes Gesicht. „Es war... notwendig. Hätte er nicht überlebt... wäre es meine Aufgabe gewesen, seinen Weg zu gehen.“ „Und was wäre mit mir gewesen?“ fragte sie zornig. „Du... Liara, Frau des Mondes, ich...“ er stockte, während eine Welle von Schmerz über sein jugenhaft scheinendes Gesicht zog. „ich hätte dich mitgenommen. Du kennst diese Welt. Ich komme von weit her, genauso wie er.“

„Wie heißt er denn?“

Er zuckte mit den Schultern. „Er hat keinen, ich habe auch keinen. Wir haben viel verloren, als wir hier angekommen sind. Nur unsere Fähigkeiten zu kämpfen, haben ....“ Er gurgelte, holte aus, spuckte einen dicken Schwall klumpigen Blutes aus, betrachtete es stirnrunzelnd. „Ihr seid nicht von dieser Welt?“ fragte sie ihn. Das war Blasphemie. Das war Sünde, aber... es war die einzige Möglichkeit... „Ja. Habt ihr nicht viele Götter in dieser Welt? Oder zumindest einige? Was wäre wenn sie von anderen Welten kamen? Aber ich... schweife ab. Ich sterbe und er wird hoffentlich leben. Gib ihm einen Namen. Und sage ihm, er findet seine Aufgabe auf der großen Straße nach Bramant. Sag ihm...“ seine Augen begannen glasig zu werden „sag... ihm... er muss das... Ovpar... das Ov...“ Er zuckte noch einmal kurz, seine Arme und Beine zitterten in einem unendlich scheinenden Krampf, er streckte sich und dann, Liara wandte ihren Blick ab, war er tot.

X.

„Professor Notna, nehme ich an?“ Neru schaute hinauf zur Decke, um die großgewachsene Gestalt seines Gegenübers besser sehen zu können. Der angesprochene Mann nickte. Es schien so, als wäre er sich nicht sicher, ob er es wirklich sei, seine Bewegungen waren sorgfältig geplant, als wäre nichts, außer seiner Existenz, wichtig und dennoch, Neru



konnte sich nicht daran gewöhnen, dass sein Gegenüber ihn nicht lächelnd anschaute.

„Ein mysteriöser Bursche“ sagte eine Stimme hinter ihm. Er wandte sich um. Salara trat näher heran und begrüßte den Professor herzlich. Und wie durch ein Wunder lächelte der Mann. „Ich freue mich, dass Sie an unserer Expedition teilnehmen“ meinte Salara und drehte sich zu Neru um. „Professor Notna ist eine Notwendigkeit auf dieser Reise hinunter.“

„Ich...“ der Professor zuckte mit den Schultern, „bin mir in dieser Hinsicht nicht wirklich sicher, aber ich... bin bereit, das zu tun, was man von mir verlangt, wenn ich nachfolgend die Mittel habe, mich wieder meinen Forschungen zu widmen.“

„Ihre Forschungen sind doch bereits jetzt legendär und die Ergebnisse, die Sie damit erreicht haben, phänomenal.“ Neru versuchte, nicht auf der Pfütze auszurutschen, die er virtuell auf den Boden geschleimt hatte. „Sie sind ein witziger junger Mann, Herr Pasol und ich kenne Ihre Arbeiten im Bereich der Medienkunde. Jedoch sind diese „ er lächelte „Bereiche für das gemeine Volk wichtiger als für uns. Unter uns, dass die Drachentopologie für die quasireligiösen Kämpfe notwendig ist, ist den wenigen klar, die sich hinreichend damit beschäftigen haben. Damit möchte ich Ihre Kenntnisse, ihre Werke nicht schmälern...“ Er schwieg.

Neru wandte sich wieder zu Salara um. „Ein recht... faszinierender Mann.“ Sie nickte. „Ich habe ihn ausgewählt, weil er seine Forschungen über das Altertum und die Wiederentdeckung der technischen Gegebenheiten genau in diesem Bereich, G10 und G11 durchgeführt hat. Sie wissen, die Verknüpfung der aktuellen Hardware mit der damaligen, doch viel weiterentwickelten Elektronik, eine sinnvolle Alternative zum Immer-wieder-Neuerfinden.“

Professor Notnas Hand fuhr auf Nerus Schulter. „Mein Freund, wieso das Rad neu erfinden? Ich freue mich auf die Möglichkeit, in den tieferen Ecken unserer immer kleiner werdenden Welt neue Dinge zu finden und für uns alle nutzbar zu machen.“

Salara nickte. „Und ich glaube, dass wir beim Kontakt mit unbekanntem Terrain, sagen wir eher, technischen Gegebenheiten jemanden, ein Genie, brauchen, um die möglichen Gefahren zu überleben.“

Neru seufzte. Er hätte im Herzen eher eine größere Armee von Soldaten gebraucht. Wenn er daran dachte, dass... aber gut. Salara hatte ihr Wahl getroffen und er würde sich damit einverstanden erklären. Sie war ein wichtiger Teil des Teams und es war notwendig, die Stimmung in der Gruppe positiv zu halten.

„Wann kommen die anderen?“ hörte er. Salara hatte diese Frage gestellt. „Ich habe sie für heute und jetzt eingeladen. Hierher. Gewisse Leute sind einfach unpünktlich.“ Salara trat näher. „Ich weiß, dass du diese Aufgabe ungern übernommen hast. Und ich hätte sie abgelehnt, ehrlich, aber du bist ein guter Mensch, auch wenn du dich der falschen Sache geopfert hast.“

Er hatte sich die Diskussion vorher allerdings genauso schwer vorgestellt, wie sie gewesen war.

„Du kannst doch nicht einfach...“ sie war atemlos gewesen, aber das hatte eher daran gelegen, dass sie gerade ihren täglichen 5 Meilen Sprint auf dem Laufband absolviert und danach direkt auf ihn getroffen war. „Salara, es ist wichtig!“

Sie hatte den Kopf geschüttelt. „Es ist immer wichtig, wenn es ja nur um dich geht, Neru Pasol.. Du denkst nur an dich.“

„Nein.“ Seine Stimme war zornig gewesen, mehr als er es sich vorgenommen hatte. „Es geht um Tausende Menschen, die darauf angewiesen sind, dass Ja-Lib ihnen Hoffnung gibt und es geht um mich, denn ich werde mich wieder nach G13 begeben und vielleicht sterben. Ist das egoistisch?“

„Ja“ sie hatte genickt. „Egoistisch. Den Status Quo aufrecht erhalten. Aber du lässt dich nicht davon abhalten, du Idiot.“ Er hatte gelächelt. In seiner dumpfen Art war er intelligenter als manch anderer, was ihnen beiden aber nichts brachte.

„Wer wird noch teilnehmen?“ hatte sie später gefragt, während sie sich im Umkleideraum die nassgeschwitzten

Sportklamotten auszog und er sie, prüfend, fast liebevoll anstarrte wie ein Schulkind, das das erste Mal den Drachen von nahem sieht. Sie hatte auf ihn reagiert. „Gierst du noch immer nach mir, Neru Pasol?“ Sie hatte ihn das immer gefragt, auch damals, vor dem letzten und schlimmsten Marsch ins G13, als nur sie beide überlebt... „Ja. Immer. Ewig.“ war seine Antwort gewesen und heute? Heute hatte er sich dasselbe eingestehen müssen. Aber... „Ich bin verheiratet. Ich liebe meine Frau.“

Falsche Antwort, dumme Lüge, hatte ihn sein Verstand ausgelacht, während er noch die Worte aussprach, doch sie hatte gelächelt und genickt. „Also?“

„Oh, ja. Bisher hat mich ein Leutnant Marian Sposka besucht. Sie war direkt von Oberst Jablonski zur Sache berufen worden.“

„So so, eine Sie?“

„Ja, und du fang auch nicht davon an. Nota ist sehr verärgert. Immer diese Eifersucht.“ Er hatte versucht zu lächeln, aber es war eher der Blick eines traurigen verletzten Kindes geblieben, wenn nicht schlimmer.

„Leutnant Sposka also. Sonst noch jemand?“

„Nein.“ Er hatte den Kopf geschüttelt. „Nur dich bisher. Sie wollte auch einige Leute, vermutlich reines Kanonenfutter, Soldaten halt, befragen und anwerben. Wir müssen das Team klein halten.“

„Klein genug, um zu verschwinden, wenn die Sache zu groß wird?“

„Klein genug, um ungesehen rein und raus zu kommen. Vielleicht müssen wir auch gar nicht so weit runter, Salara. Ich bin guter Hoffnung, dass er es vielleicht nicht nach G13 geschafft hat. Selbst G11 ist schon extrem gefährlich für uneingeweihte Menschen.“

„Aber er ist ein Krieger, zumindest sagen das ja deine Medien-Typen, er hat den Drachen fast besiegt und er hat den Kampf überlebt.“

„Gegen ein großes Ding zu kämpfen ist noch immer besser als gegen irgendwas, was er nicht kennt oder was ihn geistig zu sehr fordert. Erinnerst du dich an Agent Lagvas?“ Sie hatte sich zu ihm umgedreht, nackt, so wie eine übermächtige Kreatur Lebewesen schaffen konnte und er musste sich beherrschen, nicht auszurasen. Eine große Narbe, noch heller als ihre fast ebensfarbene Haut, lief gezackt von ihrer Schulter an ihrer rechten Brust vorbei bis hinunter an ihre Hüfte, gezackt und groß. Er wusste, wie sie damals geschrien hatte, dann apathisch geworden war. „Ja, Agent Lagvas. Er dachte auch, er könne alles und wie du siehst...“ Sie hatte geschluchzt. Er war nähergetreten, doch sie war zurückgewichen, wie eine Katze, die einem Straßenkötter ausweicht. „Es tut mir leid, Salara.“

„Jedenfalls“ Professor Notna hatte sich einen Stuhl gesucht und seinen massiven Körper gekonnt platziert, „bin ich kein Freund des Militärs. Und ich möchte Ihnen das auch erklären.“ Neru schaute auf seine Uhr. Er war voreilig gewesen, eine halbe Stunde zu früh im Museum gewesen und hatte hier nun Salara und den Professor gefunden; die Leute von der Armee waren da genauer.

„Das Militär ist berechenbar, Herr Pasol. Und Berechenbarkeit war schon immer sein größtes Übel gewesen. Schon vor Jahrtausenden konnte man zwei Armeen aufeinandertreffen lassen und zu einem Großteil davon ausgehen, dass die reine Quantität entschied. Dann kam der technische Vorteil zum Tragen. Töten wurde effektiver. Aber noch immer, trotz des Untergangs der Zivilisation und der Aufbau unserer kleinen Welt hier unten wird der Kampf, gegen wen auch immer, durch Masse und dann durch Technik geklärt. Sie selbst, Herr Pasol, waren bereits mit Salara in G13. Hilft dort nicht eher ein aufgeklärtes, nein, sagen wir, offenes Denken, eine Reaktion auf Dinge, die nicht in unserem Verstand existieren, sondern lediglich wüste Träume unseres Unterbewusstseins? Ich weiß, nicht, was das Militär ausrichten kann.“

Salara verdrehte die Augen. „Neru, Professor Notna hat sich dennoch bereiterklärt, uns zu folgen. Und es“ sie schaute den Professor an, „hat nicht lang gedauert, bis er zugesagt hat.“ Er nickte. „Ja, Salara. Ich finde, es ist Zeit...“ er stockte, eine Art grauer Schleier überzog sein Gesicht, ein kurzes Aufblitzen eines unbekanntes Schmerzes, der wieder verging. „Gehts Ihnen nicht gut?“ fragte sie. Er lächelte. „Ich bin tapfer genug, nichts zu sagen. Unabhängig davon... es ist Zeit,

etwas Großes zu tun. Etwas Neues zu tun.“

„Und dafür brauchen Sie uns!“

Wie ein Donnerschlag ragte Leutnant Sposkas Stimme, militärisch präzise, einen Hauch von Metall, in der Luft, rauschte durch das Museum. Die vollgestellten Wände brachen die klaren Linien für ein Echo und erzeugten winzige Verzerrungen, die die Worte in eine Art virtuellen Singsang verwandelten. Neru schaute auf.

„Leutnant Sposka, willkommen.“ Neru versuchte seine Stimme so positiv wie möglich klingen zu lassen, was ihm auch teilweise gelang.

Die beiden Männer, die hinter dem Leutnant standen, kamen aus dem Halbdunkel des Türrahmens ins Licht getreten. „Klassisches Kanonenfutter“ Neru musste seine Gedanken zügeln, aber er konnte sich nicht beherrschen. Zwei Personen, beide um die Mitte 20, die Augen misstrauisch umherschweifend, Muskelmasse, die nur durch jahrelangen Sport und, es gab Gerüchte, Gebrauch leistungsfördernder Drogen gewachsen sein konnte. Aus der Entfernung sahen sie aus wie ihre eigenen Spiegelbilder.

„Brüder. Oder Klone. Oder Beides.“ Professor Notna war aufgestanden und hatte mit sie aus dieser Entfernung eindeutig beurteilen können. Neru schätzte schon jetzt seine offenen Worte. Auch er war kein Fan dieser Art von Verschwendung von Protein und Lebenszeit.

„Das sind die Leutnants Maskov. Zwillingbrüder, die sich bereiterklärt haben, unserem Weg nach unten zu folgen. Sie sind...“

„dumm wie Brot?“ Professor Notna kicherte leise. Neru musste sich beherrschen.

„...hoch-ausgebildete Spezialisten für Kämpfe auf unbekanntem Territorium sowie Überlebensspezialisten. Und sie sind Kameraden in meiner Einheit. Wir würden unser Leben gegenseitig verwetten.“ Leutnant Sposka beendete ihre kurze Einführung mit einem militärischen Hackenschlag. Die anderen nickten lediglich.

„Ich bin Boris Maskov und das ist mein Bruder Pjotr. Wir sind Brüder.“

Neru nickte. Salara versuchte, nicht zu kichern. Leutnant Sposka rieb sich auffällig die Augenbrauen. „Wie ich schon sagte, sie sind gut.“

„Also... das ist unsere kleine Gruppe?“ fragte sie. Neru nickte. „Anscheinend. Das hier ist Salara Silber.“

„Oh, deutsche Vorfahren?“

„Wir haben alle unsere Vorgeschichte. Sie wissen, dass es keine Zuordnung mehr gibt zu Ländern, die seit Jahrhunderten nicht mehr existieren. Darf ich annehmen, dass Sie slawische Vorfahren haben?“ Ihre Augen waren verengt, als hätte man einen Knopf gefunden, auf dem „Tod“ stand. Leutnant Sposka nickte. „Wer hat die nicht.“

„Ganz ruhig, meine Damen. Wir werden uns doch jetzt nicht in historischen Sachverhalten ergeben, oder?“ Nerus Hand senkte sich. „Ganz ruhig, Leute. Wenn wir jetzt noch anfangen, über Religionen zu sprechen.“ Er wirbelte herum. Professor Notna grinste in der Dunkelheit, seine Zähne glitzerten wie weiße Punkte in der Nacht. „Lassen Sie das, Professor. Es ist weder Zeit noch Platz, Glaubensfragen zu klären. Lassen Sie uns also...“ er zuckte. „Lassen wir diese Sachen beiseite und gehen wir daran, den Weg in die Tiefe zu besprechen.“

Sie rückten näher.

XI

„Atmen Sie noch?“ Stille in seinem Kopf. „Atmest du?“ eine andere Stimme, die gleich der ersten verweht. Er fühlt

einen Sturm in seinem Kopf, der durch Bäume heult, die nie existiert haben, er fühlt den Druck des Windes, der ihn auf seiner Reise durch das Nichts in Ecken drängt, die ihn packen wollen, fallenlassen in die Ewigkeit des Abgrunds. Er fühlt, wie sich seine Füße in den Boden krallten, nass und kalt; schleimige Buckel auf einem sich bewegenden Untergrund. Ihm wurde schlecht bei dem Gedanken, aber wie kann einem schlecht werden, wenn man tot ist? Er bäumte sich auf. „Atmest du?“ Er hatte darauf keine Antwort. Seine Fragen an das Nichts verhallten dumpf. Es war... es war, als würde eine Faust auf seinen Kopf prallen, ihn zurückwerfen, ihn packen und schütteln. „Verdammt! Atme!“

Der Hieb war mörderisch. Er fühlte, wie ihm das Gehirn entwich, wie eine Blase aus Luft, unfähig, apathisch. Dann öffneten sich seine Augen. Starrte in ein unbekanntes Gesicht. Sorge strahlte es aus, Sorge und eine Art von Angst, die er kannte, die Angst, dass jemand wichtiges gestorben sein könnte. „Ich bin... am Leben.“

„Gut. Dann versuch, dich zu bewegen.“

Er strengte sich an, nahm zumindest den Anschein, dass er es konnte, denn sein Körper fühlte sich an wie ein Sack voller Steine, den man auf den Weg geworfen hatte und der sich nun selbstständig vor einer Armee weggrollen musste, um nicht zu Staub getreten zu werden. Nichts. Sie starrte ihn an, ihre Augen groß, ein Kind, das Angst hatte. „Na komm. Na komm. Mach schon. Es wird Nacht, bald.“

„Aber... es war doch erst...“

„Du warst bewusstlos.“

„Wie... wieso?“

„Du erinnerst dich schon wieder nicht?“ Ihr Lächeln kam wieder. Schmerzvoll.

„An dich schon... und an dein...“ Er atmete schwer. „Als Sklaven verkaufen, wie... mittelalterlich.“

„Ich kenne das Wort nicht. Steh auf. Versuch, zu gehen.“

Er rollte sich weiter hin und her und bei jedem weiteren Versuch wurde seine Schulter mit einem dumpfen Donnerröllen aus seinem Mund unterlegt. Sie half ihm aufstehen. Er taumelte. „Ich kann.. meinen linken Arm nicht richtig bewegen.“ Sie nickte. „Schau hin. Da steckte bis vor kurzem auch ein Speer drin.“ Er drehte seinen Kopf. Stoffreste, kaum sauberer als der Boden, um die Schulter gewickelt. Er sah sie an. „Ja, ich habe dich nicht verbluten lassen. Kann ich damit rechnen, dass du mich nun...“

„Du hättest fliehen können, Liara. Es wäre besser gewesen.“

„Wir müssen zurück. Du hast Männer getötet. Ich habe einen Neuling an der Kutsche zurückgelassen. Wenn du gut genug bist, kannst du ihn aus dem Weg schaffen. Ich flüchte dann verletzt meinem Vater hinterher. „Ein Angriff...“ kann ich sagen, während ich abgekämpft zu Boden sinke. Er glaub mir das.“

Sein Atem ging schwer. Er löste sich von den helfenden Händen seiner Gefährtin und schlurfte auf dem noch immer verbrannt scheinenden Boden zu dem anderen Mann, der ihn herausgefordert hatte. Der Tote lag auf dem Boden, die Klinge in der Brust, die Augen gebrochen, das Gesicht verzerrt. Er hasste den Tod, aber er wusste nicht... Er beugte sich hinunter. Der Mann trug eine Art grauen Anzug und ihm wurde bewusst, dass er dasselbe getragen hatte, bevor man ihn betäubt, den Mund zugenäht und ihn zusammen mit einem Toten in einen Wagen geworfen hatte. Er drehte sich um, sein Gesichtsfeld verkleinerte sich, als er die Augen zusammenkniff. „Meine Kleidung...“, flüsterte er, dann drehte er sich wieder um. Er hatte eine Brusttasche entdeckt. Vorsichtig, um den Toten nicht zu stören, griff er hinein und holte ein metallisches Objekt heraus, einen halben Finger hoch und breit, genauso dick wie sein Finger. Ein Riss in der Seite, sein Fingernagel griff hinein und hebelte einen Deckel aus. Eine verwirrende mechanische Einheit lag vor ihm. Er kratzte mit seinem Daumen an dem winzigen Rädchen, es drehte sich und auf einmal blitzte eine Flamme in seiner Hand auf. Augenblicke später lag das fremde Objekt auf dem Boden, er stand einige Schritte entfernt, verwirrt, zitternd. Irgendwie... hatte sich das bekannt angefühlt, doch der Schock, der Schreck hatte ihn zu dieser Reaktion gezwungen. Erneut näherte er sich vorsichtig, hob es auf. Es fühlte sich warm an. Erneut klappte er das Oberteil ab, drehte an dem Rädchen. Eine Flamme entsprang dem Mittelpunkt dieses „Dings“. Er klappte es zu, wieder auf. Die Flamme war weg.

Noch ein Versuch, es brannte wieder. „Feuer... zeug.“

„Wie? Was? Ist das Zauberei?“

Er schüttelte den Kopf. „Ich kenne so etwas. Ich bin mir sicher, dass es... Feuerzeug geheißen hat, wo ich hergekommen bin.“ Er schüttelte es. Es fühlte sich schwer an. „Und es ist voll.“

„Voll was?“ Liara trat näher. Er zuckte mit den Schultern. „Ich weiß. nicht. Ich weiß. nur, dass es voll ist. Frag mich nicht weiter.“

Sein Kopf begann zu kreisen, ihm wurde schwindlig. „Ich muss...“ er setzte sich, seine Zähne knirschten, als der Aufprall seine Schultern zum Beben brachte. „Verdammt.“

„Wir müssen weiter, zurück, meine ich“ sagte sie. Er versuchte aufzustehen, ein vergeblicher Versuch. „Nein, wir bleiben hier.“ sagte er mit der Entschlossenheit eines zum Tode verurteilten Mannes. „Nein, hier sind wir nicht sicher.“

„Wir werden sicher sein. Schau dich um. Siehst du hier irgendwo Leben?“ „Nein...“ sie starrte in die Dämmerung, „aber...“

„Deine Snalus trauen sich sicher nicht hier her. Diese Dinger, die dich verfolgt haben, auch nicht. Hier ist ein Platz, der nicht für sie reserviert worden ist. Wieso sonst konnte er, der gewartet hatte, den ganzen Tag damit verbringen, sich vorzubereiten und auszuruhen und nun... nun ist er tot.“ Er seufzte. Liara drehte sich um. „Aber...“

„Bleib hier. Ich muss mehr wissen, damit ich meine Aufgabe hier erfüllen kann.“

„Ich weigere mich, hier zu warten, während mein Wagen unbewacht herumsteht. Du hast genug Leute getötet und nun...“ sie stoppte, strich sich die Haare von den Augen. Er seufzte. „Wenn du gehen willst, dann geh, ich bleibe. Ich muss einfach bleiben. Vielleicht bin ich einfach zu starrköpfig.“ Er zuckte mit der Schulter, was seinem Gesicht einen erneuten Schub an Schmerz bescherte.

„Verdammt...“

„Du bist zu schwach. Und es gibt nichts zu essen. Findest du das...“ Er winkte ab. „Es geht. Ich habe vermutlich vorher, bevor ich mich selbst im Wald gefunden habe, genauso wenig bekommen wie jetzt. Vielleicht hat mein toter Freund etwas mitgebracht?“

Liara stand auf und ging vorsichtig um den Toten herum. Sie blieb vor dem weißen Konstrukt stehen, das noch immer weißer, reiner, schien als die ganze Welt um sie herum. Sie berührte es vorsichtig. „Es ist kalt“ flüsterte sie, „kalt wie der Winter in den Bergen.“ Sie fuhr mit den Fingern an den Kanten entlang, sie waren rund, nicht scharf. Das Ding vor ihr war eindeutig nicht gewachsen, sondern erschaffen worden, geformt von Wesen, die sie nicht kannte. Vielleicht... war dieser Mann ohne Namen eines dieser Wesen. Sie begann, sich zu fürchten. Es klickte, als sie an der Ecke stehenblieb. Ein rotes Licht leuchtete auf. Sie sprang zurück. „Das ist Magie!“ Sie kreischte. „Dunkle Magie!“

„Nein!“ er saß auf dem Boden und deutete auf sie. „Das ist keine Magie. Das ist... nur nicht aus dieser Welt. Diese Sache kommt mir bekannt vor. Es ist ganz einfach, wenn man...“ er stoppte, schüttelte den Kopf. „Wenn ich mich nur erinnern könnte.“

„Du bist ein Zauberer!“ rief Liara. „Ich, ich...“

„Vertrau mir, ich bin kein Zauberer. Es gibt doch...“ er stockte. „Bin ich in einer Welt, in der es Zauberei gibt?“ Er musste grinsen. „Zauberei... nein. Wo ich herkomme, gibt es das nicht. Aber...“ er atmete schwer, „meine Welt ist ja nicht die eure.“ Plötzlich fühlte sich alles noch fremder an als vorher und er begann, am ganzen Leib zu zittern.

„Dann war es wohl dein Eintritt von da draußen hierher, der dich verändert hat?“ fragte sie, noch immer verwirrt, noch immer ängstlich.

„Ich weiß nicht, aber ich glaube, ich kann dem... zustimmen.“ Seine Augen zuckten. „Vertrau mir einfach, auch... wenn es hier nach Magie aussieht.“

Das rote Licht leuchtete noch immer, ein filigraner Strahl schoss in den Himmel. Er schlurfte näher, begann nun auch die Kanten abzusuchen. Erneut schossen rote Lichter hinaus in die immer dunkler werdende Weite hinaus. „Wir müssen das abschalten“, sagte er, „sonst findet... man uns. Dann sind wir nicht sicher.“

Er drückte noch einmal gegen den weißen Kasten, als sich mit einem Klick der Deckel verschob und schier unhörbar auf den Boden glitt. „Eine magische Truhe“ flüsterte Liara. Er überhörte es, griff hinein. Es raschelte, dann holte er eine glänzende Form heraus, einen Behälter. „Ein Beutel aus Silber.“ Liara trat näher. „Kein Silber. Es sieht nur so aus.“ Er legte ihn auf den Boden, griff noch einmal hinein. „Nun...“ Einige Augenblicke später lagen 3 weitere dieser Hüllen unbekanntes Inhalts auf dem schwarz-verbrannten Boden. Die rotglühenden Pfeile waren erloschen. Er atmete auf. „Vermutlich war die Energie zu schwach...“

„Wie?“

Liara verstand nicht, sie starrte noch immer auf den Schatz, der vor ihr lag.

„Nichts. Ich weiß nicht, woher die Worte gekommen sind.“

Er griff nach einem der Beutel, fühlte ihn in seinen Händen umherwandern und dann... fand er die Stelle, die er unbewusst nur gesucht hatte, zerrte daran und ein Riss bildete sich, aus dem verwirrende Objekte auf den Boden fielen. Dies vollführte er mit allen Beuteln, bis der Boden bedeckt war von fremden Dingen, die Liara noch nie gesehen hatte, außer

„Ist das ein Messer?“

Er nickte. „Ja, sieht so aus.“

„Aber das ist... so...“

„Du meinst neu, glatt, sauber; es hat noch kein Blut gesehen. Das stimmt. Und deshalb nehme ich es. Du verstehst“ er hustete, „ich kann dir nicht... ver...“ er setzte sich, atmete schwer. „Kannst du Holz holen? Nur einige Zweige... einige Äste... bitte. Es wird Nacht und ich kann nicht garantieren, dass...“

Sie nickte. Ein eisiger Schauer lief ihr über den Rücken, brachte die Haare in ihrem Nacken zum Vibrieren. „Ja.“

Als sie wenige Minuten später zurück war, die Hände voller Holz, starrte er auf eine Karte. „Oh...“ sie reagierte, ließ die Äste fallen und trat näher. „Was...“

„Das ist eine Karte... ich weiß nicht. Woher soll ich denn wissen...“

Das Papier unter seinen Händen war glatt, als wäre es nie beschrieben worden. Liara fühlte die winzigen Erhebungen der Farbe. Es fühlte sich falsch in dieser Welt an.

„Was ist denn.. Bramant?“

Er deutete auf ein größeres Objekt in der Mitte der Karte.

„Das ist die Hauptstadt von Gradorien. In Gradorien lebten sonst nur wir Menschen, weißt du? Unser Land war groß und reich, bis vor einiger Zeit ein... neuer Herrscher auf den Thron kam.“

„Ich verstehe.“ Er nickte. „Bring bitte das Holz her.“

Sie bauten eine Feuerstelle auf, dann machte er mit dem Zauberkästchen Feuer. „Gib es zu, du bist doch ein Zauberer.“ Sie starrte ihn an. „Nein, Liara, das ist alles Menschenwerk. Das sind Dinge, die man lernen kann.“

„Darf ich...?“

Er schüttelte den Kopf. „Lass uns hier überleben und ich werde mich dir erkenntlich zeigen.“

„Wie?“ fragte Liara. „Du hast Dinge heute gesehen, die nicht sein können und eigentlich könnte ich dich töten, aber ich werde es nicht tun, Liara. So heißt du, glaube ich. Ich habe mich zurückgehalten. Es ist wichtig, dass du am Leben bleibst. Das klingt jetzt hart.“ Seine Stimme klang gepresst. „Aber ich finde keine anderen Worte dafür. Ich habe dich gerettet und du wolltest mich in die Sklaverei verkaufen. Ich komme... nur darauf zurück, weil... ich weiß. auch nicht.“ Er verstummte.

„Niemand hätte dich gesucht. Wenn du, Herr Namenlos, schon nicht weißt, wer du bist, dann vermutlich auch kein anderer. Schau dir deine Kleidung an, du gehörtest einfach nicht hierher. Ich habe.“ Sie stand auf, weg vom Feuer, ihr Rücken dem flackernden Licht zugewandt; sie hörte sich so leise an, dass das Knacken des brennenden Holzes sich in den Vordergrund schob. „... ich habe Angst vor dir. Und Vater meinte, dass es besser wäre, wenn du schnell.. fort wärst. Dann wäre ich außer Gefahr.“ Sie wandte sich wieder zu ihm um. Tränen hatten Spuren hinterlassen, ihre Wangen glänzten. „Ich freue mich dennoch, dass du geflohen bist. Ich habe dich verfolgt, weil ich ahnte...“ sie atmete schwer, „weil ich ahnte, da ist etwas an dir, Fremder, das wichtig ist. Sehr wichtig. Ich kann nicht einfach fernbleiben. Weißt du, ich habe davon geträumt, jemanden wie dich zu treffen, einen...“ sie zuckte, schüttelte den Kopf. „Nein. Lassen wir das.“

Er nickte. „Sicher.“ Seine Augen starrten weiter in die Flammen, als versuchten sie dem Flackern ein Geheimnis zu entlocken. Er war schwach. Er konnte niemanden beschützen, nicht heute Nacht. Er hoffte, dass die Gewissheit, hier sicher zu sein, gerechtfertigt war. Und dann schlug der Hunger zu, wie eine Faust in seine Magenröhre. Er keuchte. Sie ging auf die Knie, hob ihren Blick in sein Gesicht. „Was ist?“

Er drehte sich um, betrachtete die kleinen Kisten und Dosen, die er aus den Verpackungen genommen hatte. „Diese...“ er deutete auf eine runde Dose. „...bring sie her. Bitte.“

Er packte das Kurzsword und ließ es auf den metallenen Körper der Dose niedersausen. Dann besann er sich, sägte vorsichtig den Deckel ab. „Nichts verschütten. Wir haben nicht unendlich viel zu essen bei uns.“ Wieder eine Stimme aus seiner Vergangenheit, die er nicht zuordnen konnte.

Er stellte die offene Dose ins Feuer, betrachtete, wie sie zu brodeln begann.

„Koste mal, ob es gar ist.“

Liara nickte.

„Es ist... was ist das?“ fragte sie. Ihre Augen weiteten sich, „das ist wohl die Nahrung der Götter...“

Er konnte sein Grinsen nicht verbergen. „Ich weiß. nicht, was es ist. Aber wir beide werden es uns schmecken lassen.“ Sie aßen mit Appetit, Liara noch immer verwirrt ob des Geschmacks, den sie nicht kannte; er mit dem Wissen, dass es etwas aus seiner Vergangenheit war, die er versuchte, zu entdecken.

„Weißt du nun“, Liara redete mit offenem Mund, kaute auf einem Brocken eines weißen Materials, das sie verwirrt an Pilze und Fleisch erinnerte, „wer du bist?“

„Nein. Und das ist im Moment auch nicht wichtig, denn mein Name kommt wieder, so wie“ er hob seine Hand, das silberne Ding glitzerte, „ich weiß., dass das ein Feuerzeug ist. Aber.. du musst mir erklären, wo ich bin. Sag mir, wer die Herren in diesem Land sind und ich werde mich irgendwie entscheiden.“

Sie nickte, wischte sich die Reste von Essen aus den Mundwinkeln. „Wo soll ich denn anfangen...“ Sie verzog ihr Gesicht, dann nickte sie, ihre Augen auf das Feuer gerichtet.

„Wir nennen unsere Welt Premiar. So haben es die Alten, die Weisen genannt, weil unsere Welt die erste ist.“ Sie grinste. „Premiar, ja. Ich weiß. nicht, wie die Welt geformt ist, auch wenn die einen sagen, es wäre eine Kugel, andere sagen, es

ist eine Fläche mit Ecken, von denen man hinunterfallen kann. Ich war nie an den Ecken und ich bin auch nicht um diese Welt herumgelaufen. Du bist in Forret gelandet, hier, wo große Wälder das Land beherrschen, im Wald von Askara, so heißt die Provinz, in der wir normalerweise leben. Es gibt so viele Provinzen, dass man sie gar nicht zählen will, aber es sind schon mehrere dutzend. Wer sich so etwas ausgedacht hat... jedes Land hat eigenes Geld und eigene Soldaten und wenn man nicht aufpasst, wird man von den einen Leuten gemocht und von den anderen gejagt und getötet oder landet in Gefangenschaft und Sklave des Fürsten, den man verärgert hat.“ Sie zuckte mit den Schultern.

„Und eure Hauptstadt?“

„Hauptstadt? Hmm...“ Liaras Augen schauten ins Leere. „Es gibt die große Stadt im Süden, Bramant. Das ist eine Ansammlung von Tempeln, Hurenhäusern, Kasernen; dort waren lange Zeit die Magier, bis sie sich entschieden, zu fliehen, weil die Menschen dort unten begannen, sie mit finsternen Augen anzusehen, wenn einmal wieder ein Monster in den Straßen auftauchte und Kinder erschreckte. Aber das ist lang her, das hat der Vater meines Vaters wohl als Kind gesehen. Ich weiß, es nicht selbst. Im Norden von Forret findest du, solltest du dich dorthin begeben wollen, die großen Klippen von Iskaya, die nur an wenigen Punkten unterbrochen werden, um einige Städte an den Rand des Meeres setzen zu können. Du musst dir das mal vorstellen. Riesige Felsen, gigantische Klauen, die hinauf ragen und zwischen diesen Krallen Städte mit tausenden Leuten, die nur davon leben, dass sie dem wilden Meer trotzen und Schiffe hinaus schicken. Ich... war dort auch noch nie, aber es muss...“ sie schwieg. Er ahnte, dass sie damit etwas verbergen wollte, aber wusste nicht, was es war; atmete leise ein und aus, konzentrierte sich, den immer wiederkehrenden Schmerz in seiner Schulter zu ignorieren.

„Über dem Meer, das wir Iskayisches Meer nennen, wegen der Klippen“ sie lächelte „fahren tausende von Schiffen hinaus. Weiter im Norden, hinter Tagen einer wilden Fahrt kommen wir ins Land der Barbaren, einem wilden Volk von Seefahrern, die sich dadurch hervortun, dass sie anderen Schiffen auflauern, sie überfallen und ausplündern. Sie sind die Skolden, so nennen sie sich selbst, weil das in ihrer Sprache Krieger heißt. Sie haben keinen Könige oder Fürsten, dafür sind sie zu eitel und zu kriegerisch. Narren, hätten sie einen König, könnte er sie vereinen und dann...“ Sie stoppte.

Still brannte das Feuer weiter. In der Luft lag der würzige Rauch verkohlten Essens aus dem metallenen Topf. Der Wind wiegte die Bäume in einer unwirklichen Art und Weise. Er wurde müde. Seine Schulter musste ruhiggestellt werden, für längere Zeit als er vorhatte, hierzubleiben. Sein Blick glitt über die Geschenke der unbekanntenen Macht aus den Folienbeutel, blieb an einer winzigen Schachteln hängen. „Bitte, gib mir das.“ flüsterte er. Sie nickte, griff hinüber und reichte sie ihm. „Kein Wasser hier...“ einige wenige Tropfen in der Dose. Er holte eine Pille aus der Verpackung und schluckte sie hinunter. Er würgte. Sie löste sich schon in seinem Hals auf. Er atmete schwer und betrachtete stirnrunzelnd, wie das Pochen in seiner Schulter immer winziger wurde, ein Tropfen in einem Meer aus Watte, in den sich sein Körper verwandelte.

„Im Norden... hinter dem Meer, Skolden. Bramant. Die Stadt der Tempel und des Königs.“

Sie nickte, aufgeschreckt von seinen Worten. Sie starrte zu Boden. Mit dem Finger begann sie Linien in den Dreck zu zeichnen. „Im Norden, ja.“

„Und sonst?“

Sie blickte auf. „Warum willst du das wissen? Es ist gefährlich. Du bist gefährlich, also passt das natürlich zusammen.“ Sie kicherte, aber voller Unruhe, ein Kichern unter dem Galgen, so nannte man es, Galgenhumor. Wieder ein Wort, das ihm wieder einfiel.

„Im Süden... leben die Toten. Sie sind nicht wie unsere Toten. Wenn in Forret jemand stirbt, dann ist er wahrhaftig tot. Aber sie...“ Ihre Mundwinkel zuckten, ihre Zähne knirschten leise. Dann richtete sie sich auf. „Sie nutzen eine verbotene Macht, sich am Leben zu erhalten. Seit Jahrhunderten existieren sie. Sie haben sich in Experimente gestürzt, die kein Lebewesen ertragen könnte. Doch... sie sind lebendig und doch... Sie erschaffen sich. Ich weiß, nicht. Ich habe von Dingen gehört, Geschichten, die mein Vater erzählt hat. Sie sollen eine Höhle haben, in denen sie sich erneuern müssen, sonst fallen sie auseinander.“ Wieder kicherte sie auf diese Art, die ihm Angst machte. Ein seltsamer Klang lag in der Luft. „Ich darf nicht zu viel davon reden. Hast du sie gesehen? Wo einige sind, sind noch mehr. Du hast sie durch deine Flucht aus der Höhle in Gefahr gebracht, einige sogar für längere Zeit aufgehalten... wobei... Gefahr.“ Sie schwieg. „Sie können nur durch Feuer sterben. Alles andere hält sie nur auf. Zerhacke sie, verteile ihre Körper über das Land und sie werden sich wieder zusammenfügen. Wirf sie ins Meer, lass sie von den Fischen fressen... es dauert nur länger, bis sie



wieder eins sind. Sie sind wie Würmer, die sich auch dann vermehren, wenn man sie teilt. Nur Feuer... Feuer kann sie verbrennen und, so sagen es die Priester... erlösen. Was sie nun hier machen?“ Sie lachte. „Ich weiß. es nicht. Man sagt, es wäre ein Fluch, wie sie zu werden, wenn man ihnen zu nahe kommt. Als würde der Staub, den sie berühren, sterben. Nein. Ich... ich“

Sie schwieg wieder. „Sie müssen vom Meer her kommen. Niemand geht nach Bramant, außer er kommt über das Meer. Es ist eine unüberwindliche Mauer im Süden, Berge, die bis in den Himmel ragen. Es dauert für sie Monate, um darüberzukommen. Sie sind unaufhaltsam, aber sie sind langsam. So langsam, wie totes Fleisch, verfallende Knochen, von dunkler Macht zusammengehalten, eben braucht...“

„Aber das ist doch nicht möglich“, sagte er. Seine Augen hatten im Licht des flackernden Feuers eine dunkle Farbe angenommen, fand sie. Sie schaute ihn an. „Dort, wo ich lebe, ist das möglich.“

„Und... wie ist der Osten? Was ist dort?“

Sie lächelte. „Das ist einfach. Da ist nichts.“

Er biss sich auf die Zunge. Zorn strahlte in ihm auf.

„Nichts?“

„Nichts.“

„Also wenn ich mich jetzt aufmache und nach Osten gehe, dann werde ich an einem Punkt einfach so verschwinden?“ Seine Augen wurden zu Strichen, die Welt verschwand um ihn herum, verschwamm in einem Meer aus Flimmern aus Schwarz und Feuer.

„Wenn du... nach Osten gehst, hörst du auf, zu sein. Du bist einfach, du hast es schon gesagt, weg.“

„Ich will nicht...“

„Du verstehst es nicht, du bist neu hier.“ Liara nickte. „Es gibt eine Grenze im Osten, einen Punkt in der Landschaft, hinter der alles normal aussieht, aber das ist es nicht. Du siehst eine weite Ebene, flaches Land, du siehst aber nichts am Horizont, keine Berge, keine Bäume, nichts. Das Gras ist dort auch sehr schwach, als würde es etwas spüren. Je näher man kommt, desto weniger ist dort. Es ist dort, als würde die Melodie des Lebens langsam verhallen. Und dann... einen Schritt weiter ist man einfach verschwunden. Keine Explosion, kein Rauch, kein... einfach weg. Niemand weiß, was im Osten ist, weil da eben nichts ist.“

Er atmete schwer; dennoch, sie konnte recht haben, wenn er darüber nachdachte... aber er konnte...

„Und im Westen sind die Steppen, die großen Ebenen, da wohnen auch viele Menschen, sie reiten und kämpfen untereinander um die Vorherrschaft. Aber sonst... ich weiß. nicht. Es kommen öfter Wanderer, Reiter, Krieger aus diesem Land, aber der König hat keine Probleme mit ihnen. Wir als Volk auch nicht. Sie fürchten sich vor den Wäldern.“

„Und wenn du einmal eingedrungen in die düstere Nacht der Riesen um dich herum, dann wirst du schreiend nach der Freiheit rufen, die du aufgegeben hast, doch da ist niemand, der dich hört. Und dann wird die Welt dich vergessen.“

Liara blickte auf. Er winkte ab. „Nur ein altes Gedicht, das mir in den Sinn gekommen ist.“

„Dann kannst du dich doch erinnern?“

Er schüttelte den Kopf. „Nein. Ich fühle nur Fetzen, Bilder in meinem Kopf, wie die Blitze in einem Gewitter, die kurz gewisse Gedanken beleuchten und dann wieder verschwinden.“

„Du brauchst einen Namen“ sagte sie entschlossen. „Wenn du hier überleben, nicht auffallen willst, brauchst du einen

Namen und Kleidung, die dich nicht als Fremden auszeichnet. Dass du unsere Sprache kannst, ist ja schon ganz schön; aber dein Akzent und das, was du trägst, macht dich zu einem Spielball der Menschen, denen du begegnest. Denn du hast eine Aufgabe.“

Er schaute von den Flammen auf. „Aufgabe? Ich weiß. nichts.“

„Du musst das Ovpar beschützen.“ sagte sie, „Dein toter Freund“, sie deutete auf den schwarzen Gegenstand, der einige Meter entfernt lag, „hat es mir gesagt, kurz bevor er verstorben ist.“

„Das Ovpar? Was ist das?“

Sie gähnte. „Das sag ich dir, wenn die Sonne aufgegangen ist und ich geschlafen habe. Du brauchst auch Schlaf, Namenloser aus der fremden Welt.“

„Aber...“

„Was? Ich sehe, dass wir alle nur Menschen sind und du ein Mensch mit Zauberfähigkeiten. Das ist jedoch... wir müssen schlafen. Wirklich.“

Er nickte. „Du hast Recht.“ Er packte die Klingen, legte sie auf seine Beine. Sie schüttelte den Kopf. „Immer mit dem Schlimmsten rechnen...“

„Wenn ich morgen aufwache und wieder in einem Wagen liege, der mich in die Sklaverei verschleppen will, habe ich nicht genug aufgepasst.“

Sie schwieg. Leise brannte das Feuer herunter.

## XII

„Er muss große Schmerzen gehabt haben“ sagte Professor Notna, während er stirnrunzelnd das Ende des Kampfes in der Arena betrachtet.

„Wir haben genug Schmerzmittel, um selbst dem Drachen zu helfen.“ Neru starrt ins Dunkel der Ecke, die sich über ihm auftut, wie immer, hier im Zwielicht der winzigen Lampen. „Er war geheilt. Er sollte entlassen werden.“

„Hat die Berührung mit dem Feuer des Wesens vielleicht etwas in ihm ausgelöst?“

„Danke für das Offensichtliche“ wollte Professor Notna sagen, aber ein Blick Nerus verhinderte dies. „Heute keinen Streit; diesen können Sie fortsetzen, sobald wir wieder in Sicherheit sind, hier oben.“ Diese Worte schwangen noch immer in der Luft wie schlecht gestimmte Saiten.

„Ja, wir glauben, dass er sich durch den Kontakt mit dem Feuer eine Art Geistesvirus eingefangen hat. Das klingt irgendwie komisch. Ich weiß. nicht... als hätte Magie angefangen, auf seine Psyche zu wirken.“

„Magie...hmm.“ Leutnant Sposka versucht, ihre Mundwinkel unten zu halten, aber die Lippen geschürzt, beginnt ein leises Kichern aus ihrem Mund zu dringen.

„Magie... ist... keine... Erfindung“ Professor Notna starrt sie an. „Der Unterschied ist, dass es kaum korrekte Unterlagen dazu gibt. Aber... woher sollte denn der Drache kommen? Wir haben es nicht geholt, es ist nicht in einer Art Transporter gelandet, der vom Himmel gefallen ist, um uns auszulöschen.“

„Aber Magie... Herr Professor, ich finde, dass Sie da etwas zu siegessicher sind. Magie ist Abrakadabra, sind Männer mit spitzen Hüten und Sternen auf ihren Mänteln, das sind...“

„Das sind Märchen, Leutnant. Das sind Märchen und keine Magie, Geschichten. Magie ist viel mehr als das, was man Ihnen erzählt. Jedenfalls forsche ich bereits seit Jahren damit. Es hat damit angefangen, dass...“

„Bitte, keine Diskussionen, zumindest nicht jetzt. Es wird bald Zeit, aufzubrechen, deshalb halten wir uns nicht mit metaphysischen Diskursen auf.“

„Boris und Pjotr sind ausgezeichnete Fährtenleser in der Dunkelheit, sie haben das von ihrem Vater geerbt, den es leider auch nach G13 verschlagen hat, wo er verschwunden ist. Auch deshalb sind sie dabei. Nur so, falls sie etwas fanatisch wirken sollten. Sonst, in Friedenszeiten sind sie friedlich...“

„Wenn gleich ein bisschen“ Notnas rotierender Finger wurde übersehen. Leutnant Sposka sprach weiter, nun etwas lauter.

„Wir bekommen genug Nahrungsmittel für 2 Wochen mit. Spezialpackungen. Wir lassen uns bis G10 fahren, weiter reichen die Fahrmöglichkeiten nicht. Ab dort wird zu Fuss weitergegangen. Den technischen Unterlagen zufolge befinden sich die Lastentransporter in ausreichend guter Verfassung, um...“

„uns nach unten zu transportieren und falls wir Glück haben, auch wieder hinauf. Ja, ich kenne das“ Salara hat ihre Gedanken mehr gezischt als ausgesprochen. „Sie waren also unten. Schön. Und Sie haben überlebt. Mit jedem Menschen, der dies geschafft hat, steigen unsere Chancen dramatisch an, diese Sache zu überstehen und Ja-Lib herauszuholen.“

„Ja-Lib war allerdings nie dort, er hat sein Leben auf der Ebene G7 begonnen und hat sich durch seine Taten einen Platz ins G3 verdient. Ich weiss nicht, wie es in G1 oder G2 aussehen soll. G3 ist doch angenehm, oder?“

„Diese Diktatur der Ebenen ist doch Schwachsinn...“

„Professor, wir sind nicht hier, um politische Themen zu diskutieren“ Leutnant Sposka zerrte an ihrem Gürtel. Neru machte sich Sorgen, dass sie ihre Waffe ziehen und den Professor damit erschießen könnte, aber sie hatte sich mehr unter Kontrolle als andere. Neru wurde laut. „Genau. Danke Leutnant. Ich mache Sie noch einmal gerne über die Lage der bekannten G-Ebenen bekannt.“

Er griff in seine Tasche und holte ein rundes Objekt von der Größe einer Faust heraus. Er drückte auf mehrere Stellen gleichzeitig. Gleißendes Licht schoß heraus, bohrte sich in die dicke Luft, liess die Menschen in Schock zurückzucken.

„Das haben wir, Salara und ich, von G13 mitgebracht. Es ist ein sogenannter holografischer Projektor mit einer Energiequelle, die wir nicht haben erklären können. Wir haben uns entschieden, diese virtuelle Karte intakt zu lassen, weil es klar war, dass irgendjemand sich wieder in Gefahr begeben würde und wir es brauchen würden.“

Er klickte. Das Bild flackerte und veränderte sich. Strukturen wurden sichtbar, winzige schwebenden Objekte verklumpten sich zu Häusern und Straßen.

„Das ist Ebene G10, vor einigen Jahrhunderten vermutlich. Sie kennen das ja, was man nicht abreißt, verfällt hier unten auch nicht. Zumindest nicht so schnell. Wir werden hier, „ er griff in das Licht“ ankommen, diesen Weg nehmen, vorbei an den Zisternen des Friedens, an der Kaserne und hier einige wenige Kilometer durch das Arbeiterviertel. Zumindest nannte man es so.“

„Früher. Herr Pasol, es ist doch bekannt, dass seit den Aufständen im Jahr 290 diese Gegend nicht wirklich sicher ist. Hier hausen Banden, die alles tun, um sich Objekte zu erschleichen, nein, zu erobern, die sie brauchen. Und die Kaserne, die ist ja wohl ein Witz. Dort lebt, soweit ich weiss, einer dieser kleinen Diktatoren, der...“

„Sie meinen Ursa Minor?“

„Der kleine Bär, ja. Ich verstehe nicht, wie man so naiv sein kann, zu versuchen, dort unten zu überleben, bei solchen Aussichten.“

„Sagen wir so...“ Neru lächelte. „Was wäre, wenn Minor eine Marionette wäre für eine übergeordnete...“

„Wie meinen Sie das?“

Notna war aufgesprungen. „Meinen Sie, dass alle meine Versuche, nach G11 und darunter zu gelangen, nicht nur von einem winzigen Diktator beeinflusst wurde, sondern auch... von euch?“

Beschwichtigend hob Neru die Arme. „Verstehen Sie doch. Der Zugang zu G13 war so hart erkaufte, sowohl finanziell als auch durch menschliche Verluste, dass man sich entschlossen hat, eine Art... wie nennt man das, Zerberus-Wächter zu installieren. Jemanden, der auf Lohn angewiesen ist, nicht nur durch das bisschen Macht da unten. Minor hat uns nie enttäuscht. Er mag zwar auf den ersten Blick ein Idiot sein, aber er ist unser Idiot.“

Sie schwiegen und von draußen klang der Lärm eiliger Schritte durch die Fenster herein. Als wäre ein Startschuss fällig gewesen, hämmerte Professor Notna auf den Tisch. „So. Und? Wie geht's weiter? Sollte dieser Arena-Kämpfer, dieses Drachenfutter, wirklich an diesem Minor vorbeigekommen sein...“

„Er ist es.“ Neru seufzte. „Wir haben erst vor kurzem die Information erhalten, dass Minor ein großer Fan dieser Veranstaltung ist und hat ihn freundlicher begrüßt als seine anderen Gäste, die meistens verprügelt und ausgeraubt werden. Ich habe ihn informiert, dass Ja-Lib fortgelaufen ist, zumindest inoffiziell. Er hatte ihn dann, nach einem Essen, in sein Zimmer bringen lassen, aber am nächsten Tag war er nicht mehr da. Ob er nun durch die Hilfe einer anderen Person weglaufen konnte oder ob Minor ein bisschen zicken wollte, wissen wir nicht. Minor spricht offiziell, so man dies offiziell nennen kann, von einem bedauerlichen Fehler.“

„Na super.“ Leutnant Sposka zischte mit der Gewalt eines Wasserwerfers. „Den Leuten da unten können Sie also auch nicht vertrauen.“

Neru zuckte mit den Schultern. „Vertrauen kann man den Leuten nicht, nur bezahlen, unterstützen, bis jemand kommt, mit dem man es leichter hat. Und dann gibt's eine kleine Revolte und bald sitzt ein neuer Mensch auf dem Chefsessel. So einfach ist das. Minor weiss das. Vermutlich kann er sich nur nicht daran erinnern, wie er an die Macht gekommen ist.“

„G10 ist also durch. Wir fahren mit dem Transportmittel eine Ebene tiefer zu G11.“ Salara hob die Augenbraue und schaute in die Runde. „G11 ist bereits ein anderes Kaliber. Sie alle wissen, in den letzten Jahrhunderten haben sich die oberen Ebenen gesellschaftlich und technisch weiterentwickelt, während durch irgendeine Sache die unteren Ebenen nicht weiter benutzt wurden. G11 war ein Beispiel für den Aufbau einer Art Bauern-Ebene, wie soll ich das beschreiben. Man versuchte dort, laut unseren Erfahrungen, Nahrungsmittel nicht in Fabriken herzustellen, sondern direkt, durch eine Art Mutterboden und durch große Lampen, die eine Art Tag-Nacht-Zyklus erschaffen sollten. Man kann nur vermuten, dass die Ergebnisse nicht ausreichend waren, so dass man anfangs Züchtungen durchzuführen, die zum einen die Getreidesorten als auch die Nutztiere ergiebiger machen sollten. Tja, anscheinend sind die Experimente furchtbar schief gelaufen. Als unser kleines Team vor den langen Jahren dort unten war, sind gewisse Merkwürdigkeiten aufgetreten. Der Tag-Nacht-Rhythmus funktioniert noch immer, deshalb war es für uns einfacher, in der Dämmerung voranzukommen. Die Lichter zu Tageszeiten sind sehr hell, unglaublich hell und durch die künstlichen UV-Strahlen, die beigefügt wurden, um die Sonne in all ihrer Pracht zu simulieren, hatten wir mit Dingen wie leichten Hautverbrennungen und Schwindelgefühlen zu leben. Deshalb benötigte das Überqueren dieser Ebene auch eine Woche. Wir müssen natürlich auch sagen, dass wir Zeit hatten; ein Marsch wird uns in vermutlich 2 Tagen zum Transportmittel für G12 führen. Wenn wir nicht auf Mutationen treffen.“

„Mutanten?“ fragte Notna. Salara nickte. „Vermutlich 200 Jahre an Sonneneinstrahlung, dazu die Experimente an Pflanze und Tier haben zu recht unschönen Ergebnissen geführt.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Leutnant Sposka.

„Da unten werden Sie Tiere sehen, die nicht existieren dürften. Wir vermuten eine rudimentäre Intelligenz, Schwarmdenken für Wesen, die gar nicht in Schwärmen agieren dürften. Sie haben keine eigene Intelligenz, sondern eine Art Meta-Intelligenz, die ihre Gedanken so steuert, dass sie nicht allein unterwegs sind, niemals, sondern immer in Gruppen zu 10 oder mehr. Manchmal bekämpfen sich auch Gruppen. Nur deshalb haben wir dort unten beim letzten Mal überlebt: Wir waren eingekreist und plötzlich drehten die Schweinoden, so nennen wir die Nachkommen der

mutierten Schweinen mittlerweile, vollkommen durch und rannten in alle Richtungen davon. Wir haben uns dann verzogen, sind schnell weitergezogen, denn im Hintergrund hörten wir die Schreie der Wesen, die uns vor Sekunden noch hatten töten und fressen wollen. Rinoden, die Nachkommen von Rindern hatten wir noch gesehen; falls Sie schonmal ein normales Rind gesehen haben, deren jetzige Schulterhöhe da unten liegt bei ca. 2,30m-2,50m. Wir haben auch festgestellt, dass die Tiere meistens zu Fleischfressern geworden sind. Nur wenige Wesen überstehen den Kontakt mit den Pflanzen. Durch die Menge an Strahlung, die um ein Vielfaches größer ist als jene, welche die Sonne bieten soll, damals, als wir noch draußen leben durften... jedenfalls gibt es dort nicht nur Pflanzen, die durch Pollen oder Kontakt Verbrennungen oder Vergiftungen erzeugen können, nein, sie haben sich an das karnovierte Verhalten aller Spezies da unten angenommen und das heisst: komm ihnen zu nah und sie verdauen dich lebendig.“

Leutnant Sposka schüttelte den Kopf. „Sie führen uns in die Hölle, ist es nicht so?“

Neru nickte. „Ja. Und das ist erst G11. Wir haben G10 noch in Benutzung, weil wir wissen, dass Dinge, die von unten kommen, weiter oben nicht überleben dürfen. Jede unserer Marionetten auf G10 war direkt darauf geeicht, jede Form von Übernahmeversuch aus den tieferen Ebenen zu melden und zu bekämpfen. Das Schwarmverhalten der Tiere da unten ist nur auf Jagen, Töten und Fressen ausgelegt. Aber wir können die Zukunft nicht vorhersehen. Vielleicht suchen sie irgendwann einmal den Feind, das neue Futter, bei uns.“ Er grinste. Leutnant Sposkas Gesicht glich einer Wand aus Feuer. „Das ist ein bisschen mehr, als ich wissen wollte. Nun gut...“ Sie atmete schwer. Die beiden anderen Soldaten starrten sich an und nickte. „Alles, was man töten kann, werden wir töten.“

„Sollten wir Ja-Lib vorher finden, werden wir natürlich umkehren, mit ihm. Oder mit seiner Leiche. Da er den direkten Weg nach G13 sucht, glauben wir, dass auch er seine Zeit nicht in den oberen Ebenen verschwendet. G11 bietet dem geeigneten Bewohner, so er vor 200 Jahren dort gelebt hat, eine hübsche Landschaft mit Bergen an den Seiten. Sie wissen schon: ein Mensch lebt untern,“ Salara blickte sich um, „ständig umgeben vom Druck von Mauern, Stahl und hunderte Meter Stein über ihm. Deshalb ist der Übergang zu G12 in einer Art Höhle. Zumindest wurde der Transporter in virtuell hübschen Stein eingebaut, umgeben von Tropfsteinen und so weiter. Falls dort Tiere leben, müssen wir sie alle ausschalten.“

„Also töten. Und was gibt Ihnen das Recht...“

„Professor Notna, das Überleben-Wollen gibt mir immer Recht.“

Leutnant Sposka starrte den Professor an. Er wich ihrem Blick aus, zuckte mit den Schultern. „War nur eine metaphysische Frage... wir haben immer Zeit für grundsätzliche Fragen. In G12 sollen die Maschinen stehen... nur deshalb bin ich bereit, mich in Gefahr zu begeben.“

Salara nickte. „Aber es lohnt sich.“

„Das Bild sieht schön aus, aber es ist gefährlich“, sagte Leutnant Sposka, ihrer Rolle als Frau plötzlich bewusst. „Ja, das sage ich auch immer“ Salara lächelte. „Das hier ist G12. G12 wurde früher als G11 verlassen. Warum, was wurde uns klar, als wir G11 überlebt hatten, zumindest die meisten von uns; einige Leute hatten Biss-Spuren von Schweinoden und Lichtverbrennungen, leider gab es einen Toten.“

„Leutnant Makers“ Sposka blickte auf. „Sie...“ Der Leutnant nickte. „Er war in meiner Einheit... ich war noch neu, kein Leutnant wie jetzt. Wir kannten uns... ich habe erst gelesen, dass er auf ihrer Expedition mitgewesen war, als Sie zurückkamen und Ihre Informationen sofort unter Verschluss waren. Jedenfalls, sprechen Sie bitte weiter...“

Salara nickte.

„Die Fahrt von G11 auf G12 dauert ca. 12 Stunden. Sie ist die letzte Möglichkeit, sich wirklich auszuruhen. G12 ist ein anderes Kaliber als alles, was darüber liegt. Während auf G11 die Gegner noch irgendwie sichtbar und angreifbar sind...“ sie stoppte. Der Raum lag in tiefem Schweigen. Neru räusperte sich „G12 ist gefährlich. Richtig gemeingefährlich. Es ist so gefährlich, dass, wenn wir dort sind, die Möglichkeit von Schlaf und Erholung extrem eingeschränkt ist, dass ein falscher Weg bereits den Tod bedeutet.“

Er klickte und das Hologramm wechselte die Farbe; Linien bildeten sich, flimmerten im fahlen Licht einer

allumfassenden Dämmerung. Sie starten auf das Bild. „Das ist G12 und es ist genauso gefährlich, wie es aussieht.“ Er hörte förmlich, wie die Leute um ihn herum den Atem anhielten. Zorn wallte in ihm auf, als er sich erinnerte, wie fröhlich alle damals gewesen sein mussten; in einer Zeit, die keinen echten Schrecken mehr kannte, außer den Drachen, irgendwo da draußen.

„G12 kennen die Leute nur, weil sie von ihren Eltern die Geschichten beigebracht bekommen haben, Gruselgeschichten in der Schule, Alpträume, Filme für junge Erwachsene. Sie wissen, dass es existiert, aber was dort unten lauert, lauert bei ihnen nur im Unterbewusstsein... G13 ist noch tiefer, das kennen nur eingeweihte Menschen und Computer. Ich bin der Meinung, da... ich weiss nicht... man darf es nicht wissen.“

G12 war die Industrieanlage, die Maschinen für uns hier oben lieferte, während des ersten Aufbaus... nach dem Untergang... nach dem Verlust unserer Welt da oben. Sie bestand zum großen Teil aus Menschenwerk, wurde jedoch nach vermutlich einem Jahrhundert von den Maschinen übernommen. Oder freiwillig übergeben. Wir wissen nichts wirklich, jedenfalls produzieren die Maschinen weiter, wir mischen uns nicht in ihre Angelegenheiten ein, eine Art Friedensabkommen... eine Win-Win-Situation. Deshalb mögen sie es nicht, wenn wir zu ihnen kommen... oder versuchen, sie zu überwältigen. Es gibt immer einige Leute, die G11 überleben und in G12 verschwinden. Religiöse Fanatiker, die ihre Gottheit in der Tiefe suchen...“

„Wie meinen?“

Leutnant Sposka zischte zusammengebissene Laute aus ihrem Mund. Neru blickte auf. Notna grinste. „Haben wir etwa eine wunde Stelle erwischt? Religiöse Fanatiker, die in den Maschinen oder noch weiter unten eine Lösung suchen, eine Art Erlösung von dem da oben?“

Sposka spuckte aus. „Ihr technokratisches Geseier kotzt mich an.“ Sie blickte sich um. „Muss der wirklich mit?“ Notna lächelte. „Ich werde mich gerne zurückhalten, wenn Sie sich aufregen. Oder auch nicht. Es liegt ganz in meinem Ermessen.“

Die beiden anderen Soldaten sagten nichts, starrten betroffen zu Boden. Schamesröte stieg in Sposkas Gesicht auf. Neru kratzte sich die wenigen Haare auf seinem Kinn. „Leutnant, wir wissen, wieso Sie sich so aufregen. Seien Sie sich sicher, alles wird sich aufklären.“

„Notna, lassen Sie die Kommentare, wir werden hier alle gebraucht und das ist kein Witz. Wir sind wenige und haben eine große Aufgabe, schauen Sie...“

Gewaltige Linien zogen sich durch die Luft, verschwammen im dumpfen Hagel der Staubflocken dieses Raums.

„Diese Ebene ist mehrere Kilometer hoch, bevölkert von Maschinen, die uns zwar nicht unbedingt töten wollen, aber auch Selbstschutz praktizieren. Sie können riesig sein, wie hier, „Neru deutete auf ein Rechteck, das sich rot vom Hintergrund abhob, „Ist eine einzelne Maschine. Kann sich bewegen. Uns zertreten wie Maden. Oder andere Maschinen dazu bringen, uns zu töten... jedenfalls müssen wir dort unten vorsichtig sein. Das Problem sind schlimmer mit... den kleinen Maschinen, gefährlich... Schwarmwesen. Wir haben einige Leute verloren... wichtige Leute. Sie wurden...“

Neru schwieg, schüttelte den Kopf. „Es ist gefährlich da unten.“

„Und weiter unten?“

Einer der Zwillinge, Neru konnte sich nicht erinnern, wer auf welchen Namen hörte, hatte gefragt.

„Da unten wurden Experimente durchgeführt. Ob sie gut oder böse waren... die Ergebnisse sind verschollen, aber... die Menschen brauchen eine Art Erlöserfigur, eine Art Himmel und dort unten sollen die Dinge sein, die uns retten können. Dort unten sollte ein Computer leben, der die Macht hat, uns zu befreien, oder irgendsowas.. wir waren unten... sind nicht weit gekommen. Konnten uns mit Mühe zurückschlagen. Verletzt, fast tot... Nur Salara und ich.“

Salara starrte ins Licht. „Ja... fast tot.“

Neru hob seine Hände, um ihr sanft auf die Schulter zu schlagen, aber ihr Blick hilet ihn davon ab. Er kannte ihre aktuelle Stimmung: mörderisch mit Hang zur totalen Vernichtung.

„Sollte man also G12 überleben... irgendwie, wenn man nicht in den Recycling-Anlagen der Maschinen landet, was passiert, wenn man stirbt...“

„Es gibt einen geheimen Weg nach G13. Dieser ist aber geschlossen worden, durch uns selbst, damals, als wir die Flucht angetreten sind. Es war ein Einwegticket, das wir gelöst hatten.“

„Die Frage lautet doch“, Professor Notna, kratzte sich am Hals, „Wieso Sie noch leben. Sie beide. Ich meine, es ist einfach sehr schwer denkbar, dass 2 Menschen, die ihr komplettes restliches Team verloren haben... die durch Ebenen von Tod und Verdammnis gewandert sind, am Ende dort landen, wo sie hinwollten und dann... wie soll ich sagen, wieder hier herkommen.“

Stille, erneut diese magisch-dumpfe Stille, die alle Gefühle in sich selbst verlaufen lässt, wie dieser Käseersatz, den man bekommen konnte.

„Es... ist schwer... wir können uns tatsächlich kaum noch erinnern, wie wir es geschafft haben, herzukommen.“

Niemand antwortete.

„Wir sollten losmachen. Je länger wir hier rumstehen, desto...“

„Ja. Wir fahren nun zur Kaserne. Dort holen wir Waffen und Ausrüstung. Ich hoffe, wir alle haben letzte Nacht gut geschlafen. Es wird ein sehr langer Tag werden.“

„Gut. Nur noch eine Sache... glaubt ihr wirklich, dass Ja-Lib den Weg nach unten überlebt hat? Wir sind zu sechst und unsere Chancen sind schon sehr schlecht. Wie kann ein einzelner Mann...“

„Frau Leutnant... Sie kennen Ja-Lib aus dem Fernsehen oder sie waren schon einmal in der Arena?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein. Aber ich weiss...“

„Ja-Lib kämpfte mehrfach gegen den Drachen. Er war immer sehr erfolgreich... konnte, wie auch immer, das Tier, das Wesen, nicht besiegen, aber... verletzen. Allein die Möglichkeit, dass er der große Meister ist, von dem die Alten gesungen haben, ein Mensch, der die Fähigkeit hat, dieses extradimensionale Ding, das hier unten haust, zu bekämpfen, zu verletzen, vielleicht zu töten, das macht ihn zu etwas besonderem. Haben Sie letzte Woche Buterman gesehen? Er war der Ersatz für Ja-Lib... und er war erfolglos. Nur mit größter Mühe war es möglich, ihn zu retten, aber er wird nicht mehr kämpfen können. Vermutlich wird er den Rest seines Lebens damit verbringen, am Schreibtisch zu sitzen und Dinge zu unterschreiben... Wenn er körperlich wieder voll genesen ist, dann ist der Geist das Problem. Der Geist, wie bei Ja-Lib, der verbrannt wurde, ist geschädigt, aber mit genug Möglichkeiten können wir ihn retten. Er ist einfach gegangen, weil er einen tieferen Sinn in seinem Kampf erkannt hat und weil das Feuer, das ihn verletzt hat, ihn verändert hat.“

„Gut, noch einige Worte, die wir loswerden, bevor wir uns auf den Weg machen?“

„Ja... ich.“

Professor Notna hatte sich in der Zeit, in der Salara gesprochen hatte, von der Gruppe entfernt. Er wirbelte in eine Ecke, es rumpelte, quiekte, dann kam er wieder herein, in seinen Händen der grau-blaue Anzug eines Technikers, der versuchte, strampelnd seinen Körper zu befreien. Notna warf ihn zu Boden. Salara blickte Neru an „Ich sagte dir schon einmal, der Professor ist kein Schreibtischhengst, wie man früher sagte. Er kann auch...“ sie deutete auf die wimmernde Beute „handgreiflich werden.“

Man trat näher. „Sie sind es?“ fragte Neru. „Du kennst ihn?“

Er nickte. „Ich bin ihm gestern begegnet. In einem dieser Restaurants, wo er sich mit seinen Freunden über die Wetten in der Arena amüsiert hat. Ihm schien es nichts auszumachen, etwas Geld zu verdienen, in dem er sich über Gesetze hinwegsetzte... er wettet auf den Drachen.“

Starre Blicke kreuzten sich, bohrten sich in den Übeltäter. „Hey, ich...“ er schwieg.

„JAMES ist sein Name und wenn er nicht unter Freunden ist, dann ist er sehr kleinlaut... wie mir scheint, ein klassischer Fall von großen Mundwerk...“ Nerus Gesicht schien eingeschlafen zu sein. Er räusperte sich. „Was machst du hier, Techniker?“

„Ich...“ Seine Schultern sanken zusammen. „Ich... wollte mich rächen. Sie haben mich vor meinen Freunden lächerlich gemacht. Ich wollte mich rächen, ja.“

„Und wie? Mit einem Zollstock in einer dunklen Gasse auflauern und niederschlagen?“

„So...“ er zuckte „so etwas in der Art.“

„Grandios... Was tun mir nun mit einem solchen... Menschen?“

Sposka trat vor.

„Wir sollten ihn in ein Gefängnis werfen und den Schlüssel in G13 vergessen.“

JAMES kreischte auf.

„Leutnant, eine gute Idee. Aber dann wird man ihn dennoch finden. Irgendwann... wir sollten uns etwas anderes überlegen. Ihn dem Drachen zum Frass vorwerfen...“

„Nein!!!“ JAMES zuckte. „Ich... kann Ihnen helfen. Ich... habe Ahnung von Technik. Ich könnte Ihnen helfen. Wenn Sie da runter gehen... könnte ich...“

Sie schwiegen.

„Ist das eine Idee?“ fragte Salara Neru. Er schaute sich in der Runde um, betrachtete die zusammengekniffenen Augen seiner baldigen Gefährten in den Abgrund der Hölle, den sie nicht kannten. Außer Salara, aber... sie war härter als so mancher Mann, der ihm je begegnet war. „Und dabei... könnte er uns wirklich nützlich sein...“

„Er wird uns verraten, wenn wir ihn hier lassen und er ist eher unser Kriegsgefangener als ein offiziell zu verurteilendes Mitglied der normalen Menschheit da draußen. Wir glücklichen wenigen... wir werden Dinge erleben, die andere Leute nicht in ihren Träumen durchleben wollen.“ Professor Notna liess JAMES fallen. Er schlug hart auf, keuchte, wimmerte. „Kommen Sie mit, Sie Feigling, machen wir einen Mann aus Ihnen...“

### XIII

Brüllend brach die Gruppe von Snalus durch das Gebüsch und stoppte verwirrt. Gerüche hatten die Existenz von Nahrung, von Fleisch angezeigt, doch nun, da sie hier waren, wo auch immer das war, waren sie verschwunden. Nur Asche, so weit ihre Sinne reichten. Die Luft war gesättigt vom Tod.

Langsam zogen sie sich zurück, schweigend wie immer. Nur ihre Gedanken blieben bei diesem Ort.

Er erwachte, schaute sich um. Dieser Ort, so merkwürdig vertraut und doch so fremd, es konnte nicht sein. Sein Mund war trocken wie der Staub um ihn herum; grau lagen die Flocken auf seinem Gesicht. Er wischte mit seiner Hand den Dreck von seinen Augen und konnte endlich klar sehen.



„Snalus. Sie waren hier.“ Liara hatte einen Gesichtsausdruck, als wäre sie dem Tod gerade von der Schippe gesprungen. Er schüttelte verwirrt den Kopf. „Ja? Komisch.“ Er schaute sich um. Fussabdrücke auf dem verbrannten Boden vor ihm und sonst nichts. „Sie haben uns einfach übersehen oder... ich weiss nicht, sie waren plötzlich hier, schreiend und laut und dann haben sie sich einfach umgedreht und sind weggegangen.“

„Ein Traum, Liara?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ganz sicher nicht.“ Sie flüsterte. Langsam begann, irgendwo hinter dem Bäumen, ein neuer Tag. Die Dämmerung legte sich über den Wald, der anfang, zu erwachen. „Was tun wir?“ fragte sie. Er hob seinen Arm. Noch immer pochte dieser, aber nicht mehr so schmerzhaft. Die Mittel, was auch immer er genommen hatte, die nicht von dieser Welt gewesen waren; sie hatten ihn ein Stück weiter in Richtung seiner vollständigen Genesung geführt.

„Wir müssen zum Ovpar. Ich weiss, es ist... gefährlich. Aber irgendwas ist mit diesem Ding, dass wir es uns anschauen müssen.“

„Ovpar... wir müssen in einen Tempel. Die Priester wissen, wo wir es finden. Ich selbst habe es noch nicht gesehen. Gefährlich...“ sie starrte zu Boden. „Du bist gefährlich. Der Wald ist gefährlich. Ob die Reise zu einem Gegenstand gefährlich ist, das weiss nicht nicht. Kannst du gehen?“

Er nickte. Vorsichtig drehte er sich zur Seite, zog seine Beine an und drückte mit dem unverletzten Arm aufwärts.

„Diese Dinge, die in diesen magischen Säcken sind... die nehmen wir doch mit...?“

Er lächelte. „Eigentlich nicht. Aber...“

„aber wir brauchen Geld. Wir brauchen etwas zu Essen, wir brauchen Kleidung für dich. Du fällst hier auf. Du bist bleicher als die anderen, du trägst Dinge, die keiner tragen würde, du bist ein Fremdling und die werden in diesen Zeiten sehr ungern gesehen.“

Schweigend packten sie alles ein, was sie tragen konnten. Liara hatte eine Idee, die er kopfschüttelnd akzeptieren musste. „Tote brauchen keine Kleidung.“ und so stampfen sie, wenige Minuten später, mit einem blutbefleckten Sack aus verknoteter Kleidung fort von diesem Platz. Er drehte sich noch einmal um. „Danke Freund, wer auch immer du gewesen bist.“ Er rieb sich die Schulter.

„Was wird hier wohl geschehen?“ fragte Liara. Er schüttelte den Kopf. „Ich weiss nicht. Mit genug Glück wird in einigen Jahrzehnten jemand diese Stätte finden und eine göttliche Anwesenheit vermuten und einen Tempel bauen.“

Sie nickte. „Ich war auch schon fast daran zu denken, dass hier etwas Großes geschehen ist.“

„Alles, was wir nicht verstehen... ist größer als wir.“

Sie half ihm, den Beutel auf seinen Rücken zu binden. Er nahm dankbar an. Dennoch, das unguete Gefühl blieb, sie hatte ihn schon einmal verraten.

Sie wusste, was er dachte. „Würde ich den Fehler noch einmal machen, hättest du jedes Recht der Welt, mich zu jagen und zu töten. Ich... ich weiss, wie mächtig du bist.“ Er schüttelte den Kopf. „Und doch so unwissend.“

„Nur weil du keinen Namen hast.“ Sie versuchte zu scherzen, merkte aber, dass er sich peinlich berührt fühlen musste; seine Augen starrten ins Leere.

„Du hast die Wahl, Namenloser. Du hast Männer getötet, als du geflohen bist. Nimm einen ihrer Namen und ehre sie. Sie hatten keine Familie, so weit ich weiss.“

Er nickte. „Wie hießen sie?“

„Joras hieß der eine. Er war ein mächtiger Krieger gewesen, aber hatte sein späteres Leben nicht mehr auf die Reihe

bekommen. Der Wein und seine Vorliebe für leichte... Frauen haben es geschafft, die letzten Kräfte seines Körpers zu vernichten. Und dann kamst du und hast seine Seele nach Navogard geschickt.“

„Navo...?“

Sie lächelte. „Eine Art magisches Leben nach dem Tode für die Skeld. Du weißt schon...“ er schüttelte den Kopf, sie atmete schwer. „... Tafeln mit den großen Göttern, Kampfspiele, hunderte junge Frauen...“

Sie wurde rot. Er fühlte sich unwohl. „Und der andere?“

„Ein Bursche namens Seramus. Hatte sein Leben noch vor sich, wenn man denkt, man hat es vor sich, meine ich. Er war ein Gelehrter gewesen, hatte an der Akademie in Bramant zu studiert, aber es war ihm zu langweilig gewesen und er wollte die Welt sehen. Er war kein schlechter Mensch, aber..“

„Er war kein Krieger...“

Sie nickte. „Ich mochte ihn. Er war klug. Er hat sich die falsche Art ausgesucht, die Welt zu erleben. Erst in einem dieser Türme sitzen, in denen man lernt und dann sich den doch gefährlichen Platz in einer... Sklavenkarawane sichern. Und durch die Wälder fahren und bei einem Fluchtversuch eines offenkundig leicht zu meisternden Gefangenen sterben.“

„Ich nenne mir Seramus.“

Liara grinste. „Ich wusste, dass du das sagst. Du siehst nicht aus wie ein alter Krieger, auf den Loblieder gesungen werden. Ich schlage vor, wir gehen vorsichtig in Richtung des Wagens und schauen nach, ob die Wache, die ich zurückgelassen habe, noch lebt oder, ob sie Klugheit bewiesen hat, und geflohen ist.“

„Gut.“ Er stampfte los, Liara hinter sich lassend. Als er die Grenze in den Wald übertrat, drehte er sich noch einmal um. „Danke, Freund.“ Dann wandte er sich wieder dem Grün zu, das ihm zeigte, dass der Weg zur Lichtung noch lang genug war, um gefährlich zu sein.

Mit der Zeit begann, seine Schulter wieder zu schmerzen. Er versuchte, dies zu unterdrücken, aber irgendwann wurde es zu viel.

„Einen Augenblick.“ Er atmete schwer.

„Die Wunde?“ fragte Liara. Er lächelte. „Ja. Das Fleisch ist schwach und der Geist leidet genauso.“

Liara lachte hell auf, das erste Mal, seit er auf dieser Welt war.

„Das hätte Seramus nicht besser sagen können. Er war auch einer dieser Sprücheklopfer.“

„Ich muss mich an meine neue Rolle gewöhnen.“ Er griff in seine Tasche und holte die kleine Box hervor. Vorsichtig schüttete er eine Pille in seine Hand und schluckte sie. „Aaaah, ich weiss... dieses Mittel sollte man mit Wasser zusammen einnehmen...“ er würgte. „Zumindest eine Erinnerung...“

Irgendwann, nach gefühlten Stunden eines aufmerksamen Marsches, immer bedrückt von den Gedanken an einen Tod, den eigenen und auch den seiner Bekannten, begann Seramus endlich eine Lücke in den Bäumen zu sehen. Er lächelte. Liara sah es. „Du lächelst. Du bist also doch ein Mensch.“ Seramus schaute sich um. „Ich bin ein Mensch, ja. Aber ich weiss noch immer nicht, was ich sonst noch bin.“ Sie berührte seinen Arm. „Aber du wirst.“

Er griff an seinen Gürtel und befühlte die beiden Klingen, die er mitgebracht hatte, dachte an den Toten, der da hinten, auf dem harten, verbrannten Boden lag und sprach ein kurzes Gebet an irgendeine Macht, an die er wohl geglaubt haben musste, bevor er hier aufgewacht war.

„Du denkst an ihn, was?“ Liara sprach ihn wieder an. „Ja, ich fühle mich schuldig.“

„Wieso? Weil du ihn getötet hast? Weil er mit dir kämpfen musste und verloren hat? Ich verstehe dich nicht.... Seramus. Ich meine, das ist eine harte Welt, wo die Starken überleben und die Leute, die einen Krieger herausfordern, sterben, wenn sie nicht besser sind als ein Mann, der mit Waffen umzugehen weiss.“

Er zuckte mit den Schultern. „Es ist nicht recht und ich bin nicht wirklich geeignet, um das Ovpar... zu schützen.“

„Du hast mehr Leute getötet als jeder den ich kenne. Bis auf die Skelden, die ein kriegerisches Volk sind und die Toten, die jedes Leben hassen... der Tod hier fast überall. Deshalb...“ sie blickte sich um, „deshalb müssen wir hier schnell raus. Die Snalus sind unterwegs.“ Er beschleunigte seinen Schritt. Kratzen und Schleifen in den Büschen, ein Stampfen weit in der Ferne, als würden Trommeln geschlagen, die keine andere Aufgabe haben „Sie kommen. Laufen wir.“ Sie rannte los, er hinterher. Seine Lunge schmerzte von der ungewöhnlichen Belastung, er kannte sie nicht, aber sie fühlte sich so an, als wäre er in den letzten Tagen nur durch die Welt gelaufen, auf der Flucht vor etwas. Er fühlte, wie sich sein Magen zusammenzog, wie er sich verkrampfte und dann, als wäre ein eisernes Band in seinem Körper gerissen, brach all die Kraft heraus, die er noch hatte. Dort, nur einige hundert Schritte weiter, war die Lichtung, ein Platz, an dem die sicherer Rettung lag. Das Trampeln hinter ihm wurde immer schlimmer. Er beschleunigte weiter. Liara war bereits aus dem Wald gelaufen, schnell wie ein junges Reh hatte sie ihn einfach stehen lassen können.

Und draußen. Er versuchte, sich nicht umzudrehen, dennoch musste er seinen Kopf zum Boden neigen, weil das Licht, so hell wie es ihm direkt in die Augen schien, so grell war, das er fühlte, es würde direkt durch seine Augen in seinen Kopf scheinen. „Sonne.“ Die Bilder verschwammen vor ihm und er musste sich beherrschen, nicht stehenzubleiben und den Schock erst einmal zu überwinden.

Noch immer waren da diese Schritte und er dachte mit Schrecken an die Snalus und woher sie wohl gekommen sein mussten, wie sie überhaupt überleben konnten ohne Augen und Ohren, nur mit Hilfe ihrer Nasen und der Fähigkeit, ihre gegenseitigen Gedanken zu lesen.

„Komm, du Schlafmütze. Willst du gefressen werden?“

Liara, nur noch eine Fingerbreit groß, weiter hinten auf der Straße. Eine Straße, Menschen. Er versuchte zu lächeln.

Pfeile bohrten sich durch die Luft, sausten surrend an ihm vorbei, schlugen ein. Dumpf krachten die Körper seine Verfolger auf den Boden. Er rannte weiter, durch den Hagel der Geschosse, in Richtung Liaras. Sie hob die Hände. „Bleib stehen. Es ist in Ordnung.“

Er stoppte. Verwirrt drehte er sich um. Da lagen nur noch 4 Leichen am Boden.

„Ich kenne diese Leute. Komm mir.“ Er starrte sie verwirrt an. Sie kam zu ihm herüber. „Keine Sorge, diesmal wird dir nichts geschehen.“

Er nickte.

„Liara, seid ihr das?“ Die Stimme war markant, hatte einen metallischen Unterton.

„Sir Randor, es ist mir ein Vergnügen, euch und eure Männer zu sehen.“

„Was macht ihr denn in solchen Tagen in den Tiefen des Waldes?“

Sie schwieg. Seramus begann, seine Arme zu senken, fühlte den Griff der Klingen.

„Wir waren auf der Jagd nach einem geflohenen Sklaven, ein gefährlicher Mann. Weiter hinten im Wald konnten wir ihn stellen, er griff mich an und Seramus musste ihn töten.“ Sie schüttelte den Kopf. „Dann kamen die Snalus und ihr und ich muss mich bei euch bedanken, dass Ihr eure überragende Treffsicherheit einem so noblen Ziel geopfert habt, uns zu retten.“

„Retten? Nun gut, ich bin dankbar, dass Ihr nicht in die Flugbahn meiner Pfeile gekommen seid.“ Die Gruppe lachte, Liara ebenso. „Sir Randor, es lässt sich doch eher eurer grandiosen Kunst des Bogenschießens zu verdanken, als dem

Glück. Wir haben einige Männer verloren und versuchen nun, uns zu dem Wagen durchzuschlagen, der von unserer kleinen Karawane getrennt wurde. Würdet ihr...“

„Keinesfalls. Meine Männer und ich sind auf einer heiligen Mission und eine Ablenkung, bis auf das hier, was unsere Pflicht ist, ist keinesfalls notwendig.“

Seramus blickte auf. Dampf glitzerndes Metall überzog den Körper des Mannes, den Liara als Sir bezeichnet hatte. Diese Rüstung musste gut und gerne soviel wiegen wie der Mann selbst, den man vermutlich schon vor Tagen hineingepresst hatte. Seine Männer waren nicht so gut geschützt, doch trugen sie Lederrüstungen, mit Eisen verstärkt, Helme mit farbenprächtigen Symbolen und Waffen, deren genaue Kenntnis Seramus noch immer versagt blieb. Es waren ein Dutzend Reiter und dahinter noch mehrere Wagen mit Menschen und allerlei notwendigen Dingen; er sah Stoffbahnen, die vermutlich Zelte sein sollten; er sah Töpfe und Kleinwerk, es erinnerte ihn an den Begriff „Kreuzzug“, aber dies war zu klein und außerdem...

„Mein Herr, Euer Marsch... wohin führt dieser, wenn ich mich erdreisten darf, zu fragen.“

Sir Randor hob seine Augenbrauen unter dem aufgeklappten Visir. „Ich und meine Männer sind auf dem Weg nach Bramant. Das Ovpur muss geschützt werden auf seinem Weg in die Hauptstadt. Wisst ihr nicht, dass rebellische Bauern versucht haben, dieses Objekt zu stehlen?“

Seramus schüttelte den Kopf. „Verzeiht, Sir Randor, ich war zu lang... mit meinen Büchern beschäftigt.“

„Dann tut etwas und schließt euch uns an. Ich sehe, Ihr seid verletzt, aber ich sehe auch, dass ihr zwei Klingen führt. Dies lässt mich vermuten, dass ihr damit kämpfen könnt. Das Ovpur zu schützen, ist eine heilige Aufgabe für alle von uns.“

Er drehte sich um. „Wie geht es eurem Vater, Liara?“

Sie lächelte, während sie sich auf ein Pferd schwang, das man für sie bereitgestellt hatte. „Er ist beschäftigt, Sir, wie immer. In solchen Zeiten hat er noch mehr zu tun als sonst.“

„Und?“

„Und was?“

„Und euer Freund hier, er sieht krank aus. Ihr seid unterwegs mit einem kranken Mann, mitten im Wald und versucht, unauffällig zu wirken?“ Sie stockte in der Bewegung. Seramus konnte ein feines Lächeln im Mundwinkel von Sir Randor erkennen. Ertappt.

Sie setzte sich auf den Sattel, dann gab sie dem Pferd die Sporen und kam nah herangeritten.

„Ihr möchtet doch nicht ausdrücken, dass ich euch anlüge, Sir Randor?“

Er hob die Arme. „Nein, natürlich nicht. Aber Ihr und Euer Vater, ihr wart doch immer ein Herz und eine Seele. Es ist mir nicht geheuer, euch hier zu sehen.“

„Lasst meinen Vater aus dem Spiel. Es gab...“ Sie verzog ihr Gesicht. „Es gab Schwierigkeiten. Ich möchte nicht darüber reden.“

Er verstand. „Gut. Kann euer Freund reiten? Oder hat er die Zeit in einer Höhle zugebracht? Oder, wie er aussieht, in einem Gefängnis?“

Seramus schaute hoch. „Sir. Mein Umgang mit Menschen ist untadelig. Ich habe viele Jahre damit verbracht, in Bücher zu schauen, während das Leben vorbeizog. Manchmal bedauere ich es, aber...“

„Genug. Das Geschwätz von Zauberern und Alchemisten ist mir zu kompliziert. Ein wenig mehr Zurückhaltung mir

gegenüber würde euch gut stehen.“

Sir Randor starrte auf ihn herunter, das Lächeln hatte sich aufgelöst und Seramus konnte förmlich hören, wie die Kiefernknoschen mahnten.

Er nickte schweigend.

„Lira, euer Freund lässt sich gut belehren. Vielleicht kann er doch zu einem echten Mann werden.“

Sie lächelte. „Irgendwann, wenn er die ersten Schlachten überleben sollte.“

„Ausgezeichnet. Nun. Gebt unserem Freund ein Pferd. Ich glaube, das von, wie heißt er noch, ach, egal... es ist ohne Reiter. Wir haben einen Überfall einige Meilen von hier überlebt. Kennt Ihr Opasta?“

Sie schaute auf. Ärger blitzte auf. „Wir waren in der Nähe von Opasta, als uns der Gefangene floh. Wir rochen Rauch und sahen auch die ersten Gebäude, schwarz wie die Nacht, von den Flammen ausgezehrt.“

„Die Toten waren auf einem Marsch. Wir versuchten sie aufzuhalten, schafften es sogar, sie zu vernichten. Es gab etliche Schwerverwundete und natürlich auch Todesfälle.“

„Tote? Denen sind wir auch im Wald begegnet, waren fast schutzlos, bis es meinem Freund Seramus gelang, sie mit Hilfe eines Bären zu vertreiben.“

„Ein Bär?“ Sir Rangor schmunzelte. „Vielleicht seid ihr gar nicht so verkehrt. Vielleicht brauchen wir doch mehr Magie, als wir uns vorgestellt haben.“

Seramus starrte auf das Pferd, das vor ihm hin und hertänzelte, doch wie alles andere war hier nur Leere zu finden. Doch dann griff er nach dem Zügel und schwang sich hoch, immer höher hinauf, bis er sicher im Sattel war.

„Du bist nicht oft geritten, was?“ Lira grinste. „Sir Rangor, diese Sprüche lassen mein Gesicht erglühen. Sie seid ein alter Schwesternöter.“ Sein Lachen war vermutlich noch Meilen entfernt zu hören. „Verzeiht, ich versuche, mich zurückzuhalten. Aber Ihr kennt mich. Und Ihr, Seramus, seht tatsächlich aus, als hättet ihr mit den Toten gekämpft und verloren. Wenn wir in der nächsten Ortschaft sind, wird man sich um euch kümmern müssen.“

Der Tross setzte sich in Gang. Schwerfällig wie eine Armee von Ameisen begannen die Hufen der Pferde auf dem Waldboden aufzuschlagen, Räder rollten vorsichtig los und das Gemurmel der Leute wurde leiser, verstummte fast völlig. Der Weg war kaum einige Schritte breit und man musste sich behelfen, in dem fast alle Reiter und Wagen in einer schnurgeraden Reihe fuhren, ein guter Angriffspunkt von außen. Seramus konnte erkennen, wie die Blicke der Männer aufmerksam in alle Richtungen reichten, eine Hand immer in der Nähe ihrer Waffe. Das Pferd war ungewohnt, er wusste, er war noch nie geritten, aber das Gefühl, es war einzigartig. Als wäre das Pferd eine Verlängerung seiner Beine; Muskeln die für ihn arbeiteten, ohne dass er dies steuern musste. Lira betrachtete ihn schweigend. Sonnenstrahlen schwangen sich aus der Höhe durch die lichten Baumwipfel, die rechts und links an der Gruppe standen, wie schweigende Wachposten. Einige der Bäume mussten Jahrhunderte alt sein, andere schienen von umsichtigen Menschen oder anderen Wesen gepflanzt worden sein. Sie waren jung, jünger als das, was er bisher gesehen hatte in dieser ganz eigenen Welt namens Forret.

Lira ritt näher an ihn heran. „Was ist denn, Seramus? Abgelenkt?“

Er nickte zerstreut. „Diese Bäume...“ er deutete nach rechts. „Die sind doch noch neu, oder?“

Lira schwieg minutenlang. Dann blickte sie auf, während sie beide auf die vorbeiziehende Landschaft schauten. Als ich ein Kind war... gab es hier einen kleinen Ort, ich weiss nicht, wie er hieß. Hier lebten einfache Menschen, Bauern, Holzfäller... eines Tages waren sie verschwunden. Einfach so. Niemand wusste von etwas. Statt dessen war hier alles verbrannt. Jedes Haus... Brunnen... alles zu Asche geworden. Die Menschen haben wir nicht mehr gefunden. Dann, eines Tages kamen sie zu uns... sie waren lang und dünn, feingestaltig wie der Wind... sie nannten sich Albara, das heisst in ihrer Sprache „die Weisheit der Welt“... sie hatten Kräfte, die wir nicht kannten. Sie hatten das Leid gehört, welches

über diesen Ort gekommen war. Eine Woche später sollen hier Bäume gepflanzt gewesen sein, die die Bitterkeit des Bodens, die Asche... auf irgendeine Art, Magie, ich weiss es nicht, in sich aufnahmen und wachsen konnten. Sie sind nun dort, am Wegesrand. Die Albara sind verschwunden, wieder und nur Sagen sprechen noch von ihrem Erscheinen. Aber das hören die Leute nicht gerne, denn wenn ein Ort ausgelöscht werden kann, dann kann auch ihr eigenes kleines Dorf, ihr kleines Leben vernichtet werden durch einen unbekannte Macht. Und unsere Welt ist beileibe nicht ungefährlich.

Schau dir Sir Rangor an. Er ist ein Krieger, nicht, weil er es sein will, sondern sein muss. Ich kenne ihn. Er mag die schönen Dinge im Leben. Sein Burg, seine Ländereien liegen alle weiter nördlich, dort, wo der Wald licht, wo das Land flach ist, wo man schon fast das Rauschen des Meeres hört. Er ist ein friedlicher Mensch, aber er ist ein ehrenhafter Mensch, solche Leute gibt es nur noch wenige. Sie sterben aus.“

„Hört nicht auf Sie, Seramus.“ Sir Rangor hatte sich umgedreht und bedachte Liara mit einem Blick aus Spott und Verstehen. „Sie ist ein junges Ding und hat nichts von der Welt gesehen.“

„Ach Ihr...“ Sie kicherte, wandte sich aber Seramus zu, als der alte Ritter seinen Kopf wieder gedreht hatte.

Sie tippte sich an die Stirn und schaute nach vorn. „Dinge wie das Beschützen des Ovpars sind schon immer Angelegenheiten von Ruhm und Ehre gewesen.“ Sie flüsterte. „Und dennoch habe ich Recht. Mit dem ganzen Hofstaat in den Krieg ziehen, der keiner ist, nur weil man glaubt, man sei dazu verpflichtet... das ist das alte Denken.“ Sie ritt nach vorn. „Glaubt Ihr, Sir, dass das Ovpar wirklich in Gefahr ist?“

Er nickte und hob das Visier, das gerade zugefallen war. „Mein liebes Kind, das Ovpar ist in Gefahr. Ich habe vor einem Monat die Nachricht bekommen, dass man es nach Bramant schaffen wollte. Dort, wo man es versteckt hatte, gab es keine Sicherheit mehr. Du weisst, es gibt Kräfte und Mächte, die es vernichten wollen, auch wenn ich nicht wirklich glaube, dass man es überhaupt vernichten kann. Es ist gesegnet bei den Göttern, wurde bewacht von den Besten, eine Gemeinschaft aus Skelden und Menschen aus diesem großartigen Königreich Forret. Man kann sagen, es war eine Bruderschaft im Geiste. Und das Ovpar wurde versteckt von den Klügsten aller Landen... leider, nach all den Jahrhunderten, musste es so kommen, dass irgendeiner die Sache verrät... Einer der Gemeinschaft, wir wissen nicht wer es war... machte es bekannt und wie du siehst, sind die Toten nicht untätig geblieben, sondern sind auf dem Weg, es für sich zu benutzen.“

„Das Ovpar ist magisch?“

„Natürlich, was denkt Ihr denn?“ Sir Rangor lächelte unter seinem Visir. „Nur weil die Leute von heute nicht mehr daran glauben, sich für klüger halten als die Menschen in grauer Vorzeit, heisst das nicht, dass damit alle Dinge von damals falsch sind. Ihr kennt das Ovpar aus Sagen und Märchen... aber Ihr könnt mir glauben, es ist real und es hat Kräfte. Und durch die Kräfte ist es gefährlich. Niemand weiss wirklich, was in ihm steckt... zumindest weiss es kein Lebender mehr. Einer meiner Ahnen hat es gesehen und hat es beschrieben...“ Er beugte sich nach hinten, bäumte sich auf und griff in seine Satteltasche. „Na wo ist denn das Tagebuch?“ Er wühlte. „Nein, hier ist es nicht. Dann ist es in einem der Wagen. Seid getrost, ich werde es euch zeigen. Nun zu euch... Ist Seramus sein richtiger Name?“

Seramus fühlte, wie sie erleichte. Ein Klumpen Pech stieg aus seinem Magen hervor und bäumte sich auf. Sie schüttelte den Kopf. „Ich schulde ihm viel und ein Name war das Mindeste, den ich ihm geben konnte.“ Sir Rangor schwieg. Einige Meilen später, als die Sonne begann, den Horizont zu berühren, sprach er wieder. „Ihr seid eine Frau von Ehre, auch wenn Ihr dies nie zugeben würdet. Ihr wart ehrlich.“ Sie ritten gemeinsam weiter. „Woher wusstet ihr...?“

Er lächelte. „Ihr hattet ihm den Mund zugenäht, das kann man sehen. Euer Vater tut dies immer mit Sklaven. Und seine Kleidung ist auch nicht von hier.“

Sie drehte sich zu ihm um. „Er hatte einen Snalu getötet und statt ihn dafür zu belohnen, war ich kindisch genug, ihn als Sklaven haben zu wollen. Als er floh, habe ich ihn verfolgt und bin in einen Hinterhalt von Toten geraten. Auch hier hat er mich gerettet. Das Schicksal fragt nie ein drittes Mal.“

„Tote?“

„Ja, eine Gruppe von Toten war unterwegs nach Bramant, wie sie mir sagten... bevor zuschlagen wollten.“

„Dann ist es wahr und mein Marsch nicht vergebens.“

„Glaubt ihr, dass es wirklich so schlimm wird?“

„Mein Kind, schlimm ist nur ein Wort. Und die Toten sind auch nur Wesen, die zu erlösen sind.“

Seramus ritt näher an die beiden heran. „Verzeiht... aber dieses Ovar... was immer es auch ist...“ Sir Rangor hob die Augenbrauen. „... ich bin vermutlich sehr vergesslich... aber wie gefährdet ist es denn? Ich meine, Ihr seid mit Männern und Wagen unterwegs.“

Sir Rangor nickte. „Euch fehlt Vertrauen, junger Mann. Man merkt, dass Ihr nicht aus dieser... Gegend kommt. Ich bin nicht der einzige, der unterwegs ist, dieses heilige und mächtig Symbol unserer Kraft, nein, unserer Welt, zu schützen. Der Ruf ist vor einiger Zeit erfolgt und hunderte, wenn nicht tausende Kämpfer sind unterwegs, nur zu diesem einem Zweck. Unsere Bruderschaft ist in die Weite und in die Ferne zerstreut worden, aber...“

„Trotz eures Alters?“

„Seid nicht auch so vorlaut wie Liara. Das Alter hat nichts damit zu tun, wie gut man kämpfen kann. Wir jung seid Ihr?“

Seramus schwieg. Eine Frage, die er sich nicht gestellt hatte. Genauso wenig, wie ihm nun einfiel, wie er überhaupt aussah. Er konnte nur auf seine Hände herunterstarren. Weiss und bleich, fast filigran und dennoch hatten sie die Macht, zu töten. „Wenn ich euch etwas raten darf...“

Er blickte auf. „Ja, bitte?“

Sir Rangor räusperte sich. „Wenn Ihr mit anderen Menschen zu tun habt, versucht nicht so auffällig zu sein. Wir haben vor einer halben Stunde die Weggabelung zwischen Eisenberg und Lohringen überschritten, das heisst, wie sollten nach Einbruch der Nacht in Lohringen sein. Ihr solltet euch bereithalten, ein Zimmer zu suchen. Oder unsere Liara wird sich darum kümmern. Habt ihr überhaupt geschlafen?“

Seramus schüttelte vorsichtig den Kopf. „Dann müssten die Schmerzen, die euer Körper nun aushält, milde gesagt, extrem groß sein. Ihr habt eine verletzte Schulter.“

Liara berührte ihn vorsichtig. Er zuckte zusammen. „Du hast nichts gesagt...“

„Es geht schon...“ Er fühlte, wie sich seine Schulter ihrer Hand entziehen wollte, aber sie war stärker. „Ihr müsst mehr auf euch aufpassen.“

Die Dunkelheit begann, die Umgebung zu verdrängen. Die Pferde senkten ihr Köpfe, um dem Geräusch ihrer Hufen zu lauschen. Fackeln wurden angezündet und einige Männer begannen, eine unterbrochene Mauer aus Licht um den Zug zu bilden. Der Wald war still, bis auf das Klappern der Wagen. Seramus' Schmerzen wurden immer größer. „Habt Ihr Wasser?“

„Wasser, Wein... all diese Dinge sind immer hier, junger Mann“ Sir Rangor hob einen Arm und winkte. Von einem Wagen rannte ein Knecht heran mit einer Kanne. Sir Rangor hob sie „Auf euer Wohl“ und reichte sie Seramus.

Eine Pille aus der kleinen Schachtel und einige Schlucke dumpfen Wassers später fühlte er, wie sich das Brummen in seinen Knochen in ein leises Säuseln verwandelt hatte. „Ah, Ihr habt vorgesorgt.“ Sir Rangor lachte leise. „Ist es wirklich so gut?“ fragte er. „Möchtet Ihr?“ fragte Seramus. Sir Rangor schüttelte den Kopf. „Echte Schmerzen habe ich nur, wenn das Wetter umschlägt und wie es aussieht, wird es heute nacht nicht regnen.“

Er zeigte nach vorn. In der Ferne blitzten winzige Lichter auf, die schnell größer wurden. „Ah Lohringen, hier haben ich interessante... ich meine man kennt mich hier.“ Seramus versuchte, ein Lächeln im Gesicht des alten Mannes auszumachen, aber vergebens.

Bei Lohringen handelte es sich nach einigen Minuten um eine Ortschaft, die Seramus nicht zuordnen konnte. Es waren

wohl Häuser vorhanden, aber so etwas wie einen Markt gab es nicht und er wunderte sich, wie diese Menschen in der Nähe eines so gefährlichen Waldes wohl leben mochten. Lohringen bestand lediglich aus 10 Häusern, die jeweils entlang der Straße aufgebaut worden waren; alte Häuser, die vom Ruhm vergangener Tage zu träumen schienen. Sie stiegen ab. Die Schmerzen hatten sich wieder in den dumpfen Druck verwandelt. Seramus versuchte gar nicht, seinen Arm zu bewegen. Er rutschte zu Boden, taumelte und fiel auf die Knie. Kräftige Hände hoben ihn hoch. Licht ergoß sich über ihn.

„Sir Rangor und zu diesen ungünstigen Zeiten? Natürlich haben wir für euch Zimmer frei.“

„Gut... und für meinen verletzten Freund auch ein Zimmer. Und für uns alle Essen und Wein. Ihr wisst, ich mache gute Werbung für euch.“

„Aber sicher“, eine lispelnde Stimme, einen Hauch von Verrat in den Mundwinkeln. „Alle seid Ihr willkommen bei mir.“

Seramus fühlte, wie er hochgehoben wurde. Einige Stufen später, die er mit Mühe und nur durch fremde Hilfe erklimmen konnte, wurde er in ein halbdunkles Zimmer gebracht. Er versuchte, sich umzuschauen. Eine einsame Kerze flimmerte im Dunkel der einbrechenden Nacht. „Nicht hinlegen...“ seufzte er und deutete auf einen Stuhl. Die Männer gehorchten. Vorsichtig ließen sie ihn nieder, wandten sich um und gingen.

Es war kühl um ihn herum. Schatten an der Wand flimmerten von seinen Augen. Er fühlte sich so müde an. Wie einer dieser gefühllosen Automaten, die ihm gerade einfielen, zog er seine Habseligkeiten heran. Er wunderte sich auch nicht über die Bewegungen, die sein Körper nun ohne seinen Willen tat. Seine schmutzige Kleidung, in ein Muster von Blut und Asche gehüllt, glitt zu Boden. Mit seiner gesunden Hand griff er nach dem Verband.

„Ihr seht nicht gut aus...“ eine Stimme aus weiter Ferne. Er nickte. „Ich bin verletzt.“

„Ich weiss das, Seramus.“ Er blickte auf und starrte in Liaras Gesicht. „Ihr seht dennoch nicht gut aus.“ Er versuchte, auf dieses Spiel einzugehen, erfolglos. „Ich habe Wein, um eure Wunde zu waschen.“

Er schüttelte den Kopf. „Ich habe... etwas... mitgebracht.“ Er hob eine winzige Flasche hoch. „Ein Mittel aus meiner Heimat vermute ich.“ Lächelnd öffnete er sie. Der Geruch von Brandwein legte sich in die Luft, ein scharfes metallisches Gefühl schien von dieser Flasche aufzusteigen. „Lasst mich euch wenigstens die Wunde waschen. Oder seid ihr zu schüchtern?“ Er versuchte, den Sinn dieser Worte zu ergründen, aber genau jetzt in diesem Augenblick schien es ihm besonders schwerzufallen. Irgendwo im Hintergrund seines Verstandes erhielt er die Erlaubnis. Er nickte.

„Eure Wunde heilt gut... habt Ihr ein besonderes Geheimnis?“ flüsterte sie, während ein Schwamm mit dem dumpfen Geruch von Wein über die Wunde geführt wurde. Er verzog sein Gesicht. „Ich weiss nicht, wer ich bin. Vielleicht habe ich unfassbare Kräfte in mir, die nur darauf lauern, eingesetzt zu werden.“ Sie schwieg, doch er konnte ein Lächeln erahnen.

Vorsichtig wickelte sie den Verband, so weiss wie Schnee, um die Wunde. Er schaute sich um, betrachtete das Bett, das in der Ecke wartete, ihn zu rufen schien. Doch... „Ihr solltet schlafen“, sagte Liara zu ihm. Er schaute sie an, betrachtete ihr Gesicht im flackernden Licht der einsamen Kerze. „Was werdet ihr tun?“ fragte Seramus.

„Ich werde mich zu Sir Rangor begeben und werde mich betrinken, nachdem ich mich frischgemacht habe. Ihr jedoch, ihr solltet schlafen.“

Es klopfte, dann öffnete sich die Tür. „Wie geht es eurem Freund?“ Sir Rangors Kleidung, jetzt, nachdem er die Rüstung abgelegt hatte, war farbenfroher, eine Mischung aus rotem Wams, weissem Hemd, eine braune Hose und schwarze Stiefel. Seramus musste zweimal hinsehen, um ihn zu erkennen, denn ohne die Panzerplatten, die seinen Körper umgeben hatten, war er eine sehr schmalere, ja fast filigranere Mann, den Seramus unter anderen Umständen eher einem Dichter oder einem Denker zugeordnet hätte.

Sir Rangor lächelte, als er die Blicke spürte. „Herr Seramus, seid versichert, dass in diesem schmalen Körper der Geist eines Kriegers lebt.“ Er trat näher heran und legte seine Hand auf Liaras Schulter. „Wie geht es ihm?“



Sie nickte geistesverloren, starrte ins Halbdunkel des Zimmers. „Ihm geht es entsprechend gut. Er braucht Ruhe. Mehr kann man nicht tun. Es liegt nicht in unseren Händen, Sir Rangor.“

Sie stand auf und ging zum Fenster, schaute hinaus in die Finsternis.

„Das mit eurem Vater... falls ich euch damit verletzt haben sollte, tut es mir leid.“

Sie drehte sich um. „Was?“ Er lächelte. „Entschuldigt. Vermutlich habe ich gar nicht von ihm gesprochen. Ich bin zu zerstreut derzeit. Kommt ihr mit? Wir trinken etwas auf die verlorene Jugend und auf unsere Kämpfe.“

Liara wandte sich wieder um. „Ich komme gleich mit.“ Sie beugte sich zu Seramus herunter und strich ihm sanft über das Gesicht. Er fühlte, wie ihre Finger stehenblieben... warteten. Er lächelte. Sie lächelte zurück. „Keine Sorge, ich verlasse euch nicht. Ihr braucht Ruhe.“ Dann schloss sich die Tür und er war allein. Irgendwo im Hintergrund hörte er die dumpfen Gespräche von Menschen und das Klappern von Geschirr. „Was mach ich hier nur“. Seine Stimme war heiser und gepresst.

Es klopfte. Er reagierte erst nicht, packte dann eine Klinge. „Ja, bitte?“

Eine junge Frau trat ein, den Blick scheu zu Boden gerichtet. „Herr, ich habe euch Brot und Käse und Wein gebracht. Man hat mir aufgetragen, euch zu sagen, dass ihr auch gerne allein essen könnt, wenn eure Verletzung euch aufhält.“

„Danke. Bitte stellt es...“ er deutete auf einen Tisch unter dem Fenster „auf den Tisch.“ Sie nickte, tat was ihr geheißen wart und wandte sich wieder um. „Falls Ihr etwas braucht, dann lasst nach mir rufen. Ich bin Laura.“ Sie blickte auf und er konnte sehen, wie sie rot im Gesicht wurde. Dann drehte sie sich um und war verschwunden. Vorsichtig füllte er einige Schluck Wein in den Becher aus Keramik. Der Geschmack war dumpf, aber er fühlte förmlich, wie die Kraft zurück in seinen Körper strömte. Er liess sich auf sein Bett nieder und dachte nach.

#### XIV

Die Straßen schienen unfassbar leer zu sein, als die Gruppe vor die Tür trat. Neru atmete laut auf. Er hatte bereits erwartet, dass irgendein Informationsleck die Sache bereits im Keim ersticken würde. In seinem Kopf bildete sich eine Animation, wie sehr die Leute ihn verachten würden, nur weil er Ja-Lib hatte gehen lassen; wie sorglos er mit dem Volkshelden umgesprungen war. Fast würde die komplette Menschheit im Zorn dem jungen Mann folgen wollen, hinter zu G10, was noch überlebar war; ein schlechtes Schicksal für Ursa. Auch wenn er die Art verachtete, die dieser „Räuberhauptmann“ da unten an den Tag legte, es war notwendig. Damals wie heute bewunderte Neru solche Menschen, die ihr ganzes Leben einer Sache opfern konnten.

„Sie schweigen?“

Leutnant Sposka stand in ihrer dunklen Uniform bewegungslos im Schatten des Gebäudes und hätte sie nichts gesagt, wie wäre mit dem Hintergrund verschmolzen. Ihr Gesicht war unsichtbar; dennoch hätte Neru wetten können, dass sie konzentriert lächelte.

„Es ist zu ruhig, Leutnant Sposka.“

Im Hintergrund glimmte ein Licht auf. Würziger Geruch breitete sich aus. Neru drehte sich herum. „Salara, seit wann rauchst du?“

Sie trat an ihn heran. Er konnte förmlich sehen, wie die Rauchfetzen über ihr Gesicht zogen. „Seit wir da unten waren... hast du nichts davon mitgebracht.“ Ihre Stimme wurde zornig. „Außer dein Buch und die Karriere im Medienkontrollapparat.“ Ihre Augen waren schmale Risse in ihrem Gesicht. Er nickte. „Es war... doch... kein Angriff.“ Sie wandte sich wieder um. Die beiden Maskov-Brüder standen wie Statuen herum, während Professor Notna unruhig von einem Fuss auf den anderen stampfte. „Ich will aber nicht...“ flüsterte der junge Mann namens Jamses, der sich unruhig in seiner Kleidung wandt. „Ich will nicht mit?“ fragte Neru sorgfältig. Der Mann nickte. Notna grinste. „Am

Besten, wir vergessen ihn in G13. Falls wir dort ankommen. Ich meine... einer muss ja übrigbleiben und die Sache erzählen. Das werde dann wohl ich sein..." Sie starrten ihn an. Notna hob beschwichtigend die Arme. „Das war... ein Scherz. Wir werden sicher alle überleben.“ Seine Art der Kommunikation schien für Neru eher in Richtung herausfordernde Scherze zu gehen, dennoch hoffte er, dass das Versprechen, das ihm Salara hinsichtlich der Kompetenz dieses Mannes gemacht hatte, richtig war.

Es klickte und zwei Lampen glimmten auf. „Das ist unser Transport zur Kaserne. Bitte einsteigen.“ Der Wagen schien so geräumig zu sein, dass er eine vermutlich eine komplette Einheit bewegen konnte. Sie stiegen ein. Der Geruch von Das kalte Metall schien zu atmen und der Geruch von Waffenöl dazu, eine Art Erinnerung für all jene, die ihren Dienst geleistet hatten, Neru wollte nicht daran denken. Er schloss die Augen, als die flackernden Neonröhren im Inneren des Wagens ansprangen. Ja, eindeutig ein Truppentransporter. Die Sitzbänke waren abgerieben, als wäre der Wagen schon Jahrzehnte in Betrieb, dabei kannte selbst Neru nicht alle Schauplätze, für die Soldaten in den letzten Jahren eingesetzt worden waren. Krieg war hier unten eher eine Art Unterhaltungsprogramm, denn lebensvernichtende Realität. Leutnant Sposka schien auf einmal zu lächeln.

Etwas quietschte in einer Ecke. Der blitzende Pfeil, der an Neru vorbeischoss, schien aus dem Nichts zu kommen. Ein kurzes schnappendes Atmen, dann war es vorbei. Einer der Brüder ging sichtlich entspannt hinüber, packte sein Messer und zerrte eine Ratte ins Licht. Sie war etwas kleiner als die üblichen, aber dennoch beeindruckend, einige Handbreit lang, das Gesicht in Todesqualen gefangen, aber die Augen gebrochen; nur das dritte, am oberen Rand des Schädels schien noch zu flackern.

Ein zweiter Pfeil fuhr durch die Luft und landete im Kopf des toten Tiers. Es zischte, als sie das Messer entfernten. „Man müsste euch Maskov-Brüder unterscheiden können.“ sagte Neru, um die Atmosphäre aufzulockern.

Der Bruder mit der Ratte im Gesicht blickte auf. „Ich bin Pjotr. Das müsste doch zu sehen sein.“ Er kniff seine Augen zusammen. „Aber ich male mir gerne ein großes „P“ auf die Brust.“ Er schüttelte den Kopf. „Boris, was sagst du?“ fragte er sein Ebenbild, als er ihm das Messer reichte. Dieser nickte. „Na gut. Ich sehe zwar keinen Sinn darin, aber...“

Neru beugte sich über die Ratte. „Sie kommen wieder, nicht wahr?“

Leutnant Sposka nickte. „Es gab eine kleine Epidemie vor kurzem in den Lagerhäusern. Wir haben viele von den Dingen gegrillt. Aber es wird immer schwieriger. Irgendwie müssen sie sich einen Weg aus G11 genagt haben. Anders kann ich mir das nicht erklären.“ Notna gab dem toten Tier einen Tritt. „Ich hasse diese Viecher. Scheißintelligent, schnell und das dritte Auge gibt ihnen einen Vorsprung, den wir noch nicht wirklich erfassen konnten. Aber...“ er fühlte das Messer“ aber in Sachen Werkzeuge sind wir noch immer besser. Und im Drang, Dinge zu töten, die wir nicht verstehen“

„Egal. Werfen wir das Ding raus und fahren wir endlich zur Kaserne. Jede Minute ist Verschwendung, wenn sie nicht unserer Aufgabe dient.“ Leutnant Sposka musterte die Runde. Sie schwiegen.

Die Fenster in diesem Wagen waren klein, eher dazu geeignet, Feuerwaffen nach draußen zu richten und zu warten, bis sich ein dummer Feind im Angriffsfieber vor den Wagen stellte. Neru musste grinsen.

Die Welt da draußen schien noch düsterer zu sein als sonst. Nur wenige Gesichter leuchteten auf, eher zu Boden als zum beleuchteten Himmel gerichtet, der mehrere hundert Meter höher in Abzugsröhren, in Metall und Stein übergang. Er schaute auf das Thermometer. „25°C“ sagte er, „die Kühlaggregate arbeiten gut.“ James, der bisher nur zu Boden gestarrt, nur gezittert hatte, blickte auf. „Das glauben Sie...“ flüsterte er.

Salara stieß ihn an. „Wie meinst du das?“ fragte sie. Er schaute sie an.

„Die Maschinen sind alt. Ein kleiner Fehler und eine Maschine fällt aus, die anderen kommen nicht hinterher und versagen nacheinander. Und dann steigt hier alles auf das Doppelte. Und dann werden alle Leute ausrasten und sich gegenseitig umbringen.“ Nun war er in seinem Element. „Deshalb sollten Sie mich gehen lassen. Ich bin wichtiger als das, was ihr hier alle tut. Ich werde auch nichts sagen. Ich will nur zurück. Ich will nicht nach unten. Dort lauert der Tod.“

„Der Tod?“ fragte Neru. „Der Tod ist etwas, auf das Sie gewettet haben. Sie haben sich entschieden, auf den Drachen zu tippen.“

„Ich tippe nie auf den Verlierer.“ flüsterte der Angesprochene. Sie schwiegen. Die Straße wurde langsam ungemütlich; der Straßenbelag hatte eindeutig schon bessere Zeiten gesehen. Die wenigen Bewegungen wurden nur durch blitzende Lichter in den Augenwinkeln hergestellt. Sie waren außerhalb des Stadtkerns, die Ebene, in der die meisten Leute lebten, die etwas zu sagen hatten. Weiter oben lebten nur die Karrieristen, die Wissenschaftler, die von der Regierung auserwählt waren, besser zu sein als alle anderen. Neru blickte nach oben, trotzte dem Dach, das ihn von dem da draußen trennte. Salara sprach zuerst. „Das wird ein langer Marsch werden.“ Niemand antwortete. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Und dennoch... es schien so, als wäre keiner wirklich aufgeregt; als wäre diese ganze Sache lediglich ein Abenteuer aus einem Buch oder aus einem Film. Sogar Jamses hatte sich beruhigt; vielleicht saß er auch nur apathisch in der Ecke und phantasierte die Möglichkeiten seines Todes aus.

Sie sahen nicht, wie sie in der Kaserne ankamen. Irgendjemand öffnete die Tür als der Wagen stoppte. Eine Gestalt, so groß, so massig, dass Neru dachte, er wäre bereits wieder auf G12 und man hätte sie alle ausgetrickst. Aber dann lächelte der Koloss. „Die Dame und die Herren, bitte aussteigen. Sie befinden sich nun an Ihrem Ziel.“

Sie stiegen aus. Der namenlose Riese stampfte vorneweg, zwischen dunklen Gebäuden hindurch, die kaum Licht auf den Boden liessen. Männer salutierten schweigend, Sposka und die Zwillinge nickten, mehr auch nicht. Sposka drückte einige Knöpfe auf einem Brett neben einer stählernen Tür. Mit lauten Surren öffnete sich vor ihnen ein Raum. Sie traten ein.

Unser Ausrüstungsexperte hat die Gegenstände schon so angeordnet, wie es benötigt ist. Sie können gleich anfangen.“

Notna hob einen Rucksack. „Verdammt. Damit sollen wir durch die Botanik robben?“ Sposka nickte. „Keine Sorge, Herr Professor, auch Sie gewöhnen sich daran, spätestens nach dem 3. Tag wird Ihnen alles andere viel schwerer vorkommen als Ihr Gepäck.“

Sie trennten sich, Männer und Frauen, um ihre Kleidung zu prüfen. Nach einer Viertelstunde trafen sie sich wieder. „Schick, Salara.“ Neru konnte seinen Blick nicht abwenden. „Nicht jedem passt ein Outfit so gut... wie... äh...“

„Das sind die Waffen, die wir mitnehmen. Sie sind entsprechend kompakt gehalten, weil wir zu Fuss unterwegs sein werden.“

„Sind Waffen nötig?“

Neru wandte sich um. „Jamses, Sie haben doch mitgehört, oder? Da unten ist es gefährlicher als hier.“

Der Angesprochene starrte zu Boden. „Ich weiss, aber... ich bin gegen Gewalt.“

„Und dennoch setzen Sie auf den Drachen?“

„Hey, das ist einfach nur ein Spiel, okay? Ich tue keinem was, ich schau mir die Sachen nur an und dann lande ich in einem Verein, der hinunter in die verbotene Abteilung geht, um einen Mann zu suchen, den ich eh nicht leiden kann.“

„Hören Sie“, Notna trat näher, „Wir haben Ihnen schon einmal gesagt, die Alternative lautet: In einen Bunker werfen und den Schlüssel in G13 vergessen. Wollen Sie das?“ Seine Augen funkelten wütend.

Leutnant Sposka räusperte sich. „Die Waffen sind hier. Wir haben hier eine verkürzte Version der PG41, ein halbautomatisches Schrotgewehr. 20 Schuss in der Box, zum Nachladen einfach eine neue Box einsetzen. Verwandelt Feinde in Reichweite von 10 Meter zu Brei. Oder zu Schrott, je nachdem. Die Pistole ist eine DH72, für kleinere Ziele. Auch hier, einfach den Ladestreifen entfernen und einen neuen einsetzen.“

„Reicht das denn?“ fragte Salara. Sposka lächelte. „Das ist hier die Frage. Wir müssen mit leichtem Gepäck reisen, um schnell zu sein. Die wenigsten von uns haben eine militärische Ausbildung. Da kann man nicht einfach jeden einen 20kg Rucksack auf den Rücken schnallen.“

„Wir haben noch zwei spezielle Gewehre, die werden ich und mein Bruder mitnehmen. Diese sind sehr gefährlich.“ Einer der Maskov-Brüder hatte gesprochen. Neru starrte ihn an. Er nickte. Sehr gut. „Pjotr, schön, dass Sie sich entschieden haben, ein P zu tragen.“ Pjotr nickte. „Ich und mein Bruder, wir tragen ein Spezialmodell, das man erst vor kurzem entwickelt hat. Ich möchte Sie nicht langweilen, aber die Gewehre sind wirklich einzigartig. Leider auch schwer. Aber sie haben genug Feuerkraft, um eine kleine Armee aufzuhalten.“

Neru versuchte zu grinsen. Immer diese militärisch Eigenart, so großen Schaden wie möglich anzurichten. Doch ihm war bewusst, wie gefährlich die ganze Sache war und nickte statt dessen.

„In einer halben Stunde geht es los. Falls jemand gläubig ist und noch einen Priester braucht... die Kapelle ist geöffnet. Man ist bereit.“

Salara lächelte, während sie im Gedanken die Schritte nachverfolgte, die sie getan hatte, um hierherzukommen. Neru kannte sie besser als sie sich selbst. Es war einfach eine Notwendigkeit, den Weg, den sie beide vor all den Jahren begonnen hatte, zu beenden, nein, zu vervollständigen.

Notna betrachtete seine Umgebung stirnrunzelnd. Er war sich sicher, dass er da unten entweder sterben oder das epochale Ergebnis seiner jahrelangen Forschungen finden würde. So oder so, er hatte sein Leben einer Sache gewidmet, die es wert gewesen war. Ein leises Seufzen entfuhr seiner Seele. Er griff in seine Brusttasche und holte eine winzige Schachtel hervor, öffnete sie und zwang sich, eine der Kapseln so, trocken, zu schlucken. Er fühlte, wie sein Herzschlag in geordnete Bahnen gelenkt wurde, fühlte, wie sein Körper sich entspannte. So oder so, es war wichtiger, Antworten zu finden, als hier oben, in mitten dieser Schwachköpfe zu vergammeln.

Leutnant Sposka musterte die Gruppe. Sie fühlte sich mehr oder weniger stolz, in der kurzen Zeit zwei ausgezeichnete Männer für den Job gefunden zu haben. Sollte sie die Sache überleben: Eine Karriere wartete. Sie freute sich auf das Hinterher, wie immer, wenn sie einer solchen Aufgabe zugeteilt wurde. Mit wohligen Seufzen berührte sie die Ausrüstung. Sie fühlte sich unwohl, aber sie vertraute auf die Brüder und auf die Waffen. Sie war bisher nie enttäuscht gewesen.

James zitterte am ganzen Leib. Er rutschte hin und her, betrachtete sowohl seine Füße als auch die Ausrüstung. Sein Körper schien in eine Art Rausch geraten zu sein, nur aus panischen Reaktionen zu bestehen. Neru trat an ihn heran. „Möchen Sie zu einem Priester? Sie sehen nicht gut aus.“ James schüttelte den Kopf. „Dort wo wir hingehen, dort kann er auch nicht helfen.“ Neru nickte.

Die Maskov-Brüder schauten sich an. Dann nickten sie. „Es wird Zeit.“

Wieder stiegen sie in den Wagen. Das Schweigen füllte ihr ganzes Sein aus. Ihre Gedanken schienen zu fließen, zu fliegen, sich auszubreiten, über den steinernen Himmel hinaus. Neru fühlte nichts mehr. Seine Angst hatte alles in seinem Körper in Beschlag genommen. Sein Magen war ein finsternes Loch, so dunkel, wie die Welt, in die sie nun hinabzugehen gedachten. Er schaute die anderen an, versuchte zu lächeln. Jeder war in sich gekehrt, starrte zu Boden. Nur Leutnant Sposka erwiderte seinen Blick. „Wie hat Ihre letzte Reise nach G13 begonnen, Herr Pasol?“

Irgendwo im Hintergrund klingelte ein Telefon. Leutnant Sposka wandte sich um und folgte dem Ruf. Schweigend lag der Raum im Halbdunkel. „Herr Pasol, es ist für Sie.“ Seine Nackenhaare stellten sich auf und seine Beine begannen zu schwimmen. Irgendetwas war geschehen, setzte die Sache auf eine neue Bahn.

„Pasol?“ fragte er am Telefon. Einige Augenblicke später sahen die anderen, wie ihm die Farbe aus dem Gesicht wich, wie er scheinbar um Jahre alterte. Sie traten näher heran. „Ja. Das ist... schlecht. Wir beeilen uns. Ja. Wir tun alles, um die Sache zu regeln. Ja.“

Sie schwiegen.

Er legte auf, drehte sich um. „Wir müssen los. Es ist etwas Furchtbares geschehen.“

Eilig begann er, seine Sachen zu packen. Starr beobachteten ihn die anderen. „Leute. Es ist wirklich wirklich wichtig. Wir müssen los.“

Notna fluchte. „Auf einmal keine Zeit mehr, was?“ Niemand hörte auf ihn. Draußen donnerte der Motor des Transporters sein dröhnendes Lied hinaus in die abgeschottete Welt. Gemeinsam schafften sie die Ausrüstung in den Wagen. Noch einmal drehten sie sich um, erwartungslos - es würde niemand kommen und sie verabschieden - dann fuhren sie schon davon.

„In 2 Stunden haben wir den Abstieg nach G11 geschafft. Ab dann gibt man uns 70 Stunden. Wir haben keine andere Möglichkeit mehr.“

„Was ist denn los, Neru?“ fragte Salara. Verwirrung und Angst zeigte sich in ihrem Gesicht stets am leichtesten, wie er fand. „Ja, wie kommen Sie denn jetzt auf 72 Stunden?“ Notna lächelte. „Vermutlich eine nicht aufzuschiebende Sache, nicht wahr?“

Neru stand auf, hielt sich an einer Haltestange fest und starrte hinaus in die dumpfe Welt.

„Ich habe die Information erhalten, dass man eine Nachricht von Ja-Lib bekommen hat. Kennen Sie das Prozedere, das vor einem Kampf mit dem Drachen durchgeführt wird?“

XV

Der Marsch der toten Wesen war faszinierend. Wie eine graue Einheit, ohne die gewöhnlich vorhandenen Farbklecke einer normalen Armee, rollte sie unaufhaltsam durch die Nacht. Das Dröhnen ihre Füße im selben Takt hörte sich an wie eine immer höher werdende Welle, die keine Möglichkeit findet, sich zu ergießen. Seramus starrte aus dem Fenster, fasziniert und angeekelt. Er konnte ihren fauligen Geruch förmlich schmecken., die Welt war gefüllt von ihrem groteskem Dasein. „Wir können sie nicht aufhalten“, sagte Sir Rangor, der ohne zu klopfen eingetreten war, „und ich sehe, Ihr seid schon wach. Ja, ein Mensch muss fliehen, wenn er morgen noch kämpfen können soll.“ Seramus nickte.

„Ihr seht besser aus, vermutlich liegt das an dem Schlaf, den ihr fast hattet.“

Erneut beugte sich die Nacht dem Licht der aufgehenden Sonne und die von den unzähligen Toten aufgewirbelten Staubsäulen flimmerten blutrot.

„Wir müssen los. Es wäre ehrenhafter, zu sterben, aber ich bin erstens ein Feigling und zweitens sind mehr Kämpfer ein ernstzunehmenderer Gegner für unsere Feinde. Findet Ihr nicht auch?“

Seramus atmete schwer. Seine Augen traten aus ihren Höhlen, er begann, zu hecheln. „Ganz ruhig, mein junger Freund. Ihr habt dem Tod erst vor kurzem ins Auge geblickt, nicht wahr?“

Er nickte. Sir Rangor lächelte milde. „Der Schock kam wohl jetzt erst. Ihr seid körperlich am Genesen, aber eure Seele dürstet nach Heilung. Vertraut mir, wenn ich euch sage, dass eine Narbe zurückbleiben wird. Sie wird einige Zeit lang jucken, bei schlechtem Wetter schmerzen, aber sie wird euch schützen. Wenn ihr es nicht schafft, die Wunde zuwachsen zu lassen, dann dringen böse Geister ein und dann werdet ihr daran sterben. Ihr seid jung, ihr werdet es überleben. Nicht wahr?“ Er lachte.

„Nun brechen wir auf. Wir haben auf euch gewartet. Es wird Zeit.“

Sie schritten die Treppe hinunter. Ein Schrei hallte durch die geöffneten Fenster. Schatten zuckten in den Ecken des großen Raums. Sie stürmten nach draußen.

„Sie kamen aus dem Nichts,“ einer der Knechte kam angelaufen. Er atmete schwer. Sein Messer war so staubig wie er selbst. „Es waren 3, sie waren von da hinten“, er deutete zurück, der Wald lag schweigend, fast grinsend da. Kein Lebenszeichen. „Sie ritten. Ist das nicht...“ er atmete schwer. „Sie haben diese junge Frau mitgenommen!“

„Nein“, Seramus fiel auf die Knie. „Sie werden ihr nichts tun, glaube ich.“ Er fühlte die Hand von Sir Rangor auf seinen Schultern.

„Wie meinen Sie das?“

„Tote reiten nicht. Tiere, Pferde besonders, sind viel zu empfindlich für ihre dunklen, abgründigen Seelen. Sie machen einen großen Umweg um diese Wesen.“

„Aber Herr, der Staub, diese Wesen, die waren doch nicht...“

„Menschen, die sich wohl verkleidet haben.“

„Sie ritten heran, zerrten die Frau auf ein Pferd, und waren so schnell verschwunden, dass ich sie nicht mehr sehen konnte.“

„Vermutlich ist dennoch Magie im Spiel. Ich hasse diese vermaledaiten Magier. Kein ehrlicher Mann nutzt Zauber. Feige Hunde.“ Sir Rangor wandte sich zu Seramus um. „Ihr seid ausgeschlossen, aber nur, weil ich vermute, dass ihr gar kein Zauberer seid.“ Er lächelte bitte. „Wir können sie nicht verfolgen. Gegen Magie bin ich machtlos. Wir werden unseren Weg fortsetzen. Und keine Sorge, ihr werdet sie wieder sehen.“

„Oder auch nicht“, sagte Seramus. „Ich muss mich auf den Weg machen, sie zu suchen.“

Sir Rangor schüttelte den Kopf. „Ihr kommt nicht von hier, euer Leben ist verwirkt, sobald ihr allein in diesem Land unterwegs seid. Weder habt Ihr Geld noch Wissen, was in diesen Zeiten noch schlimmer ist als sonst. Ihr bleibt bei mir und das bleibt so.“

Seramus starrte zu Boden, wo die Schatten den Staub des letzten Tages benetzten. „Den Schatten des Todes habt Ihr schon mehrfach überlebt, Sir Rangor?“

Dieser nickte. „Es ist nicht einfach. Man verliert jede Form von Achtung vor dem Leben; gleich einem Tier kämpft man

sich durch die Massen von Fleisch, Knochen, Rüstungen. Steigt auf. Wir müssen weiter.“ Der letzte Satz war in einer solch unerbittlichen Härte gesprochen, dass Seramus das Gefühl verlor, es handle sich bei Sir Rangor um einen Menschen.

Knirschend setzten sich die Räder der Wagen hinter ihnen in Gang. Das Pferd war ausgeruht, doch nervös und Seramus, der sich auch nicht daran erinnern konnte, überhaupt jemals geritten zu sein, war genauso aufgeregt. Er zitterte, seine Hände hüllten sich in den Zügel. Die Wunde in seiner Schulter zuckte erneut. Der Wald wurde mit der Zeit lichter. Irgendwo im Hintergrund stampften die tausenden Toten in einem unaufhaltsamen Zug nach Süden.

Sir Rangor schwieg. Nur selten blickte er vom Horizont auf, nahm einen Schluck aus seiner Flasche, die an seinem Sattel hing. Es roch verdächtig sauer.

„Wein aus meiner Heimat. Importierter Wein, der durch meine Stadt geführt wird, um bis zum König nach Bramant zu gelangen. Ich habe selten genug keinen Gast, der mich darum beneidet, dass ich die ersten und letzten Weine eines Volkes genießen kann. Ich rate Ihnen, lassen Sie die ersten und letzten Weine einfach aus. Mit den ersten haben sie keine Erfahrungen und mit dem letzten sind meistens die Weinberge erschöpft. Trinke gute Weine und übereile dich nicht, exzentrische Weine auszuprobieren. Meistens endest du bei einem Bader, einem Quacksalber und einem Totengräber.“ Er lachte. „Welches Jahr schreibt Ihr, Sir Rangor?“ fragte Seramus. Der Angesprochene blickte hinüber.

„Wir schreiben das Jahr 5977. In 23 Jahren beginnt das 7. Jahrtausend. Die Erntezeit ist vorbei. Schon beginnt der Frost an den Bäume zu nagen; schon steht die Sonne wieder so niedrig wie im Frühling. Wir nennen diesen Teil des Jahres Herbst.“

Seramus lächelte. „Also habe ich nicht alles vergessen.“ Sir Rangor starrte ihn an. „Herbst, ich kenne dieses Wort. Eine Zeit der Ernte, des Feierns, bevor die Welt unter Bergen gefrorenen Wassers versinkt.“

„Ihr meint Schnee. So weit im Süden ist das schwieriger zu erblicken, aber in den Bergen liegt er das ganze Jahr. Dort oben, im tiefen Süden, fast schon...“ Er stockte, schüttelte den Kopf. „Schaffen wir es erst einmal weiter. Bramant ist eine große Stadt und Ihr solltet sie sehen, bevor wir in den Kampf ziehen.“

Der Tag verstrich und mit dem dumpfen Stampfen der Toten im Ohr erreichten sie eine Brücke. Hinter dieser erstreckte sich eine weite Ebene, doch noch waren sie getrennt. „Eigentlich müssten wir die Brücke hinter uns abreißen.“ sagte Seramus. Sir Rangor nickte. „Die Toten können hier eh nicht aufgehalten werden. Einige werden in die Schlucht springen, ihre morschen Knochen werden knacken, aber das wird sie nicht wirklich aufhalten.“ Sie stoppten. Sir Rangor stieg ab und deutete Seramus an, ihm zu folgen. Beide stellten sich an den Rand des Abgrunds und blickten hinunter.

„Einst war dies ein wichtiger Ort. Hier gab es vor vielen Jahren eine Schlacht zwischen den Menschen und den Toten. Die Brücke, die ihr seht, wurde in Gedenken an die vielen vernichteten Menschenleben erbaut. Sie war damals wohl aus Holz und als wir Menschen uns zurückzogen, brannte man sie nieder. So wurden die Toten vernichtet. Nicht mit Gewalt, nur mit Feuer. Dass man dachte, sie würden nie wieder hier entlangmarschieren, war nur ein törichter Traum.“

Der Weg über die Brücke ist, wie Ihr wisst, kürzer als nach unten zu springen oder zu klettern.“

Er drehte sich um. „Bringt Holz heran für zwei Haufen, 10 Schritte breit.“ Dann wandte er sich um. „Wir können sie eine Zeitlang aufhalten. Helft mit.“

Es war kaum mehr als eine Stunde vergangen, als die vereinten Kräfte der Leute dieses Werk vollendet hatten. Eine Schneise hatte man gelassen, also stampften, ritten oder fuhren die Menschen hindurch. Sie wandten sich um und schlossen die Lücke. Das Metall auf dem Stein, Funkenflug, winzige Flammen auf trockenem Stroh, dann eine Wand aus Hitze, die sich in den Himmel schob. Sie machten sich auf den Weg. „Hoffe, dass es etwas nützt.“ Sir Rangor grinste. „Es ist nicht einfach, Dinge aufzuhalten, die kein Leben mehr haben, findet ihr nicht auch?“

Seramus nickte. „Es ist eine fremde Welt, Sir Rangor und ich bin mir nicht sicher, ob ich sie je begreifen werde.“

„Das stimmt. Sie ist faszinierend und bietet immer wieder Ausblicke auf mehr. Schaut.“ Seramus starrte hinaus in die Welt. Aus der Ferne kroch der Nebel in Wellen heran, der Himmel schien einen Hauch von Violett zu haben, der sich

durch die graublau Hintergrundbeleuchtung schon. Hintergrundbeleuchtung? Was für ein Wort. Seramus schreckte auf. „Ihr seid wieder in euch selbst versunken, Seramus. Eure Gedanken drehen sich schon wieder um eure Begleiterin. Wie ich euch bereits sagte, ist sie nicht von den Toten entführt worden.“

Er wandte sich um. „Ist das denn besser?“

Sir Rangor nickte. „Man hat sie entführt, nicht umgebracht. Das heißt, sie ist am Leben und wo Leben ist, da kann man hoffen. Ihr habt schlimme Dinge erlebt, auch wenn ihr sie im Moment vergessen habt. Ihr seid von Furcht erfüllt über Dinge, die ihr nicht kennt; Furcht, die selbst den eigenen Tod in den Schatten eines schwarzen Lebens stellt. Ihr seht den Schatten aus tausenden sterbenden Wesen um euch herum und wenn ihr euch umschaut, dann werdet ihr euren Schatten nicht finden. Ihr seid nicht tot. Sie ist auch nicht tot, zumindest gehe ich davon aus. Wir befinden uns auf einer Mission. Ich kann euch nicht versprechen, dass ihr heil aus dieser Sache herauskommt. Aber sie ist es wert, sage ich euch.“

Sie ritten weiter. Stille hatte sich über die dahin rollenden Wagen gelegt, nur unterbrochen von dem klappernden Hufen der Pferde. Die Sonne war immer höhergestiegen und stand nun in der Mitte des Himmels. Sie war ein kaltes, berechnendes Licht auf die Welt unter ihr hinunter, ihre Schatten waren hart und schmerzhaft. Immer wieder griff Sir Rangor zur Flasche. „Ihr möchtet wirklich keinen Schluck?“ fragte er. Seramus brauchte einige Augenblicke zu reagieren, er fühlte, wie er aus seinen Gedanken hinauftauchte in die Realität. „Nein. Aber ich danke euch. Was ist so besonders an diesem... Ding, diesem „Ovpar“?“

Sir Rangor wurde langsamer, ritt nun neben Seramus, dem diese ungewöhnliche Fortbewegungsart langsam Freude bereitete. „Das Ovpar ist das Zeichen für das Werden in dieser Welt. Es gleicht einem Ei, in dem das Universum steckt, es ist ein Symbol. Es ist sehr groß, viele Jahrhunderte, vermutlich Jahrtausende Alt. Es gibt die Legende, dass es einst viele dieser Eier gab und dass jedes eine eigene Welt erschaffen hat. Und deshalb wollen alle es haben. Es ist das letzte der Eier und hat die Macht, zu schaffen und zu zerstören. Denn wenn eine Welt erschaffen wird, muss eine alte Welt zerstört werden. Anders geht es nicht. Wir können ja nicht“ er lachte, deutete nach oben, hinauf in den Himmel. „unsere Welt verlassen und dort oben ein neues Forret gründen.“

„Und man glaubt daran?“ fragte Seramus stirnrunzelnd.

Sir Rangor nickte. „Wieso nicht? Es ist nicht abwegig und ich würde nichts tun, um es zu beschützen, wenn ich nicht daran glauben würde. Für eine Sache, die es nicht wert ist, geschützt zu werden, werde ich nicht meine Männer sammeln, sie von ihren Familien trennen und nach Süden ziehen. Dazu bin ich nicht imstande.“ Er schwieg.

„Und das Ei? Wo ist es?“

„Das Ovpar ist auf dem Weg nach Bramant. Dort werden es die Priester in die Tiefen unter dem Katarakt von Sengal einschließen und es wird auf lange oder besser ewige Zeit geschützt sein.“

„Katarakt? Ich kenne das Wort, sind das nicht ein Wasserfall?“

Sir Rangor nickte. „Nicht nur ein Wasserfall, mein junger fremder Freund. Das Katarakt von Sengal beginnt als mächtiger Strom in den Bergen und je tiefer er kommt, desto schneller wird das Wasser. Der Katarakt von Sengal ist ein tödliches Ergebnis dieser Wassermassen. Nur mittels unbekannter Mittel kommt man durch ihn hindurch; Feinde werden nicht nur aufgehalten, sondern zerrissen, wenn sie sich dem Wasser nähern. Es ist so schnell, es reißt einem Menschen das Fleisch von den Knochen!“

„Und dort gibt es eine Höhle, in der man das Ovpar aufbewahren kann? Und dort ist es sicher?“

„Sicher vor dem Feind von draußen ja. Der Feind von innen ist eine andere Sache, aber ich vertraue darauf, dass die Priester ihre eigenen Männer so ausbilden, dass diese lieber sterben als einem Feind zu helfen, die heiligen Objekte zu finden oder zu stehlen. Das Ovpar ist dort in Sicherheit. Aber erst, wenn es in Bramant ist, dann kann ich wieder ruhig schlafen. Ich habe die Nachricht erhalten, dass die Armee, die es beschützt, zwei Tagesritte entfernt sein soll. Es gab wohl schon einige Gefechte mit Angreifern. Nicht nur mit Toten, auch... Menschen, Magiern und Banditen hatten sie es wohl zu tun. Bedenke dies, mein junger Freund: Das Ovpar ist soviel wert, dass mancher Räuber sich nicht mehr



beherrschen kann.“

„Und die Toten möchten damit die Welt vernichten?“

Sir Rangor lächelte. „Dann wären sie aber ziemlich dumm, nicht wahr? Wenn keine Welt mehr vorhanden ist, was wollen sie denn damit beherrschen? Nein, sie möchten das Geheimnis erfahren, die Kraft möchten sie kennenlernen, die dem Ovpär innewohnt. Damit könnten sie vielleicht noch mächtiger werden als sie schon sind. Schau es dir doch an.“

Sie drehten sich um und die graue Wand, die sich hinter ihnen befand, war noch immer in Bewegung, trotz des Rauches und des rotglühenden Feuers, das weiter hinten, in fast unsichtbarer Ferne lodernd brannte. „Was kann sie aufhalten? Nur Feuer. Aber Feuer verlöschen. Und wenn der Anführer der Toten die Idee hat, schneller voranzukommen, in dem er einige seiner Krieger in den endgültigen Tod schickt, in dem er sie dazu zwingt, das Feuer mit ihren eigenen vergammelten Körpern zu löschen, dann ist er ein kluger Mann. Oder Frau, je nachdem. Den Toten ist es egal, welchem Geschlecht sie einst angehörten. Sie hören nicht auf zu jagen.“

„Eure Welt, ich meine, Forret ist wirklich faszinierend, Sir Rangor.“

„Ihr kommt eindeutig nicht von hier, junger Mann.“ Sir Rangor starrte ihn an. Dann grinste er. „Vielleicht kommt ihr aus dem Westen, dort, wo die Steppe beginnt, die monatelang nicht verschwindet, nur bevölkert von Nomaden, die ihre kriegerischen Gefühle auf dem Rücken von Pferden austragen, die sich gegenseitig bekämpfen und umbringen. Und ihr wisst dies nicht mehr, ein Schock...“

„Lara hat mir ein wenig davon erzählt, aber ich habe kaum etwas gehört. Meine Schmerzen waren wohl zu groß, um die Welt um mich herum erfassen zu können.“ Seramus befühlte seine Wunde. Noch immer war sie da, ein Druck auf sein Fleisch, aber es wurde besser. Wenn er lang genug überlebte, konnte er sich sicher sein, dass er wieder vollständig hergestellt war.

„Ihr grübelt schon wieder, Seramus. Wisst ihr nicht, dass Grübeln eine Krankheit ist? Sie hält uns davon ab, etwas zu erringen.“ Sir Rangor deutete nach vorn. „Wir werden heute Nacht unser Lager in Zelten aufstellen. Morgen treffen wir auf den Zug, der das Ovpär nach Bramant bringt. Ihr werdet dabei als mein Knappe auftreten, wenn ihr nichts dagegen habt. Leider hat es mein echter Knappe nicht geschafft, herzukommen. Er ist tot. Ich vermisse ihn.“ Sein Kopf sank in seine Schultern. Sie schwiegen wieder.

Die Sonne warf noch immer ihre herbstlichen Strahlen auf die Erde und das Gras an den Seiten der Straße war von einem fahlen Grün. Um sie herum bildeten sich goldfarbene Felder. Männer und Frauen arbeiteten hier, um die Ernte einzubringen. Es war eine hastige Arbeit, wie Seramus sehen konnte. Er konnte sich daran erinnern, wie er Bilder gesehen hatte von Ernten, von Familien, die gemeinsam ein Lied singend die Früchte der Erde einsammelten; aber das hier war wohl eher eine Reaktion auf die nahenden Toten. Er fühlte Mitleid.

„Sehr ihr das Holz an den Rändern der Felder liegen?“ fragte Sir Rangor. Seramus nickte. „Sie wissen, dass die Toten kommen. Was sie nicht ernten können, müssen sie verbrennen. Und in ihnen lebt die Hoffnung, dass diese Wesen gleich mit zu Asche werden.“

„Haben sie auch Angst, dass sie... Wesen wie diese werden?“

„Du meinst, Menschen zu Toten, die durch die Welt wandern und Tod verbreiten? Nein, bedenken musst du, dass sie durch ihre eigene Art und Weise, geboren zu werden, schon dazu gemacht worden sind, am Ende nicht zu sterben. Sie sind nicht gebunden an den Kreislauf von Geburt und Tod; sie gehören nicht in unsere Welt. Und dennoch; etwas würde fehlen, wenn sie alle nicht mehr da wären.“

Seramus fühlte, wie sein Körper der Müdigkeit trotzen versuchte und dennoch, nach dem sie alle stundenlang geritten waren, wurde die Sehnsucht nach Schlaf immer größer. Seine Augen begannen zu zittern und sein Kopf im Takt des Pferdes auf- und abzuwippen. Trübe Gedanken schossen in sein Hirn, vermengten sich mit den Bildern vor ihm, die Geräusche der Menschen um ihn herum, all das verursachte ihm das Gefühl von Fremdartigkeit, als wäre das alles nur ein Traum und er würde irgendwann wieder erwachen, so bald wie möglich und er wäre dann auch tatsächlich wieder er selbst, mit seinem richtigen Namen, ohne die Wunde in seiner Schulter, in einer Welt, die er begreifen konnte.

Er fühlte, wie die Welt an ihm vorbeikipte, wie sich der Horizont verschob, der Himmel seinen angestammten Platz verließ und... die Hand an seiner Seite. „Ihr schlaft doch nicht etwa ein, Seramus?“

Die Welt war wieder da, so klar und hell, dass sie kein Traum sein konnte und Seramus fühlte, wie ihn die Hoffnung verließ, es wäre nur ein Sprung hinaus aus dem Schlaf notwendig, um wieder... „Ja, ich war...“ Er gähnte. Jede Sehne, jeder Muskel seines Körpers fühlte sich an, als wäre er schon Jahre unterwegs auf diesem Pferd. Dem konnte er die Müdigkeit nicht ansehen. Pferd, was für ein Wort. Ein Vierbeiner. Muskeln. Mehr nicht. In dieser Phase kam ihm alles so falsch vor; besonders die Blicke der Leute um ihn herum.

„Ihr wisst schon, dass ihr schief auf dem Pferd hängt. Eigentlich müsstet ihr jeden Augenblick zu Boden fallen.“ Sir Rangor stieß ein halbscherzhaftes nasales Lachen aus. Es war faszinierend, zu sehen, wie man hier mit der Anwesenheit des Todes umging. Man musste sich schon eine bizarre Version von Humor angewöhnt haben.

„Ich bemühe mich, Sir Rangor, nicht in den Dreck zu fallen. Aber ich vermute, ich bin tatsächlich noch nie auf einem Pferd unterwegs gewesen. Und es wird...“ er gähnte, „es wird Abend. Dieser Tag beendet sich schneller, als man denkt.“

Sir Rangor nickte. „In der Dämmerung werden wir mehrere Dutzend Meilen von den wandelnden Toten entfernt sein, dann können wir uns ausruhen und dann am Morgen weiterreiten. Es wird eine kurze Nacht werden, eine harte Nacht. Aber ihr seid schon mehr gewöhnt als manch anderer. Es wäre Wahnsinn, länger zu warten. Und morgen treffen wir auf den Zug.“

„Die Toten ruhen nie aus?“

„Ja, wozu auch? Sie sehen zwar nichts im Dunkeln wie wir aber das brauchen sie nicht. Ihre Magie treibt sie voran; das Ovar ist für sie wie ein Leuchtfeuer, das bis in den Himmel strahlt. Und sie brauchen keinen Schlaf. Sie sind schier unaufhaltsam. Deshalb sind wir in Eile.“

Die Straße schien noch immer endlos zu sein, doch als der Abend hereinbrach, hielt der Tross an. Eilig und unsagbar still, ohne dass Kommandos ausgerufen werden mussten, wurden Zelte am Straßenrand aufgeschlagen, geflüsterte Befehle vergeben, so dass die Männer in Rüstungen sich formierten und der eine Teil schlafen ging, während der andere begann, Wache zu halten. Seramus bekam davon nicht viel mit. Er lag in einem Zelt, auf einem Fell, das über einem Haufen Stroh gelegt worden war und sein Blick verschwamm. Bald würde es weitergehen; sagte er sich, gähnte und blickte nach oben in die graue Zeltwand, die über ihm einen sehr nahen Himmel bildete. Und dann verschwamm alles in einem Hauch von Nichts. Die Sterne über ihm kreisten in unbestimmbaren Bahnen in einer Welt, die er noch immer als zu fremd für sich selbst fand. Und dennoch, irgendwie hatte er das Gefühl, daheim zu sein.

Das Surren weckte ihn und er fühlte, wie sich im dünnen Stoff kurz über ihm ein Riss bildete und in unsagbarer Langsamkeit eine metallene Spitze eindrang, der Pfeil eine Linie bildete, kaum eine Handbreit über ihm und dann gegenüber stecken blieb. Ein zweiter Pfeil folgte, schneller als der erste. Er erwachte, atmete schwer. Erst dann hörte er, wie Männer schrien; das Hämmern von Metall auf Holz oder Knochen; hörte Rufe, gebellte Kommandos. Er fuhr auf, kaum einen Augenblick zu früh, die Klinge krachte bereits hinunter, dort, wo sein Kopf sich bis vor einigen Augenblicken befunden hatte. Fluchend versuchte der Angreifer sie aus der Erde zu ziehen. Seramus wirbelte herum, schneller als er denken konnte und bohrte ihm eine seiner beiden Klingen in ein Knie. Zuckend brach der Mann zusammen, hielt sich am Stiel der Axt fest und betrachtete erschrocken das Blut, das aus seinem Bein sprudelte. Dann sah er Seramus. „Er ist hier...“ brüllte er, verstummte jedoch, als die zweite Klinge in seinen Hals drang. Er verdrehte die Augen, zuckte und brach nun endgültig zusammen. Seramus blickte sich um. Niemand hatte den toten Mann gehört.

Er rollte sich ins Licht der Flammen, die aus einem der Wagen loderten. Wie Kreaturen aus Metall, ruckhaft, schier unmenschlich kämpften die Männer um Sir Rangor um ihr Leben. Ihre Gegner waren viele, Menschen, denn sie bluteten, fluchten und brachen unter der Schwerkraft und Äxten der kampferprobten Männer zusammen. Sir Rangor hieb gerade einem der Angreifer den Schild in den Hals, da erhielt er einen Schlag mit einer Keule in den Rücken. Er krümmte sich von dem Einschlag, ein zweiter sollte folgen, als aus der Hand seines Gastes beschleunigte eine rotierende Scheibe, ein weißer Riss in der Nacht und die Klinge fraß sich in den Kopf des barbarischen Angreifers. Sir Rangor sah, wie er fiel. Seramus war innerhalb weniger Augenblicke zur Stelle, riss sein Kurzschwert aus dem Fleisch des noch zuckenden Mannes. Sir Rangor grinste. „So retten wir uns nun die Leben, was?“ Er parierte einen Schlag von unten und stieß mit dem Schwert zu. „Wieder zwei feige Bastarde einer Hure und eines Esels weniger.“ Er brüllte Kommandos in die Finsternis. „Feige Hunde, sag ich euch.“ Das Gemetzel ging weiter. Klingen trafen auf Fleisch und Sehnen,

durchtrennten, schlachteten förmlich die Gruppe der Angreifer auf ein unansehnliches Stück Existenz zusammen. Pfeile flogen, prallten an den metallenen Rüstungen ab oder blieben im Gewebe stecken. „Holz und Steine“ sagte Seramus zu sich selbst; er fühlte sich wie ein Tiger in einer Herde von Schafen, deren dumpfe Hufen ihm nichts antun konnten. Seine Kleidung troff von Blut und er musste sich bemühen, nicht auszugleiten, der Boden war voller menschlicher Überreste. Die wenigen Überlebenden, Männer, die Teile ihres Körpers zurücklassen mussten, krochen hinaus in die Finsternis oder wurden gnädigerweise von Sir Rangor und seinen Männern von ihrem unseligen Leiden erlöst. Der Tag dämmerte bereits, als Ruhe einkehrte.

„Ich habe 4 Männer verloren“, sagte er kopfschüttelnd, „2 Pferde und einen Wagen mit wichtigen Dingen. Sehr wichtigen Dingen. Ich bin ein rachsüchtiger Mensch, Seramus.“

„Wer war das?“

„Narren, angeregt vom Geld, das man ihnen zu zahlen versprochen hatte für einen Hinterhalt... Feige Hunde. Schau dir das an.“

Er griff sich eine Leiche und zerrte sie ins Licht des brennenden Wagens. Die Augen weit aufgerissen, starrte der tote Mann in den Himmel. Seine Wange zierte ein vernarbt X. „Hiermit markieren wir unsere Verbrecher. Er ist ein Räuber. Ein schlechter, nehme ich an, denn das X erhält man direkt am Anfang, wenn man erwischt und verurteilt wird. Nach einigen Jahren in den Minen werden sie freigelassen oder sie fliehen vorher und dann schließen sich Banden an, plündern, brandschatzen... oder lassen sich bezahlen, um zu töten. Normalerweise sind es mehr, aber hier hatte wohl jemand keine Zeit. Wir kommen näher, mein Freund. Näher an das, was man uns erlaubt, zu sehen. Aber man merkt auch, dass wir angreifbar sind.“

Er wandte sich um, brüllte Befehle. Innerhalb weniger Minuten waren die Leichen von den Straßen gebracht worden. Sir Rangor warf Seramus einen Beutel zu. „Das sind die gesammelten Münzen von unseren Angreifern. Ich bin euch etwas schuldig und glaube, damit kann ich euch durchaus helfen.“ Er lachte. Dann stiegen sie auf die Pferde und langsam setzte sich der Tross wieder in Gang.

„Habt ihr etwas von ihren Auftraggebern erfahren?“

Sir Rangor schüttelte den Kopf. „Nur einen Zettel mit einem Symbol.“

Es war eine Kurve mit mehreren gerade kurzen Strichen durchzogen, an dessen oberem Ende ein Dreieck befestigt war, dessen dünnste Spitze nach links reichte. „Es sieht aus wie das Skelett eines Wesens, das wir nicht kennen“. Sir Rangor nickte. „Es sieht aus wie der Tod.“

## XVI

„Die Natur gibt uns Regeln vor, nach denen wir zu leben haben. Mit einem Ding wie dem Drachen in unseren Händen, das von uns lebt, das uns braucht, wie wir hoffen, mehr als Hoffnung ist es nicht, jedenfalls mit dem Drachen. Er wird alle paar Monate, wir ihr alle wisst, in die Arena geleitet, wo man gegen ihn kämpft, verliert, sich opfert. Währenddessen sind die Wissenschaftler dabei, den Kampf auszuwerten, Anweisungen in Mikrofone zu schreien und dann... zu sehen, wie der arme Mensch, der denkt, er tut einen großen Dienst und schafft es vielleicht... zu Grunde gerichtet wird.“

„Aber die Ehre!“

Neru lächelt. „Ja, die Ehre. Die Familie des Mannes wird eine Zeitlang unterstützt, kommt in neusten Sendungen im TV oder im Radio; aber das wars schon. Aber ich schweife ab. Die Masse an Menschen wird immer kleiner. In der Tiefe sind die Bedingungen nicht gegeben, viele Kinder zu haben. Der Drache ist jedenfalls nach dem Kampf auch erschöpft und wird durch bestimmte Gase zum Einschlafen gebracht und dann durch Maschinen in sein Gehege, in sein Gefängnis zurückgefahren. Irgendwann wacht er wieder auf. Und dann hämmert er gegen die Türen, die so dick sind, dass nur Maschinen selbst sie öffnen können. Und dann wartet der Drache.“

„Aber er ist schon so lang darin, was frisst er denn?“

„Nichts. Er frisst nichts. Unsere Wissenschaftler sind noch immer auf dem selben Stand wie vor hunderten Jahren. Wir vermuten, dass er die Fähigkeit hat, seine Energie aus der Quelle zu beziehen, die uns vor 347 Jahren in die Erde getrieben hat.“

„Aber er ist doch nicht der Drache, der uns...“

„Nein.“ Leutnant Sposka richtete sich auf. Sie hatte die letzten Minuten damit verbracht, ihr Gewehr auseinanderzunehmen und wieder zusammzusetzen. Sie lud durch, es klackte. „Wäre der Drache, der hier ist, der eine große Drache, dann wäre er hier und wir da oben und es würde uns nicht kümmern, was er macht.“

Neru lächelte. „Das Tier hier unten... es ist nur ein winziger Drache im Vergleich zu dem da oben. Wir haben Gerüchte gehört, dass der Große über hundert Meter hoch ist; mehr ein Berg als ein Wesen ist. Und er kann fliegen. Wie wir alle wissen, wissen wir nichts. Vermutlich ist also der große Drache eine Art Elterntier und der kleine Drache hier unten eines seiner Nachkommen. Wir wissen auch nicht, ob es oben noch mehr von dieser Spezies gibt. Vielleicht sind da oben dutzende Tiere und verbrannte Erde, Asche, geschmolzene Berge... worauf ich hinaus will: Diese Tiere, Dinger, sie brauchen nicht wirklich Nahrung; sie leben von einer Energie, die wir nicht verstehen. Und so sind wir in einer prekären Lage. Worauf ich hinaus will: Der Drache wartet immer wieder auf den nächsten Zeitpunkt, wenn die roten Lampen anspringen, die Sirene ertönt, ein Kampf folgt. Ja-Lib hat überlebt und ist verschwunden, aber er hat etwas hinterlassen. Eine Nachricht, Erpressung, Warnung, was auch immer.“

Es klickte und ein Bild wurde an den Wänden des Wagens projiziert. Die Stimme war all zu bekannt.

„Meine lieben Freunde, bekannte und unbekannte Menschen; wir leben seit so ewig langer Zeit hier unten in diesen verrottenden Mauern, die uns die Angst aufdiktiert hat. Wir selbst sind nur Figuren in einem Spiel der Menschen, die da oben, auf den Ebenen näher der Erde. Doch, wieso leben sie nicht weiter unten, noch weiter entfernt von der offenkundigen Gefahr, die auf der Erde lauern soll? Ich weiß es nicht und dennoch, genau dieses Nichtwissen ärgert mich; macht mich wütend.

Ich bin Ja-Lib und ihr alle habt mich kämpfen sehen. Diese Gestalt, die man einen Drachen nennt, ist jedoch nicht einmal der wahre, große Gegner, den man euch in euren Kindergeschichten präsentiert. Nein, es ist nur ein kleiner, winziger Feind, den man benutzt, um eure Aufmerksamkeit aufrecht zu halten. Ein Mensch, der in Angst lebt, hat keine anderen Sorgen; er kümmert sich nicht um die Welt um ihn herum. Er macht seine Arbeit, immer darauf bedacht, bald seinen kleinen Vergnügen wieder nachgehen zu können. Dann seht ihr die Kämpfe in der Arena, seht zu, wie Männer wie ich selbst dem Tod versuchen zu trotzen. Doch damit hat es jetzt ein Ende.“

Das Bild flackerte, als sich die holografische Gestalt umdrehte. „Ich gehe jetzt nach G13. Dort muss es eine Antwort geben. Man hat mir und euch viel zu viele Geschichten erzählt, dass dort das Böse lauern soll, doch das Böse, wer te Mitbürger, Mitleidende: es ist nicht in den Tiefen unserer Welt zu finden, sondern in den Höhen. Doch wenn das Böse über uns lauert, dann findet man das Gute viel weiter unten. Ein guter Freund von mir war einst da unten und er hat nur sehr knapp überlebt. Doch er war schwach. Er hat diese Reise völlig falsch angefangen und wurde bestraft.

Ich selbst, Freunde, habe die Arena so oft verlassen, dass der Schmerz, den mir diese Reise bereiten wird, nur begrüßen kann: Er ist klein, fast winzig im Vergleich zu den Wunden, den mir die Bestie bereitet hatte. Schaut sie euch an: Sie ist groß und dumm und nur dazu geeignet, Menschen in die Schranken zu weisen. Doch man kann sie überleben.

Damit man mir aber nicht folgt, denn ich weiß, das wird man, dafür bin ich zu bekannt, habe ich ein Geschenk für euch.“ Ja-Libs leuchtendes Gesicht grinste.

„Ich habe einen Computervirus erworben. Es gibt genug kriminelles Denken auf dieser Welt, das auch nach fast 350 Jahren in der Dunkelheit nicht verschwunden ist. Dieser wird in 72 Stunden, in 3 Tagen, den Käfig öffnen, in dem der kleine Drache leben muss. In dieser Zeit werde ich mich nach unten begeben und vielleicht zurückkommen, wenn ich das habe, was ich will. Und falls nicht, so wird es mir ein Vergnügen sein, zuzuschauen, wie das Monster meine Zivilisation in ihren Grundfesten erschüttert. Seid gewarnt! Wenn ihr mich verfolgt, wenn ihr mich verfolgt, dann habt ihr keine Zeit mehr für die notwendigen Reaktionen auf meinen kleinen Plan. Rettet euch, wenn ihr könnt. Flieht nach

oben. Holt euch euer Recht zurück, Menschen zu sein.“ Das Licht erlosch.

„Was für ein kindisches Geschwafel.“ Leutnant Sposka hatte den Kopf in ihren Händen versenkt. „Was für ein Idiot. Und wir sollen ihn retten.“

„Ja, Retten und zurückbringen und das in weniger als 72 Stunden, sonst blüht uns etwas, das wir uns nicht vorstellen können. Der Drache wird freigelassen und...“

„Aber kann man ihn nicht wieder einfangen? Oder irgendwie so?“

Einer der Zwillinge schaut auf. Neru nickt. „Sicher... aber wir wissen nicht wirklich, wie man ihn damals gefunden und gefangen hat. Es gibt kaum Unterlagen und die Möglichkeit, ihn zu betäuben, wie wir es in der Arena oder in seiner normalen Unterkunft tun, ist nicht überall vorhanden. Nur in der Arena und in seinem Gefängnis... sonst kann er sich überall ungehindert bewegen.“

„Und Sie können die Menschen auch nicht warnen, weil man sonst... 1. weiß, dass er freigelassen wird und 2. die Leute in Panik geraten und versuchen, sich in die oberen Stockwerke zu flüchten und man weiß, das dann geschehen wird... ein Aufstand. Das Militär wird gerufen und wird die Menschen unsanft darauf hinweisen, dass sie Ruhe bewahren sollen. Und dann wird es Krieg geben und es werden viele Leute sterben. Währenddessen wird der Drache seine große Reise beginnen und ... naja, der Rest wird Geschichte sein.“

Neru nickte. „Ich sage es nicht gerne, aber Notna hat Recht. Jedes Verbreiten dieser Nachricht bringt mehr Opfer als die böse Alternative. Dennoch, wir müssen genau deshalb Ja-Lib finden und zurückbringen. Er mag naiv sein, aber... nein, er ist einfach naiv, zu denken, dass der Drache befreit werden muss. Ich mag ihn, wirklich, aber in dieser Hinsicht muss ich hart sein. Hart genug, das Wohl der Leute, die in gewisser Sicherheit leben wollen, weit mehr zu schätzen als ihn.“ Man hörte förmlich, wie seine Kieferknochen knackten. Salara legte ihm die Hand auf die Schultern. Der Wagen ruckelte und hielt an. „Es wird Zeit. Wir gehen hinunter. Gewalt wird nur im äußersten Notfall eingesetzt. Wir sind zu wenige, um einen echten Kampf überleben zu können.“

Die Tür öffnete sich, sie stiegen aus, betrachteten die Umgebung. In der Ferne blitzten die Lichter winziger Fenster aus den zum Himmel ragenden Häusern. Doch hier, Neru fühlte fast, wie der Wind heulend um die Ecken fuhr und diesen Ort in die Unwirklichkeit schob, hier draußen war alles anders.

„Das Tor zur Unterwelt“ sagte Jamses und zitterte förmlich. Neru drehte sich um. Das schwarze Gebilde mit den Riegeln und Schössern, größer als ein einzelner Mensch, durch Maschinen gesteuert, die weder Angst noch Tod kannten, vermochte den Betrachter in Panik zu versetzen, in einen Rausch versetzen, an die Hölle zu glauben, eine bittere Erfahrung, die er und Salara bereits geteilt hatten.

Er drückte einen verborgenen Knopf, der eine versteckte Platte aus dem metallenen Ungetüm herausfahren ließ. Rotes Licht glimmte schwach aus den Ritzen zwischen den Zahlentasten hervor. Vorsichtig, fast zärtlich, legte er seine Hand auf die hervorstehenden Tasten, dann seufzte er und tippte einen Code ein. Begleitet von einem lauten Pling begann sich das Tor zu öffnen, Riegel wurden zurückgeschoben, Maschinen erwachten brüllend zum Leben, langsam schob sich die Wand in einem Halbkreis zur Seite. Dampf schoss aus den Öffnungen, die sich bildeten, eine Wand aus Gestank, Menschlich und tierisch... all diese Kakophonie aus Geruch und Lärm, es wirkte, als wäre die Tür zur Unterwelt aufgestoßen worden.

„Tretet ein und lasst alle Hoffnung fahren“, flüsterte Leutnant Sposka. Notna wandte sich um, die Augenbrauen erhoben. „Sie kennen Dante?“ Sie nickte. „Ich mag das Buch, gerade hier unten brauchen wir etwas... passendes.“

„Nun denn“, teilte Neru mit, „die Tür ist für 2 Minuten offen, dann schließt sie sich wieder. Nehmen wir unser Gepäck und die Waffen und begeben wir uns auf eine fantastische Reise...“ Er versuchte zu lächeln, vergebens.

Genau nach den versprochenen 120 Sekunden heulten die Maschinen wieder auf und ließ die Menschen allein zurück, abgeschnitten von ihrer Welt. Der Geruch, der sie empfangen hatte, begann sich betäubend auf ihre Nerven auszuwirken.

„fast 300 Jahre Gestank auf einmal“, sagte einer der beiden Brüder, mit dem P gekennzeichnet, Piotr, „das ist mal heftig.“ James nickte. „Das passiert, wenn man sich nicht um die Wartung kümmert. Aber ich müsste doch eigentlich zurück, sonst passiert es...“ er zuckte, als der Boden sich in Bewegung setzte. Die ganze metallene Fläche von mehreren dutzend Schritten fuhr langsam nach unten. „Es gibt kein zurück, mein junger Freund“ Notna trat näher. „Wir gehen zur Hölle und du kommst mit uns.“ Wieder begann der Techniker zu zittern.

„Wie wird wohl Ja-Lib heruntergekommen sein?“ fragte Salara. Sie hatte es sich auf ihrem Rucksack so bequem wie möglich gemacht. Neru zuckte mit den Schultern. „Es gibt genug Schmuggler, geheime Wege, unveröffentlichte Gänge... und wenn man Kontakte hat oder ein Star ist, dann kommen Leute auf einen zu, die man sonst nicht kennt. Glaubt ihr, dass die Welt sich nur um euch dreht? Diese kleine, finstere Welt, so halbdunkel wie das Licht am Himmel und graue Gedanken jeden Menschen befallen, der hier lebt? Nein, es gibt mehr als das Leben hier und das müsst ihr lernen. Sicher hat Professor Notna einige Dinge erforscht, aber das war nur ein kleiner Teil, denn je mehr wir wissen, desto mehr sind wir fokussiert auf unser kleines Dasein.“

Sie starrten ihn an. Neru bemerkte, wie er sich in Wut redete. „Wir sind die letzte beschissene Hoffnung dieser winzigen Welt. Vor 347 Jahren... da gab es 8 Milliarden Menschen auf der Oberfläche, die sind alle tot. ALLE“ Neru sah auf den Boden, betrachtete, wie sein Fuß Schlieren, Muster, im Staub der letzten Jahre zeichnete. Er lächelte. „Wir haben unser Leben da unten riskiert. Und dieser Vollidiot, den ich Freund nenne, Ja-Lib, geboren vor 30 Jahren, aufgezogen vom Staat... er setzt noch mehr als sein Leben aufs Spiel, er setzt unseres und das der wenigen Menschen in einen stählernen Käfig, den er dann in die glühende Lava unter unseren Füßen sinken lässt. Aber hey, wir sind hier und er ist auch irgendwo da... aber ich gehe nicht davon aus, dass wir es schaffen werden.“

Das Dröhnen der Maschinen unter ihren Füßen begann, zu stören. Neru setzte sich an den Rand der runden Fläche und starrte ins Nichts. Salara nahm Professor Notna an die Hand, er erstarrte, blickte sie an. „Was? Das ist doch... wie kann er.“

Sie seufzte. Worte waren überflüssig. Sie mochte ihn und im Rahmen ihres gemeinsamen Todes wollte sie eigentlich etwas Wichtiges mit ihm besprechen, aber hier, genau hier unter den Augen der versammelten Kandidaten eines unnachahmlich grandiosen Todes, eines Fehlschlags, der die Welt ein zweites und letztes Mal in den Abgrund... sie schüttelte den Kopf. Hirngespinnste, Salara hasste sie mehr als alles andere. Mehr als die Arbeit, mehr als die Narbe, die noch immer schmerzte, wenn sie keuchend aufwachte, allein in ihrem Zimmer im mittleren Stockwerk eines standardisierten Hochhauses, über ihr eine Familie mit 3 Kindern, unter ihr eine alte Frau, die einfach nicht sterben wollte und sich über jede Möglichkeit, den Nachbarn zur Last zu fallen, vermutlich vor Jahren informiert hatte, doch das war jetzt egal. Mit zornigem Grinsen stellte Salara sich vor, wie der Drache an diesem Haus vorbeischwanken würde; einen kurzen Schlag mit dem Schwanz und die brechenden Gerüste, die das Gebäude zusammenhielten, ein Ton, den sie zu gerne hören würde. „Das Kranke ist, dass ich es genießen würde, hier unten zu überleben, während die anderen da oben draufgehen.“ Erneut die Stimme aus ihrem Inneren, die sie erst entdeckt hatte, als...

„Aber was ist denn los? Warum geht es nicht weiter?“

Dieser kleine Techniker, James, starrte verzweifelt die Decke an.

„Wir haben angehalten, weil wir schon da sind, kleiner Mann.“ Notna zog seine Hand aus Salaras und deutete auf ein Signal, das die meisten Leute übersehen würden, verdeckt von Fäden aus Staub und Spinnweben. „Wir sind auf Ebene G10 und bald werden wir mit dem großen Bären sprechen müssen.“

Die Tür öffnete sich genauso laut wie die vorherige und ein Schwall übelster Luft prügelte sich förmlich in den Raum. Die Zwillinge grinnten. „Das riecht hier wie Eintopf unserer Großmutter“, lachte Boris. „Nein, das ist der Gestank von 300 Jahren halb funktionierende Umweltkontrolle, 100.000 Menschen, die sich nicht waschen und ihre Exkremate in selbstgebauten Deponien zum Reifen bringen um ihre Nahrungsmittel darauf aufzubauen.“ Leutnant Sposka rieb sich die Augen. „Ich habe von den Menschen hier unten gehört. Es sind eher Affen als intelligente Lebewesen. Vergessen wir es einfach. Der Geruch gehört dazu. Wir werden jetzt unser Marschgepäck anzuschnallen und losgehen.“

„Nein“ rief Neru, der sich noch immer nicht bewusst war, dass die Maschinen angehalten hatten. „Wir müssen warten, es ist sonst zu.“ doch Sposka war schneller. Er konnte noch ihre Gestalt am Rahmen der Tür sehen, eine kleine muskulöse schattige Figur, die dann bereits nach rechts abgetaucht war.

„Verdammte Militärtypen“ Notna fluchte. „Sie ist immer so, wenn sie aufgeregt ist“, sagte Pjotr und kaute auf seiner Zunge, während ihm sein Bruder half, das Maschinengewehr zu schultern. „Sie ist nicht weit fort, nur außerhalb unserer Sichtweite. Sie war wohl schon einmal hier unten.“

Salara seufzte und begann, Leutnant Sposka zu folgen, weiter hinten liefen die Zwillinge, dann Notna und Jamses, dem Neru versucht war, einen Tritt zu geben. Jamses taumelte fast unter dem Ansturm der neuen Gerüche, die um ihn herum auftauchten und bedauerlicherweise nicht mehr versiegteten. Er hielt sich die Nase zu. „Atme, mein Junge, irgendwann gewöhnst du dich dran“. Neru stampfte auf. „Noch wenige Stunden, dann ist alles vorbei. Ich hoffe, du hast keine Familie da oben, Kleiner, sonst sind die schneller tot als wir G12 gelandet sind. Dann ist alles vorbei. Willst du das?“ Jamses schüttelte den Kopf, als wollte er damit seine Angst vertreiben. Ihm gelang es offenkundig nicht.

Ein Knall durchfuhr die Luft, ein Klirren. Ein zweiter Knall, als würde jemand einen stockenden Motor anwerfen und hoffen, er würde beim Tritt auf das Gas irgendwann wieder funktionieren. Es knatterte lauter als alles, was sie gehört hatten. Projektile schlugen hinter ihnen ein, prallten ab, landeten auf dem Boden. Neru starrte sie an. „Verdammte Scheiße“, brüllte er und warf sich in den Staub, drückte auch den jungen Techniker, von dem er hoffte, dass sich der nicht in die Hose machte, hinunter. Sie robbten aus der Tür.

Kreuzförmige weiße Explosionen über dem Abgrund, vielleicht einige Dutzend Schritte das sie von einer sicheren Einkehr trennte. Eine Tür, die Neru im Schlaf erkannt hätte. Sicherheit. „Wir werden angegriffen“, schrie Leutnant Sposka. Neru hob die Augenbraue. „Na, das kann ich mir aber nicht vorstellen“, versuchte er... doch der Sarkasmus, der ihm sonst in den Knochen steckte, drang nicht aus seinem Mund.

Dann verstummte das Gewitter. Schreie wallten auf, als sich die Angreifer in einer Zange zwischen schreienden Menschen und dem Abgrund, der in eine unfassbare Tiefe reichen musste, wiederfanden. Die wenigsten sprangen freiwillig. Neru lächelte. „Ursa ist noch immer ein Mann weniger Worte.“

Aus der Menge der wenigen Menschen, die sich auf dem Balkon ihnen gegenüber versammelt hatte, tauchte ein Gesicht auf, grimmig und doch... „Ich kenne ihn“, sagte Notna, „Aber ich kann mich nicht an seinen Namen erinnern. War er nicht...“

Sie lächelten, als er zu ihnen trat, über die schmale Brücke, die den Eingang in die G10 und sein Reich zusammenhielt. „Ich dachte schon, es dauert länger, bis Sie alle hier unten sind, in meinem kleinen Paradies.“

Ja, das ist faszinierend: Menschen, die sich nie kannten und doch zusammenarbeiten müssen und ihren Glauben auf eine neue Stufe transportieren müssen.“

Notna blickte auf. „Ich kenne Sie. Sie sind doch...“

Neru schlug ihm auf die Schulter. „Lassen Sie das. Möchten Sie, dass er hier all seine Autorität verliert? Hier unten sind die Leute etwas unbeherrschter.“ Er flüsterte nur.

Ursa war ein großgewachsener Mann, vom Alter her kaum einschätzbar, voller Narben, ein Auge zusammengesunken in der Höhle, das andere leuchtend und hell, dass es nicht echt sein konnte. Es strahlte förmlich seine Gäste an. „Ja, ich bins, aber lassen wir das. Je schneller wir wieder in der Stadt sind, desto besser für euch. Man hat euch erwartet. Euer Freund hat vermutlich Leute angeheuert, die euch abhalten sollten, hierherzukommen.“

Sie setzten sich in Marsch, Ursa voran, wie ein Held. Seine Männer, mehr als zwei Dutzend, in primitive Kleidung aus Leder und Metall gewandet, Waffen auf den Schultern; einige mit Verbänden, aus denen noch immer Blut tropfte, starteten zu Boden, neigten ihre Häupter, als die Abgesandten von oben ihre Blicke trafen.

„Sie haben Angst vor uns“, flüsterte Jamses. Pjotr neigte seinen Mund zu ihm. „Sie haben Angst vor ihm.“ sagte er, zackig, militärisch und doch mit einem Hauch von tiefem Respekt. „Er ist der geborene Anführer.“

„Geboren oder gemacht, was spielt das für eine Rolle.“

Sie hatten die Brücke überquert, als sich eine Tür öffnete, eine Gestalt, klein, schnell wie ein Wiesel durch die staubige

Landschaft bewegte, sich vor Ursa auf den Boden warf und zitternd liegenblieb.

„Meister, wir haben sie gefunden.“

Der Angesprochene blieb stehen, wandte sich an seine Gäste und lächelte finster. „Oh, das müsst ihr euch ansehen.“ Zwei jämmerliche Gestalten wurden an die Luft befördert. Sie zitterten am ganzen Leib, als wüssten sie... „Ihr da, steht auf. Erklärt euch!“

Wie von unsichtbaren Fäden geleitet, zogen sich die beiden auf ihre Beine und kamen näher.

„Wir...“

„Ruhe! Erst rede ich, dann ihr, vielleicht.“

„Ihr werdet gleich erleben, wieso er so beliebt ist.“ Neru seufzte und schaute in die Runde.

„Ihr habt hinter meinem Rücken mit einem Neuankömmling konspiriert. Ihr habt ihm freie Bahn geboten für Geld, habt ihn zur verbotenen Stätte geführt und habt Leute angeheuert, die diese feine Herrschaft, die gerade heruntergekommen ist, ermorden sollten. Ist das feige? Ist das geldgierig? Ist nicht zu erwarten gewesen, dass ich von dieser Sache Wind bekomme und die Sache selbst regele?“

Sie hielten die Blicke gesenkt, Staub legte sich auf ihre Kleidung nieder. „Und nun wolltet ihr fliehen? Wohin denn? Nach G11, wo die mächtigen Tiere lauern oder doch nach oben, in der Hoffnung, dass ihr dort Arbeit und Unterkunft findet? Seid ihr denn noch dümmer als ihr ausseht?“

Er trat näher heran. „Und von dir hätte ich das wirklich noch weniger erwartet als von den anderen.“ Ein Hieb von seiner Faust traf den Magen seines Gegenübers und trieb ihn förmlich nach hinten. Er kreischte und hielt sich an der angebotenen Hand seines Angreifers fest. „Bitte, es war...“ Erneut ein Schlag; diesmal fühlte Neru ihn förmlich aus dem Rücken würgenden Mannes hervortreten.

Der Schrei, der ertönte, als der Mann über die Ecke des Abgrunds getrieben wurde, war mörderisch, eine Mischung aus Panik und Auflösung. Sie alle starteten der verschwindenden Gestalt hinterher, während sich Ursa die Hand an einem Tuch abwischte. Er nickte, als er die Gesichter seiner Gäste betrachtete. „Nur ein Exempel, das statuiert werden musste.“

Notna trat näher. „Das war wirklich nötig?“ fragte er laut. Der Anführer von G10 nickte. „Wenn ich es nicht getan hätte, was wäre dann geschehen, vielleicht wäre ich morgen früh aufgewacht mit einer Klinge im Hals. Hier unten laufen die Sachen anders als da oben im Licht.“

Er richtete sich auf, seine Knochen knackten laut. Neru versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm nicht. Salara trat an ihn heran. „Neru, er ist noch schlimmer als damals.“ Neru zuckte mit den Schultern. „Anscheinend ist es notwendiger, hier unten so zu tun, als wäre man der schlimmste Mensch von allen, um Respekt zu verdienen.“

Kreischend öffnete sich eine Tür in der Wand. „Es ist soweit. Wir können die Fahrt nun beginnen.“ sagte eine junge Frau. Neru schätzte sie auf kaum mehr als 20 Jahre, was jedoch durch die Mengen an Bemalungen auf ihrem Körper sehr schwierig war. Er dachte an das, was er damals zurückgelassen hatte.

„Herr Neru, es ist schön, Sie zu sehen.“ Die Frau verneigte sich bis auf den Boden. Ursa grinste. „Nun denn, kommt mit. In meiner Gegenwart seid ihr sicher.“

Sie traten durch die Tür in einen langen Gang. Rechts und links starteten Kabel, Lüftungsrohre aus den Wänden, gespickt mit gebleichten Knochen, Schaubilder einer verwirrend bössartigen Lebensweise, die besonders Jamses zum Zittern brachte. Er hielt sich den Magen, taumelte in der Gruppe hin und her und konnte nur mit Mühe davon abgehalten werden, sich zu verletzen. Ursa drehte sich um. „Euer Freund ist krank?“

Neru schüttelte den Kopf. „Es ist seine erste Reise ins Innere der Bestie.“



Ursa nickte. „Er wird sterben. Hier unten gibt es keine Chance, zu überleben, wenn man nicht an sich selbst glaubt.“

„Ursa, Ihr habt mir diesen Rat damals schon gegeben.“

Der Angesprochene lachte laut auf. „Seht ihr, ich hatte damit Recht.“

Schweigend setzten sich den Marsch weiter. Winkel folgten auf weitere Gänge; das Gefühl, durch das Innere eines Wesens zu marschieren, wurde immer stärker. Der Geruch begann, sich in den Köpfen der Gruppe festzusetzen. Hin und wieder begegneten ihnen Blicke aus Kammern, deren Nutzung man nicht erfragen sollte; dumpfe, kleine Blicke, die eine Ewigkeit kaum anderes Leben gesehen hatte als das von Insekten oder Muster im Staub. Ursa bemerkte die fragenden Gesichter seiner Gäste. „Sie wollten fliehen. Nun, das ist nicht gestattet.“

„Werden sie freigelassen?“ fragte Leutnant Sposka, wusste jedoch, was die Antwort sein würde. „Sie werden ihr kümmerliches Leben hier beenden, so wie sie es angefangen haben. Vielleicht gebe ich ihnen eine Chance, um ihre Freiheit zu kämpfen, aber da muss schon ein recht guter Anlass dazu bestehen. Ah, wir sind gleich da.“

Die Öffnung in der Wand war groß, mit einem dicken Tuch bedeckt. Neru erkannte das Symbol wieder, eine Faust, die in den Himmel ragte. Er zitterte.

Jemand schlug das Tuch beiseite und vor ihnen ergoss sich förmlich die Ebene, von denen die meisten nur in ihren Träumen gehört hatten. Ein dampfender Kessel, sowohl sichtbar als auch so voller Lärm, dass man sich überlegen musste, wie ein Mensch hier unten mehr als einige Stunden aushalten konnte. Es roch wie der Tod, eine Mischung aus Blut, Staub, Exkrementen. Was man weiter hinten, am Ausgang zu G9 riechen konnte, war nichts im Vergleich zur der Kakophonie, die sich hier in die Köpfe bohrte. Der Lärm war grotesk. Sicher, sie hatten hier unten keine Autos, zumindest konnte man sie nicht sehen, aber das Gewimmel von Menschen, die sich durch die belebten Straßen drängten, schien eher einem Haufen von virtuellen Ameisen zu gleichen als...

„Hier ist soviel Leben“ sagte Notna mit erhobenen Augenbrauen und James trat näher an das Licht heran. „Ich habe so viele Dinge gehört, und sie alle sind wahr.“ Er fürchtete sich förmlich. Die Häuser waren nicht so hoch wie er gedacht hatte, eher waren ihre Dächer abgetragen worden; sie waren kaum mehr als 10 Stockwerke hoch. Überall lagen, sorgfältig arrangiert, Häufen von Steinen herum. Man konnte erkennen, wie einige Leute diese von den Resten von Mörtel befreiten.

„Kommt, es wird Zeit. Ich will meine Untertanen nicht so lang warten lassen.“

Sie setzten sich wieder in Gang. Männer in Uniformen blieben stehen, so sie sie sahen und salutierten mit erhobener Faust, den Blick zu Boden gerichtet. Ursa kümmerte sich augenscheinlich nicht darum. „Sie sind hier, um zu dienen, nicht.. um sich mit mir zu unterhalten.“

Die Menschenmenge teilte sich, eine Lücke entstand, so dass das Team problemlos hindurch marschieren konnte.

Die Stadt oder was auch immer vor ihnen lag, musste in einer Art Tal liegen, denn sie liefen so lang bergab, dass sie vermutlich bald eine Ebene weiter unten hätten landen können. Sie begannen sich zu fragen, was denn hier unten die Menschen zusammenhielt, neben der Angst. Denn Angst, so sagte sich Notna, ist nur ein notwendiges Übel, aber keine Lebensaufgabe, selbst hier unten nicht.

Dann leuchtete vor ihnen ein Symbol auf. Erneut die Faust, diesmal in grellen Farben, maßlos erhöht an einer Säule. Und sie hörten das Brüllen von Menschen. Sie traten um eine Ecke, als sich vor ihren Augen eine Mauer aus Stein aufbaute. „Ich habe noch nie so etwas mächtiges gesehen“, sagte James und die anderen mussten genauso geschaut haben wie er, denn Ursa blieb stehen. „Das ist die Mauer der Arena. Dort kämpfen die Menschen um Macht und Ruhm. Aber beeilen wir uns, ich hörte, es ist wenig Zeit vorhanden.“

Ein Mann rannte an ihnen vorbei, ohne darauf zu achten, wem er hier begegnet war. Er schien gehetzt zu werden, verlor keinen Blick auf seine Umwelt. Ursa stieß kurz zu. Der Mann keuchte auf, sein Körper krachte zu Boden. Er wurde vom Gefolge Ursas einige Male getreten, dann gingen sie weiter.

„Warum habt ihr das getan?“ fragte Leutnant Sposka. Ohne ihr einen Blick zu würdigen, schritt Ursa weiter auf dem Weg zu dem unbekanntem Ziel. „Er hatte keinen Respekt vor mir.“ sagte er ruhig.

Sie schwiegen. Jamses zitterte wieder. Notna überlegte sich, ob der den jungen Mann gleich hier lassen sollte. Aber das wäre sein Todesurteil gewesen, vielleicht ein Schlimmeres als auf den Ebenen weiter unten.

Neru schaute sich um und noch immer starteten die Leute auf den Boden, wenn ihr großer Anführer an ihnen vorbeischnitt. Er erinnerte sich an damals, als Ursa noch nicht der große Chef hier im Ring war, als er einen der Adjutanten des damaligen Herrschers spielte, Befehlen gehorchte, ganz gleich, wie grausam sie schienen und auch waren. Doch dann musste etwas geschehen sein, ein Augenblick der Schwäche und Ursa hatte mit Hilfe einiger Männer die Oberhand gewonnen und einen Staatsstreich eingeleitet und den alten Mann, wie alt mochte er gewesen sein, 50 oder 60 Jahre, von dem Thron befördert, der im martialischen Palast stand. Der Alte war verschwunden und Platz für etwas Neues war geschaffen worden, also hatte sich Ursa der demütigen Bitte seiner Mitverschwörer förmlich gebeugt und hatte die Herrschaft übernommen. Und wie jedesmal musste auch hier eine rigide Säuberung stattgefunden haben. Neru erinnerte sich an die Dokumente, die er daheim gelesen hatte. Immerhin war es nicht zu Plünderungen gekommen, zu einem Aufstand, wie bei dem Machtwechsel davor. Ursa wusste, wie er sein Charisma gewinnbringend einsetzen konnte. Er war nicht der erste, der seine Jugendjahre auf den höheren Ebenen verbracht hatte. Neru lächelte, als ihm das Wort „Königsmacher“ einfiel.

Der Palast schien still zu sein wie in einem Puppenspielerkabinett. Alles war so voller Ausschluss von Lärm, dass die Neuankömmlinge sich fragen musste, ob sie noch immer unter der Erde waren. Selbst in den anderen Ebenen war stets ein leises hintergründiges Rauschen zu hören; seien es die Klimaanlage oder die regelmäßig fahrenden Bahnen, die die Arbeiter von der Arbeit nach Hause oder umgekehrt beförderten. Doch hier schien dem Lärm nicht erlaubt zu sein, herzukommen. Das einzige Geräusch war das Knacken der Tür, die sich hinter ihnen geschlossen hatte. Sie bemerkten den weichen Teppich, der unter ihren Stiefeln so nachgiebig schien wie alles auf dieser Ebene. Dienerinnen kreuzten ihre Pfade, die Blicke zu Boden gerichtet, wie Geister, die auf Befehle waren. Ursa beachtete sie nicht. Seine Augen waren nach vorn gerichtet, auf die Flammen, die rechts und links neben einem hölzernen Tor ihren Ruß an die niedrige Decke schoben. Einige Schritte vor dem Tor wurde es sachte geöffnet und ein Thronraum erstrahlte im hellen Glanz. Notna bekreuzigte sich unbewusst. „Mein Gott, wo sind wir denn hier gelandet.“ Sposka drehte sich mit fragendem Blick zu ihm um. „Es erinnert mich an Filme, die ich in meiner Kindheit gesehen habe.“

Der Raum war so weiß wie nichts anderes auf der Welt, das sie je gesehen hatten. Wie konnte etwas so lang so hell gehalten werden, gerade hier unten, wo Dreck sich überall ablagern musste, ohne Luft von draußen, die alles reinigte, so sie ungehindert fliegen konnte. „Dienerinnen.“ Ursas Antwort war leise aber bestimmt. „Und genug Druck.“ ER lächelte in sich hinein. Salara fühlte, wie sich ihre Haare im Nacken von Angst kräuselten, als sie seinen Blick bemerkte. Er war schlecht. Ein schlechter Mensch, und grausam wie die Nacht. Genauso wie damals, als sie sich das erste Mal begegnet waren. Hier. Sie starrte zu Boden.

Neru betrachtete sie schweigend. Dann seufzte er. Er hätte sie nicht mitnehmen sollen. Alte Gefühle lassen sich zum Schweigen bringen, aber nie wirklich auslöschen.

„Wir müssen bald weiter, Ursa“ sagte er, stoppte aber, als er die erhobene Hand seines Gegenübers sah. „Nichts da, Freunde. Wir haben doch Zeit. Ich habe extra für euch eine kleine Willkommensfeier geplant. Einige Stunden habt ihr doch Zeit.“ Salara wollte gerade etwas entgegnen, als sie Nerus Hand an der ihren spürte. Sie schaute ihn an, er schüttelte vorsichtig den Kopf. „Wir bleiben gerne für diese kurze Zeit hier. Bitte, ihr habt unser Vertrauen.“

Ursa grinste. Er klatschte zwei Mal und einige Dienerinnen kamen aus Ecken, die Neru bisher nicht gesehen hatte. „Ruht euch aus, macht euch frisch, Freunde, ich werde euch rufen lassen.“

Er wandte sich um und ging aus dem Raum. Die Dienerinnen deutete mit gesenktem Blick auf die Öffnungen in der Wand. Sie traten in einen Gang, der sich in mehrere Räume verzweigte.

„Ist das eine gute Idee?“ fragte Notna, doch Neru schwieg, deutete nach oben und zur Seite. Notna schaute sich um und erkannte kleine rote Lichter, kaum wahrnehmbar in der Helligkeit, die ihn umgab. Lautlos sprach er die Worte aus, die die anderen zum Nicken veranlassten: „Kameras und Wanzen“. Sie versuchten so unauffällig wie möglich weiterzugehen, doch plötzlich war diese ganze Umgebung von einem unscheinbaren Druck hinterlegt, den sie nicht kannten. Es schien so, als würde jemand auf ihre Seele zusammenpressen, von allen Seiten stürmte förmlich die Angst

der Menschen auf sie ein. Die Leute, die hier unten leben mussten unter dem Zwang... Neru seufzte. Er konnte sich nicht vorstellen, dass er der einzige war, dem es so ging. Gedanken rollten auf und brachen herab. Aber ein anderer als Urša wäre laut seiner Information vielleicht noch schlimmer gewesen. Diese Angst war notwendig, um die Massen hier unten am Zittern zu halten. Angst war die einzige Möglichkeit. Seine Gedanken brachen ab. Er setzte sich auf das Bett, das man ihm mit einem Fingerzeig, wie immer schweigend anbot. Er hoffte, dass die Frauen in Besitz ihrer Zunge waren, nur angewiesen, nicht zu reden, er hatte von Dingen gehört, unsagbaren alten Dingen, die weiter oben die Runde machten. Aber Urša war bei auf den oberen Ebenen ausgebildet worden, man konnte also davon ausgehen... Er brach wieder ab, als er erkannte, dass die Tür sich geschlossen hatte. Er stand auf und versuchte sie zu öffnen. Sie öffnete sich, doch starrten ihn innerhalb von Augenblicken zwei Augen an, in einem Gesicht gelegen, das eine gewisse dumpfe, doch sadistische Art aufwies: ein junges Gesicht, bärtig, die Wangenmuskeln rollend, als würde der Unterkiefer fortwährend kauen. Alte Narben, vermutlich aus der Kindheit dieser armen Kreatur verzerrten den Blick. Der Mann schüttelte den Kopf und schloss die Tür, so energisch wie notwendig mit einem Hauch von Arroganz. Neru seufzte. „Wir sind gefangene. Ich hoffe, Urša weiß, wie wichtig unsere Aufgabe ist. Oder...“ Ein Gedanke stieg in ihm auf, aber nur ein Hauch von Wissen. Er hatte vor ewigen Zeiten... Nein, das konnte nicht sein. Er setzte sich wieder auf das Bett, den Rucksack hinter sich geworfen. Er schaute sich um. Der Raum war so karg wie der Rest der Burg mitten im unmenschlichsten Land, das er sich vorstellen konnte.

## XVII

Das Reiten schien immer mehr zu einer Last zu werden, je länger Seramus sich damit bemühte. Doch irgendwann gaben seine Muskeln auf und begannen zu schmerzen. Die letzten Stunden hatten sich tief in sein Sitzfleisch gebrannt und mit jeder Bewegung des Pferdes unter ihm schoss eine Welle durch seinen Körper und verebte nicht, sondern musste gleichermaßen neu entfacht werden, denn sie ritten nicht wie vorher, ruhig, konzentriert, einem Ziel entgegen, sondern es hatte sich durch den nächtlichen Angriff eine Art Unruhe gebildet, mehr als die, welche sich nur auf die Toten bezog. Die Toten waren langsam, aber wenn hier noch Banden von Briganten oder ähnlichen Mördern ihren Weg durch die Welt suchten, auf der Jagd nach Sir Rangor oder vielleicht sogar ihm selbst, dann war jede Minute, die sie nicht im Sattel, der viel zu klein schien, gefährlich. Er versuchte, sich aufzurichten, um den Druck auf seinen Körper ein wenig zu verringern, doch erfolglos. „Wie weit ist es noch?“ fragte er, während die Nacht und die Welt an ihnen vorbeizog, eine Spur aus dunkler Masse ohne Anfang und ohne Ende. Sir Rangor wurde etwas langsamer vor ihm. „Das kann ich nicht sagen, junger Freund. Es ist nun mal gefährlich hier draußen. Wir reiten einfach und schauen nach, wie weit wir gekommen sind.“

„In welche Richtung reiten wir?“ fragte Seramus. Sir Rangor lächelte. „Immer in Richtung Bramant, die liegt im Süden. Aber die Straßen sind tückisch und führen manchmal in die falsche Richtung.“

Seramus fühlte, wie sich der alte Mann entspannte. „Ich bin dankbar, dass euch nichts geschehen ist. Wobei...ihr habt mein Leben gerettet. Ich habt wohl die Angewohnheit, solcherlei Dinge zu tun. Das Ovpär wird euch mit Freuden empfangen.“

Sie ritten weiter. Duster lauerte die Welt um sie alle herum, nur das Stampfen der Rösser und das Knarren der Wagen war zu hören, Geräusche, die ein kundiger Mensch irgendwo im Gebüsch hören und übersetzen konnte. Doch diese Töne waren gefährlicher als das leise Lachen und Reden, das Seramus jetzt vermisste, was immer im Hintergrund zu hören gewesen war, als sie in Ruhe ritten. Wer jetzt lauschte, der wusste, dass der Tod in dieser Gruppe lauerte.

„Ihr seid verwundbar“, sagte Sir Rangor. Seramus blickte an sich herunter und nickte lächelnd. „Ich weiß, aber ich bin es nicht gewohnt, in Rüstung zu kämpfen. Ich befürchte, ich wäre euch nicht mehr so dienlich, wenn man mich in Stahl steckt und mir ein Schwert und einen Schild gibt.“ Sie nickten beiden wissend einander zu. Seramus Gedanken schweiften ab. Alles war so unwirklich, als wäre es eine Simulation, der er erlegen würde, einem Traum... Simulation? Welch faszinierendes Wort. Es schien ihm mehr zu liegen als diese Welt. Kannte er das Wort? Er war unschlüssig, was er denken sollte. Wieso fiel ihm nicht mehr ein und besonders, wieso war er so gut mit den Waffen und die eindeutigste Frage nach einem Sinn in dieser Sache: Wieso rettete er Menschen das Leben und war auf einem Kriegszug, um ein religiöses Objekt zu schützen, das er nicht kannte. Seramus seufzte. „Ich hoffe, dass sich die Sache bald auflöst.“ flüsterte er. Es kostete ihm Kraft, in die Welt zurückzufinden.

„Kennt Ihr den Begriff „Märchen“?“ fragte er. Schweigend ritt der Angesprochene neben ihm. „Ich... kann mich nicht

wirklich erinnern. Ist das eine Geschichte?“ fragte dieser.

„Es ist eine Art Geschichte, ja, Fantasie und Magie vermischt mit einem moralischen Zweck.“

Sie ritten weiter. „Ich habe Geschichten gehört. Aber ob es echte Erzählungen oder Träume sind, das weiß ich nicht.“

„Ich fühle, dass ich in ein Märchen geraten bin, Sir Rangor. Es ist einfach... so...“

„In eurer Welt muss es dann vielleicht noch faszinierender sein, wenn ich das mal so sagen darf. Denn ihr seid nicht verrückt geworden. Ihr sitzt nicht weinend auf dem Boden, kreischt nicht wie ein Weib, sondern ihr sitzt hier auf dem Pferd, zusammen mit mir und habt mir das Leben gerettet. Ist das nicht mehr wert...“

„Es gibt in dieser Welt Tote, die zum Leben erweckt worden sind. Es gibt eine magische Grenze im Osten...“

„Schweigt!“ Sir Rangor starrte ihn an, die Augen aufgerissen. Sein Mund war zu einer dünnen Linie zusammengesunken.  
„Seit still. Ihr... dürft das nicht wissen!“

„Wie?“ Seramus starrte zurück.

Sir Rangor atmete auf. „Verzeiht, ich bin...“

„Ihr müsst euch nicht entschuldigen, es ist eine Zeit, in der wir alle... aber wieso seid ihr so aufgebracht?“ Seramus lächelte. „Ich habe von ihr gehört, von der Mauer, aus dem Munde meiner verlorengegangenen Freundin.“ Er seufzte nun, reckte sich.

Sir Rangor ritt näher an ihn heran. „Um Himmelswillen, sprecht nicht davon. Die Leute sind schon aufgeregt genug, auch wenn sie sich zurückhalten und nicht in Panik weglaufen.“ Er stöhnte leise. „Aber wieso darf niemand davon wissen? Ist das nicht bekannt hier im Land? Wenn sogar ich davon weiß...“

Sie schwiegen. Das Getrampel der Pferde begann sich langsam in seinen Kopf hineinzudrängen. Er versuchte, nicht einzuschlafen. Sir Rangor ritt noch immer neben ihm. „Ihr sprecht von der Grenze, als wäre es etwas natürliches, als wäre es eine Art hohe, leuchtende Wand irgendwo im Osten, die bis zum Himmel ragt und wer sich ihr nähert, wird sanft aufgehalten oder sogar weggestoßen; es sei eine Art Wasserfall hinauf bis zu den Sternen. Nein, so ist das nicht.“

Er neigte sich zu seinem Gast hinüber.

„Ich war dort, als der letzte Hofzauberer versuchte, durchzudringen. Es war vor fast 20 Jahren. Diesen Tag vergesse ich nicht.“

„Was ist geschehen?“

Sir Rangor starrte in den Himmel.

„So hört. Seit Ewigkeiten bestand die magische Mauer zwischen den Mächten des Lichts und der Dunkelheit. Dann wurden wir Menschen erschaffen, auf der Seite des Lichts. Einige Menschen versuchten, sich mit dem Bösen in Verbindung zu setzen, das hinter der Wand lag. Eine Wand, Ewigkeiten hoch.“

Wieder machte er eine Pause. Seramus konnte sich vorstellen, wie anstrengend das war, aber dennoch musste er wissen.

„Es war vor 30 Jahren, als die Vereinigung von Magiern einen endgültigen Schritt vollziehen wollte. Vielleicht war es Hybris, das Denken, dass sie alles schaffen konnten, wenn sie sich nur anstrengten... vielleicht war es eine Flucht nach vorn, nachdem so viele Menschen bei ihnen vorstellig wurden... Ich weiß es nicht. Ich meine, wen stört eine blaue Mauer, die strahlt, Tag und Nacht, die Verbrecher anlockt, Nekromanten und andere Gestalten... ich meine, wer erwacht gerne am Morgen und stellt fest, dass sein Haus, nur eine Tagesreise von der Mauer entfernt, davongeweht wurde von einem selbstsüchtigen Zauberer, der alles daran setzt, ein Opfer zu haben für eine Macht, die er weder versteht noch beeinflussen kann. Ja, es war nicht möglich, dass sie Erfolg hatten, aber es musste ein Schritt in die richtige Richtung

getan werden. Nachdem die Magier vom Hofe seiner Majestät Schriften gewälzt und sich mit Orakeln auseinandergesetzt hatten, machten sie sich auf, um die Mauer zu beeinflussen, ich möchte nicht sagen, zu entfernen.“

Seramus nickte. „Eine Mauer ist immer aus gutem Grund da. Sie hält jemanden anderen davon ab... oder sagen wir so, sie hält etwas davon ab... anzugreifen.“

„Ja, mein junger Freund“, Sir Rangor seufzte, „Ihr sprecht weise. Wir ritten lang damals, von Süden bis hinauf in den Norden. Die Magier schwiegen die ganze Zeit. Wir hörten sie nur nachts in ihren Zelten auf und ab schreiten, verbotene alte Worte sprechen, kreischen, es war bizarr, es war böse. Ich zittere noch immer, wenn ich daran denke. Jeden Morgen trugen sie neue Kleidung, die alte war auf einem Haufen zusammengeworfen worden, brennend vor Sonnenaufgang. Es stank nach Blut und Eingeweiden, schlimmer als nach jedem Kampf, den ich überlebt habe. Und ich war damals noch jung, so jung, so naiv, ich träumte von einem Ideal, von einem Kämpfer in einer Rüstung aus reinem Stahl, von den Mächten des Himmels gesegnet, ein Ritter, der sein Leben damit verbringt, anderen zu helfen und dann war ich dort, einer von drei oder vier Dutzend verwirrten, schmutzigen, hungrigen Lebewesen. Als wir im Norden ankamen, in einem Dorf namens Klaston, ich erinnere mich so sehr, dass es mir schwerfällt, zu reden...“

Seramus blickte den alten Mann an, der sich sichtlich anstrengen musste, um überhaupt auf den Beinen zu bleiben. Er spannte sich an, als müsse er seinem Gegenüber helfen, nicht vom Pferd zu fallen.

„Es war ein Gemetzel. Die Männer und Frauen rannten wie Tiere durch die Finsternis, während ein glutäugiger Zauberer seine Hände ausstreckte und wortlose Befehle erteilte; Dutzende Gehilfen stürmten auf seinen Wunsch umher, töteten und verstümmelten, als würde es kein Morgen geben und als die Erde in der Morgendämmerung aufleuchtete, war sie so rot wie das Blut, das vergossen worden war. Keiner traute sich, etwas zu sagen. Der Erzmagier starrte auf den Haufen von Toten, als würde er es selbst nicht glauben. Er stocherte mit einem Stock zwischen den Leichen hin und her, in sich versunken, als würde er die Opfer selbst gar nicht sehen, sondern ein Muster suchen, das sie alle miteinander verband. Dann blickte er auf und nickte.

Hinter uns brannte das komplette Dorf ab und niemand hat jemals wieder von Klaston gesprochen. Bis jetzt. Niemand traut sich, die Erinnerung von Damals hervorzuholen.“

„Wieso hat...“

„Was weiß ich. Wer kennt schon Magier? Sie sind ein verschworener Haufen von Kreaturen, denen ich jedes menschliche Gefühl abspreche, als hätten sie es aus ihren Körpern gebrannt, mit Licht und Feuer, die nicht von dieser Welt sind. Ich hatte immer die Vermutung, in dem Opfer, das das Dorf Klaston darstellte, hätte sich etwas gezeigt, eine Art Karte, die diese Wahnsinnigen weiterführen sollte, als sie nicht mehr wussten, was sie noch tun konnten. Wir ritten schweigend.“

Einige Augenblicke später wurde aus dem Trampeln, das nur im Hintergrund lag, eine Gestalt. Sie hielt an, schwer atmend. Das Pferd kam hinterher.

„Sir, wir haben sie gefunden. Sie sind im Augenblick noch 3 Meilen vor Sagornia, auf einer Nebenstraße nach Bramant. Nur die Götter wissen, warum sie nicht die Hauptstraße nehmen.“

Sir Rangor nickte, wandte sich zu Seramus um. „Das Ovar. Wenn wir uns beeilen, sind wir vor dem Morgengrauen dort und können die Woche, die das Ovar noch nach Bramant braucht, nutzen, um es zu beschützen.“

„Sir, eine Woche ist eine kurze Zeit, ich habe das Objekt gesehen und es ist...“

Der Mann schwieg, sein Kopf musste vor Gedanken förmlich schwirren. „Das Ovar ist so groß wie ein Haus und wird in einem Wagen mit winzigen Rädern gezogen. Ich habe es gesehen. Es ist so groß, dass Pferde es nicht ziehen können; sie haben Ochsen dabei, mächtige Tiere, die aber so erschöpft zu sein scheinen...“

„Benial, Ihr seid ein kluger Mann...“ Er wandte sich um, schaute Seramus in die Augen. „Benial, ein Meister der klugen Sprüche.“ Dann schaute er zurück. „Hat man euch bemerkt?“ fragte er. Der Angesprochene schüttelte den Kopf. „Ich war leiser als eine Schlange im Gras und genauso unsichtbar wie ein Rabe in der Nacht.“

Sein Gegenüber nickte, winkte einen Mann heran, der von einem der Wagen stieg und sofort zu Sir Rangor eilte. „Gebt dem Mann 10 Goldstücke und helft ihm, seine Kleidung zu wechseln.“ Benial lächelte und folgte dem ungeduldigen Winken des namenlosen Mannes.

„Wisset, dass man es nicht gern hat, wenn Leute sich dem Ovpar nähern. Doch es war notwendig, herauszufinden, wo es ist. Dass sie keine Hauptstraße nehmen, kann bedeuten, dass sie nicht wollen, dass die üblichen... wage ich es zu sagen... Raubritter ihre Dienste anbieten und am Ende mit Waffen und Schmuck verschwinden, wie dies so oft geschehen ist. Es ist nicht die erste Reise des Ovpars.“

„Es muss gewaltig sein“ Seramus rieb sich die Stirn, „Wenn es so groß ist wie ein Haus.“

„Nicht nur so groß, sondern auch so schwer“, teilte ihm Sir Rangor mit. „Es ist ein spezielles Objekt, nichts, was man einfach in einem Sack oder in einem Geldbeutel transportieren kann. Die Sache mit den Ochsen macht mir allerdings Sorgen. Nun gut, wir werden es morgen sehen. Lasst uns weiterreiten, denn sobald die Dämmerung hereingebrochen ist, werden sich eure Augen öffnen.“

Sie ritten, bis ihre Pferde von Schweiß bedeckt waren und Seramus erkannte, dass es sich um ihn selbst handelte, verkrampft, bedenkt mit Wasser. Er schautet auf. Dampf quoll an ihm herauf. Es regnete in Strömen. Keiner sagte ein Wort.

Aus der Ferne ertönte eine Trompete, fraß sich durch die Nacht. Seramus schreckte auf. Um ihn herum erwachten die anderen scheinbar ebenso. Er schüttelte den Schlaf ab, dankbar, dass das Pferd ihn weitergetragen hatte. Er fror, als er den kalten Wind durch seine nassen Sachen spürte. Winzige Flammen leuchteten von allen Seiten auf.

„Absteigen“ brüllte eine Stimme.

„Nein!“ Sir Rangor hob seine Arme. „Wir sind in friedlicher Absicht hier.“

„Das ist mir gleich, absteigen! Ist das klar?“ die Stimme schien noch härter geworden zu sein. Sir Rangor schüttelte den Kopf. „Auf mein Alter hin. Ihr seid ein Idiot, Benoras. Ich erkenne doch eure Stimme.“

Eine Gestalt löste sich und trat näher heran. Sie hob die Fackel, die ihr Gesicht hinter einen Vorhang aus Feuer versteckt hatte. „Rangor? Was...“

„Muss ich wirklich absteigen? Wollt ihr mich entehren?“

Sein Gegenüber runzelte die Stirn und kam noch näher. „Es ist ein Befehl, dass sich jeder...“ Dann lachte er plötzlich auf. „Ach, was solls.“ Er reckte seinen rechten Arm hinauf, umfasste die Hand des alten Mannes. „Willkommen!“ Dann wirbelte er herum. „Geleitet die Wagen und die Männer in das Lager.“ Er schaute zu Seramus. „Ist das euer neuer Liebhaber?“ fragte er. Sein Gesicht war von Spott durchzogen. „Ihr seid noch immer ein Idiot. Dieser Mann hier, Seramus, hat mein Leben gerettet. Er bleibt bei mir. Solche Freude braucht man in meinem Alter, findet ihr nicht auch.“

Der Mann, den Sir Rangor Benoras genannt hatte, verlor für einen Augenblick die Fassung. „Man wollte euch umbringen? Schon wieder? Und dennoch lebt ihr immer noch.“

„Mein Bundesgenosse Seramus ist ein guter Kämpfer. Wir sind hier, um das Ovpar zu beschützen.“ Sir Rangor schaute in die Ferne, als versuchte er, das heilige Objekt zu finden. „Es ist unter einer Plane, Rangor, ihr seht es nicht. Keine Sorge, ihr seid nicht der Einzige, vor dem es verborgen ist.“

Langsam schälte sich ein dumpfes Glühen aus der Nacht heraus. Seramus schüttelte den Kopf. „Ist es das?“ er deutete auf eben jenes Leuchten. Sein Begleiter hustete. „Ihr könnt es sehen?“ grummelte er. Seramus grinste. „Ich sehe es. Es ist...“ Seine Pause war länger als erhofft, „groß. Gigantisch.“ Sie kamen näher. Der Geruch von Tier und Mensch, seit Wochen unterwegs, rollte sich vor ihm aus. Und da war es. Es war so hoch wie 5 Männer und lag auf der Seite, gleich einem. „Ein Ei?“

„Natürlich ein Ei. Es ist das Ovpar. Seid ihr...“ Benoras reagierte auf die Handbewegungen Sir Rangors erst spät. „Ihr

kennt es also nicht.“ Seramus konnte seine Augen nicht abwenden. „Nein. Es ist unfassbar groß. Ich kannte es nicht.“

„Ihr seid wahrscheinlich von so weit weg, dass ihr... nein, jeder kennt es in Forret. Und auf der Welt, so weit die Füße oder Hufe tragen, ist es gefürchtet. Es hat große Macht!“ Die letzten Worte hatte er fast geschrien.

Die Menschenmenge, die sie umgab, war die größte Anzahl von Leuten, die Seramus gesehen hatte. Er schätzte sie auf über 100 Personen, Krieger in Uniformen, die vor fantastischen Symbolen nur so leuchteten; Metallrüstungen, die durch wie von Nebel angelaufen waren, sah ernste Gesichter, die schon viele Schlachten gesehen hatten, doch eine Sache fiel ihm stärker auf: Das Leuchten in den Augen der Leute. Er fühlte, wie sich seine Hände am Geschirr des Pferdes verkrampften. Das Lächeln der Leute um ihn herum machte ihn nervös. Er fühlte förmlich, wie er in einen Bann gezogen wurde, dessen Grund er nicht habhaft werden konnte. Oder doch? „Es ist das Ovpar“ sagte Benoras und deutete auf die Menge, „Wie ich schon sagte, hat es Kräfte. Ich fühlte, wie ihr euch dagegen zu sträuben versucht, doch... irgendwann fängt seine Liebe auch euch und dann seid ihr einer von uns. Aber bis dahin: Seid dennoch willkommen.“

Sir Rangor wandte seine Augen ab. „Ich bin nicht würdig. Ich hätte es wissen müssen.“ Sein Pferd trottete weiter, auch ohne den Befehl seines Herren. Seramus versuchte, nicht zu lachen. Er fühlte, dass die Situation ernster war als er es sich hätte träumen lassen. In seinem Kopf formte sich ein Befehl, kristallisierte sich förmlich aus dem Hintergrundrauschen seines Verstandes heraus: „Es hat keine Macht über dich!“

Er beugte sich herunter. „Ich fühle eine große Anziehungskraft in diesem Ovpar.“

Benoras lächelte. „Ich wusste, dass ihr euch zu ihm hingezogen fühlt. Es ist älter als die Zeit und größer als die Welt... in seinem Inneren ist der ganze Kosmos zusammengefasst, jedes Gefühl, jedes Leben, jedes einzelne Blatt an einem Baum, jedes Atmen einer Kreatur. Und deshalb müssen wir es beschützen und nach Bramant bringen. Dort wird man es verstecken, vor den Augen der Unheiligen und der...“ er stoppte. „Ihr meint die Toten?“ Seramus konnte den Schrecken in den Augen seines Gegenübers erblicken. „Diese unheiligen Kreaturen! Diese Verwirrungen der obszönen Kräfte der Nacht und des Todes. Ja, sie wollen es haben, weil sie damit alles verwandeln können... alles... sie könnten damit die Welt in einen riesigen Grabstein verwandeln, voller Toter und keiner würde sie mehr aufhalten können. Oder... falls sie dies nicht tun wollen, dann können sie sich selbst soviel Macht geben, dass sie unsterblich werden. Unangreifbar von Feuer und Wasser.“

Sie stiegen ab. Benoras lächelte Sir Rangor zu. „Kommt mit uns, die Herren der einzelnen Abteilungen sind im Hauptzelt.“

Sie folgten ihm. Schmutzige Gesichter folgten ihren Bewegungen. Seramus fühlte sich unwohl, versuchte, den Blicken auszuweichen, doch am Ende musste er sich eingestehen, dass sie nicht ihn anschauten, sondern das Ovpar: Es strahlte eine unheilvolle Kraft aus. Ein Schauer durchlief die Menschenmasse, dann wandten sie sich wieder um und Gespräche, die vermutlich vor Stunden geendet hatten, wurden wieder aufgenommen. Bald waren sie umhüllt von einer Masse, die sich scheinbar wieder um die Angelegenheiten kümmerte, die wichtig waren.

Das Hauptzelt war leicht zu erkennen. Zum einen erwarteten sie blitzblank polierte Krieger vor dem Eingang, deren Gesichter man nicht sehen konnte, zum anderen war ein Teppich ausgerollt, der unter dem Schmutz scheinbar rot gewesen war, bevor man ihn in den Einöden dieses Landes ausgerollt hatte. Der dritte und entscheidende Punkt war einfach, dass es hier anders roch. Wo draußen die Menschen in ihrer eigenen Welt des Geruchs leben musste, eine Mischung aus Dreck, Schweiß und getrocknetem Blut, roch es hier... angenehm süß und nach einem Gewürz, an das sich Seramus erinnern konnte.

„Das ist Timt, das ihr da riecht. Ist es nicht ein Traum?“

Bilder schossen durch Seramus' Kopf. Vergeblich versuchte er, eines festzuhalten, sie waren zu schnell, zu unaufhaltsam. Er starrte zu Boden. „Es ist nicht in Ordnung. Wer bin ich?“ flüsterte in den Schlamm, der seine Füße zu bedecken drohte.

„Kommt herein und lasst die Nacht draußen.“ Er schüttelte sich aus dem Schlaf, der ihn versuchte einzuholen, und blickte in die Runde. Wohlgenährte Männer in Rüstungen, die Gesichter voller misstrauischer Augen und dünner

Münder. Sie schienen keine normalen Krieger zu sein. Ihre Gewänder waren aus schweren Stoffen, mit Symbolen bedeckt, die Seramus, wie so vieles hier, einen Hauch von Erinnerung vorsetzten, sich ihm aber bei näherer Betrachtung vollkommen versagten. Hier ihm schloss sich flatternd die dicke Zeltwand, ließ alle unwürdigen Figuren dieses Spiels draußen.

„Sir Rangor, welch eine Freude euch zu sehen.“ Wer diese Worte aussprach, konnte Seramus zuerst nicht erkennen, aber dann rollte eine Wand aus Fleisch und Stoff in den Vordergrund, die rechte Hand in einem goldglänzenden Gürtel gesteckt, in der Linken ein Stück Fleisch, noch dampfend.

„Ihr seid auch hier?“ fragte der Angesprochene und trat näher. Die Wand lachte laut, dann zog sie ihre Hand aus dem Gürtel und reichte sie dem alten Ritter. „Ich vermute, wir alle sind hier versammelt, ohne Furcht und Tadel.“ Sir Rangor drehte sich um, die Augen nach oben gerollt zu ihm um. Er flüsterte. „Die Sache stinkt mir...“

„Und das muss ihr Freund sein...“ sagte der Riese und beugte sich vor. „Ich bin Sir Achbad, Beschützer des Ovar, Sieger von Klamot, Bewahrer der heiligen Steine...“ „und ein Lustmolch!“ seufzte eine Stimme von hinten. Die Leute brachen in helles Gelächter aus. Er schüttelte den Kopf. „Nana, Sir Butal, wir wollen mal nicht übertreiben. Ihr weist auch keinem Menschen das Bett.“

Sir Rangor nickte und trat näher heran. „Haltet euch aus den Dingen raus, die ihr hier sehen werdet. Diese Männer sind gute Kämpfer, aber außerhalb ihrer üblichen Aufgaben sind sie verderbte Gestalten, die dafür leben, immer schlimmere Exzesse...“

„naaaa, redet ihr wieder schlecht über uns?“ Sir Rangor blickte nach links, und drückte die Hand, die ihm auf den Schultern lag, weg. „Wir sind hier, um das Ovar zu beschützen. Nichts anderes hat mich aus meinen Ländereien weggeführt.“

„Oh, kein Sinn fürs Abenteuer? Ihr habt euch nicht verändert.“ Sir Achbad lächelte milde. „Nun, da ihr keine Lust habt, ein wenig Spaß zu haben, tretet näher. Wir besprechen gerade die heutige Etappe. Habt ihr Hunger oder Durst? Oder euer Gefährte?“

Seramus konnte nicht umhin, zu nicken. „Immerhin kann er sich verständlich machen.“ Sir Butal war nähergetreten. Seine Kleidung war ausnahmslos schwarz, machte sein schmales Gesicht noch fahler. „Sir Butal ist unser religiöser Anführer hier, er kümmert sich ausschließlich um das Ovar... und um seine Seele.“

Sir Achbad schüttelte den Kopf. „Solch eine Verschwendung von Lebenszeit.“

„Zum Thema Verschwendung“, Sir Rangor räusperte sich, „Ich bin gerne hier und werde der Sache helfen. Zu aller erst: Die Toten sind nur wenige Stunden, vielleicht einen oder zwei Tagesmärsche hinter uns. Eher weniger. Und das andere... wir sind überfallen worden. Und unsere Angreifer trugen ein Zeichen.“

Er griff in seine Tasche und warf ein Stück Stoff auf den großen Tisch vor ihm. Das Stück rutschte über die ausgebreitete Landkarte, die Seramus versuchte, zu betrachten. Eine rote Spur, dumpf riechend, fast schien es ihm, als

„Ist das Menschenhaut?“ die Stimme zitterte etwas. „Ich habe einem unserer Angreifer etwas vom Leib geschnitten. Ihr wisst, was das bedeutet.“

Sie starrten mit großen Augen auf den Fetzen. „Sie sind wieder da. Ich wusste, dass man die Sache nicht lang genug geheimhalten würde, sie haben noch immer überall ihre Augen und Ohren.“

„Verdammt, gerade jetzt...“

„Es hätte schlimmer kommen können, nämlich, dass wir davon nichts wissen.“ Sir Rangor räusperte sich. „Und wir dürfen die Toten nicht vergessen.“

„Wie sind die Toten denn überhaupt hier hergekommen?“ Sir Butal schüttelte den Kopf. „Ich will doch nicht annehmen, dass es Menschen gibt, denen Geld so wichtig ist, dass sie sich mit diesen Kreaturen der Nacht einlassen...“



„Sir Butal“, antwortete eine ferne Stimme, von solcher Sanftheit, dass Seramus in genau diesem Augenblick nirgendwo anders hätte sein wollen. Die Gruppe der Krieger teilte sich, bildete einen Gang und langsam, als sei die Zeit zu Sand geworden, erschien eine Gestalt und bewegte sich mit solcher Leichtigkeit durch diese Welt, als wäre sie... nun, nicht von dieser Welt. Seramus schüttelte den Kopf, um die drohende Bewusstlosigkeit abzuschwächen.

Dieses ätherische Wesen lächelte ihn an und er musste einfach antworten. Er fühlte, wie die Worte förmlich aus ihm herausgezogen wurden. „Ich stehe zu euren Diensten.“

Sie nickte ihm zu, dann wandte sie ihren Blick ab. Er versuchte, ihr zu folgen, doch fühlte, dass er langsam zu Stein wurde. Sie hatte Mächte um sich herum, die er nicht erkennen konnte.

„Ihr seid von weit hergekommen, um dem Ovpar zu dienen, Sir Rangor. Wir danken euch und hoffen, ihr könnt etwas Respekt und Ordnung in diese Gruppe bringen. Wisset, dass, wenn viele unterschiedliche Leute an einem Strang ziehen, dies nicht bedeutet, dass man stärker ist. Man muss gleichzeitig ziehen, um seine Kraft sinnvoll einzusetzen. Leider merke ich immer wieder, dass es den Männern und Frauen hier nicht gelingt. Helft uns.“

Sie hatte diese Worte fast geflüstert, dennoch war sich Seramus sicher, dass sie jeder gehört hatte. Sir Rangor nickte. „Ich werde mein bestes tun.“

„Wenn gleich ich euch schätze, Sir Butal, werden jedoch bestimmte Schritte notwendig sein, damit wir das heilige Objekt schnell in Sicherheit bringen. Kommt mit mir, wir haben Dinge zu besprechen.“

Sir Butal nickte in den Raum, wandte sich um und ging ihr nach. Seramus konnte erkennen, wie seine Hände zitterten. Dann waren sie verschwunden.

Ein Raunen ging durch das Zelt. „Ihr seid gesegnet oder verflucht, Sir Rangor.“ Sir Achbald nickte mit leerem Blick, die Augen zum Boden gerichtet. „Das war Lady Oksana, die...“ „Die Herrin des Ovpar, Hohepriesterin seiner Reinheit und Schwester des Kaisers.“ Sir Rangor versuchte, nicht zu lächeln, doch es schien ihm nichts auszumachen, diese Kraft nicht zu besitzen. „Sir Achbald“, Seramus kam nicht umhin, die Angst zu spüren, die die anderen ausstrahlten. „Ihr seid nicht freiwillig hier, nehme ich an.“

Sie starrten auf die Karte, die ausgebreitet vor ihnen lag, bespickt mit winzigen roten und schwarzen Flaggen. „Es ist nicht so, dass wir gerne hier sind, junger Mann. Doch wir wurden zur Pflicht gerufen und folgen ihr. Lady Oksana hat ihre Mittel und Wege.“

Von draußen wurden Rufe laut. „Ah“ Sir Rangor reckte sich, „Morgenstund... ich vermute, der neue Tag bringt viel Freude. Informieren Sie mich, meine Herren, was wir werden wir heute tun?“

## XVIII

Ein Bogen aus Licht brannte am oberen Ende der Zimmerdecke, entfernt von Neru und den anderen, die in diesem Raum zusammengepfercht saßen. Sie starrten einander nicht an, ihre Blicke trafen den grauem, unbedeckten Boden.

„Wir sind hintergangen worden.“ sagte der Professor und alle nickten wissend. „Das ist nicht wirklich... ach, egal. Man hat uns gelinkt und nun...“

Schritte kamen aus der Ferne, stoppten kurz vor der metallenen Tür, dann öffnete sie sich und Ursa trat herein. Seine Augen glänzten, sein Mund verzogen, voller Abscheu und Zorn. „Ihr seid hier, weil ich euch aufhalten muss. Ich werde euch aber nicht töten, zumindest jetzt noch nicht. Ihr könnt ihn nicht aufhalten, dafür Sorge ich.“

Dann wandte er sich um und verließ das Zimmer. Hinter ihm konnte Neru sehen, wie die Schakale seiner Wachmannschaft Kreise um ihre Ausrüstung drehten. Dann schloss sich die Tür wieder.

Die Zwillinge lehnten mit geschlossenen Augen an der Wand, schweigend, als erwarteten sie den Tod. James zitterte am

ganzen Leib, Stöße von Panik rollten über ihn hinweg. Die anderen waren apathisch, fast schon dahingerafft von der Unmöglichkeit des Entkommens. Neru lächelte. „Er ist klug... wenn er uns tötet, dann hat er die Armee hier unten und er wird schneller ersetzt als er „Hilfe“ sagen kann. Ich weiß nicht, worauf er spekuliert, aber...“

„Er hofft, dass Ja-Lib ihn belohnt, wenn er von G13 zurückkommt.“ Salara nickte vor sich hin. „Aber das wird er nicht, denn er wird nicht zurückkommen“, meinte Leutnant Sposka, worauf Neru seine Augen hob. „Was da unten ist, bleibt da unten und entweder wird Ja-Lib sterben auf seinem Weg und wir verrotten hier unten oder Ja-Lib findet etwas grandioses und wird seine Macht einsetzen wollen. Dann sterben wir auch, denn wieso sollte er wieder hier herkommen? Er ist verantwortlich, dass der Drachen bald wieder durch die oberen Eben ziehen und wir sitzen hier.“

In der Ferne rauschte Wasser, Schritte kamen und gingen. Dann wurde es ruhig. Nerus Gedanken kreisten um den Verrat, doppelten Verrat und der nahm sich vor, seine angeborene Paranoia voll auszuschöpfen. Er sah Bilder in sich aufsteigen, brennende Städte, blutbesprenkelte Wände; Seufzer, die von den Sterbenden aufstiegen, fraßen sich in sein Ohr. Er schüttelte den Kopf, es verblasste um ihn herum. Dann stand er auf. „Pjotr, Boris, herkommen.“

Er betrachtete die Zwillinge. „Was schlägt ihr vor?“ fragte er. „Plastiksprengstoff an den Scharnieren der Tür könnte die Flucht ein wenig beschleunigen.“

Neru schüttelte den Kopf. „Zu laut und wir haben nicht genug.“

Jamses schaute hinauf. „Die Decke.“

„Wie meinen?“ fragte Notna, aufgeschreckt aus unhörbaren Gedanken.

„Die Decke. Ich kenne solche Gebäude.. je älter sie sind, desto weniger wurde in die Zwischenwände investiert. Ich habe in einigen Häusern weiter oben gearbeitet und nicht nur einmal ist ein Kollege durch den Boden gebrochen. Nach unten lohnt sich aber nicht, denn dann sitzen wir vermutlich bei dem Typen auf dem Thron... nein, über uns sollte das Dach sein.“

„Auch die Guten werden gefangen, aber die Besten entkommen...“ Boris schaute seinen Bruder an und nickte. Pjotr öffnete seinen Gürtel, drehte ihn um und zog die Rückseite ab. Sein Zwillings tat es ihm gleich; beide zerren ein graues, gummiartiges Etwas heraus. „Plastiksprengstoff.“ Leutnant Sposka rappelte sich auf, ihre Augen zusammengekniffen. „Wieso weiß ich davon nichts?“ Ihre Stimme war von weiblichem Zorn durchdrungen. „Frau Leutnant, ein Befehl. Wir können niemals sicher sein, dass man uns alle Waffen abnimmt.“

„Hört ihr das?“ fragte Jamses und sie stoppten mit offenem Mund. „Ja, da sind Leute, draußen... und sie schreien.“

Wellen von Schreien brandeten auf die Mauern der Burg und verebten. Dann Jubel. Ein Mikrofon wurde eingeschaltet, die Rückkopplung zurückgefahren.

„Mein Volk! Mein Volk! Hört und staunt und jagt heiligen Zorn durch eure Adern, euer Fleisch, eure Herzen. Hört mein Volk!“

Der Jubel war atemberaubend. Professor Notna war der erste, der dagegen anbrüllte „Wir müssen hier raus, schnell. Ich habe ein ganz schlechtes Gefühl.“ Die Zwillinge starrten hinüber zu Jamses. Er nickte. „Legt die Streifen zusammen.“ Er nahm sich den Streifen, legte ihn auf den Boden und rollte ihn. „Sieht aus wie ein fetter Wurm!“ Salara wandte ihr Gesicht ab. Jamses verband die beiden Enden miteinander und deutete nach oben. „So, die Herren bitte an die Decke und den Sprengstoff in Kreisform anbr...“ Worte von draußen ließen diese Köpfe der Gefangenen erzittern. „Wir sollen überwältigt werden. Wir sollen schwach bleiben. Wir sind die Ausgestoßenen der Welt da oben. Man hat uns unterdrückt, hat uns die Ehre genommen, hat uns in die Dunkelheit hinuntergejagt, doch wir werden nicht aufgeben.“

Sie tobten.

„Ich habe einen Menschen kennengelernt, der von da oben herabgestiegen ist, zu mir und er hat mir eine Botschaft verkündet. Eine Botschaft des Zorns und der Kraft, eine Botschaft des Willens und des Kampfes. Es ist Ja-Lib, der Krieger der oberen Welten. Und er sagte zu mir: „Ursa, mein Freund, ich bin auf dem Weg in die Finsternis, aber ich

habe euch ein Geschenk zu machen. Ihr hier unten seid stark und die da oben sind so schwach, dass sie euch nur stärker vorkommen, weil sie euch kleinhalten, weil sie euch Lügen erzählen. Siehe, ich werde den großen Drachen auf sie hetzen und sie werden zu euch kommen und euch anflehen, ihnen zu helfen und dann...“ Ursa schwieg, die ganze Welt lag gebannt an seinen Lippen „dann werdet ihr sie und den Drachen vernichten. Ihr seid die Zukunft. Ihr seid die Macht. Ihr seid alles, was dieser Welt bleibt.“

Erneut brandete das Gefühl der Masse an die Wände des Gefängnisses. Jamses schaute sich um. „Und nun alle in eine Ecke des Raums drängen. Wo ist der Zünder?“ Boris reichte ihm einen dünnen silberfarbenen Zylinder. „10 Sekunden, dann zündet es!“ fragte Jamses. Boris nickte. „Standardausrüstung.“

Jamses ging hinüber in den nun leeren Teil des Raums... „am besten, wir alle gehen in Richtung Tür, denn ich werde das Loch gegenüber sprengen lassen. Die Chance ist damit geringer, gehört zu werden. Und, die Decke ist bei den Mauern und Türen vermutlich etwas dicker.“

Stirnrunzelnd bewegten sich die anderen hinüber zur Tür. Neru vermutete stark, dass Jamses diese Situation ausnutzte, sagte aber nichts. Irgendwann später würde er mit dem jungen Mann reden müssen.

Die Soldaten drückten den Ring an die Decke und Jamses presste den Zünder hinein. Dann klickte es kurz und ein rotes Leuchten ging von dem winzigen Zylinder aus. Das Team drängte sich auf den Boden.

„Unsere Feinde haben es geschafft, hier herunterzukommen. Wir werden sie aufs Herzlichste empfangen. Und dann werden wir zusehen, wie diese ganze Welt zusammenbricht, wie sie uns anschreit, dass wir sie retten und wir werden den Kopf schütteln und lachen und uns aus den Resten ihres verkommenen Lebens ein neues Zeitalter erschaffen, unser Zeitalter.“

Genau in diesem Augenblick zündete der Sprengstoff. Es war ein lautes Zischen, gleich einer Dampfexplosion, dann donnerte es auf dem Boden. Sie husteten, während sich die Reste aus Staub und zerstörtem Mauerwerk auf dem Boden verteilten. Jamses drehte sich um. „Hmm... Eigentlich habe ich mir das anders vorgestellt.“

Neru nickte. Statt eines kreisrunden Ausschnittes hatte der Sprengstoff ein größeres Loch erzeugt, mit mehr als einem Meter Durchmesser. Risse liefen durch die Decke, die sich anscheinend immer weiter ausbreiteten. Leutnant Sposka stand auf. „Schicken Sie mich voran. Ich weiß, wo sie unsere Ausrüstung haben.“

Neru schüttelte den Kopf „Das weiß ich auch, dennoch, es ist...“ Salara schnitt ihn ab. „Lass sie gehen. Sie ist dafür vermutlich besser geeignet als wir alle.“

Notna lauschte an der Tür. „Nichts zu hören.“

Boris half Leutnant Sposka durch das Loch in der Decke. „Hier oben ist sehr wenig los“ Sie schaute noch einmal herunter. „Wenn alles gut geht, bin ich bald wieder da.“

Dann war sie verschwunden.

„Was also werden wir tun? Wir werden uns befreien. Doch die Frage ist: „Wann?“ Ich sage euch, jetzt gleich. Unsere Gäste, so wie wir sie nennen wollen, sind hier, in diesem Gebäude. Sie werden euch präsentiert werden, so wie sie es verdienen, als Opfer ihrer eigenen kleinen Welt, unfähig, die Welt so zu erfassen, wie sie wirklich ist: ein harter Ort für harte und starke Menschen. Doch diese Stärke wird nicht spurlos an uns vorbeigehen, nein! Sie wird uns dorthin führen, wo wir es verdienen: nach oben. Und dann, wenn wir stark genug sind, werden wir die Welt zurückerobern!“

Die Menge tobte und Neru fragte sich, mit welchen demagogischen Kräften Ursa wohl ausgestattet sein mochte. War er nicht einer der Besten aller Zeiten gewesen, oben auf G10 oder höher? Zumindest von der Kraft her war er geschaffen gewesen, um auf den unteren Ebenen die Lage im Griff zu behalten.

„Ich habe das Licht gesehen und ich habe die Kraft gesehen, die sich da oben in den Händen der Einfallslosen und Schwachen befindet. Sie sind nicht geeignet für die Welt. Ja-Lib, ihr großer Krieger ist zu mir gekommen und hat mir gesagt: „Gehe hinauf und hole dir, was du willst.“ Und ich sage euch: „Folgen wir ihm, gehen wir hinauf, holen wir uns

was wir wollen!““

Im Donnern des Beifalls hörten sie nicht, dass die Tür sich öffnete. Erst eine Hand auf seiner Schulter ließ Neru herumfahren. Leutnant Sposka lächelte ihn an, Blut an ihren Händen und Schultern. Er starrte sie an, sie schüttelte den Kopf.

Vorsichtig huschten sie nach draußen. Auf dem Boden eine dunkle Flüssigkeit, die im Halbdunkel schon schwarz und ölig wirkte. Salara keuchte, als sie erkannte, dass es aus den beiden leblosen Gestalten vor der Tür stammte. Leutnant Sposka zuckte mit den Schultern. „Freiwillig hätten sie mich nicht hereingelassen.“ Sie deutete auf das offene Fenster. „Schaut mal nach draußen.“

Vor ihnen lag ein Platz mit dutzenden Lautsprechern, schwarz und groß. Oberhalb des Platzes sahen sie Gestalten auf einer Art Balkon stehen, heftig gestikulierend mit einem Hauch von Wahnsinn in den Bewegungen. „Das sind Ursa und seine Berater. Irgendwas ist da faul.“

Vorsichtig, die Fenster weiträumig umgehend, glitten sie den dunklen Flur entlang, bis sie zu einer Tür kamen, unter der die Schritte von Männern zu erkennen waren. Salara hob eine Augenbraue. „Das sind maximal 3-4 Leute, also jammert nicht.“ Neru starrte sie an, dann schüttelte er den Kopf. Das Licht unter der Tür erlosch, dann öffnete sie sich. Fäuste schlugen auf die Männer ein, die ihren Weg hinaus in den Flur machen wollten, ließen nur ein dumpfes „Argh“ zu, dann lagen sie am Boden. Sie schleppten die Bewusstlosen zurück in den Raum.

„Hier ist unsere Ausrüstung“ Leutnant Sposka lächelte. „Vermutlich wollten sie uns damit der Meute vorführen.“

Draußen auf dem Gang wurden Schritte laut. „Es ist notwendig, dass wir das Team trennen. Zusammen sind sie vermutlich weit mehr wert als ein Dutzend Krieger.“ Leutnant Sposka lächelte und nahm ihr Gewehr. Die anderen folgten ihrem Vorbild, dann rissen sie die Tür auf. Ursa stand wie angewurzelt direkt vor ihnen und starrte auf die Mündungen der Waffe, die auf ihn gerichtet waren.

„Hallo.“ Neru versuchte, seinen Zorn nicht auszuweiten, dennoch fühlte er, wie sein Zeigefinger mit dem Abzug lebhaften Kontakt aufzunehmen versuchte. „Ursa, du Verräterschwein.“

Der Angesprochene schaute auf. „Ich weiß nicht, was du meinst.“

„Du kommst jetzt rein und deinen Berater oder was auch immer dieser Mann ist, auch. Los, Marsch.“

Die Tür schloss sich hinter ihnen.

Im Hintergrund begannen das Team, seine Ausrüstung wieder anzulegen. Ursa hielt ihren Blicken stand, sein Berater, wie auch immer man diese Person nennen konnte, die Augen gesenkt, als erwartete er ein Todesurteil.

„Neru, ich habe dir doch gesagt, dass ich nicht weiß, was du meinst.“ Ursa versuchte zu lächeln. Neru schüttelte den Kopf. „Deine kleine Ansprache war wohl laut genug, dass es die ganze Etage gehört hat, findest du nicht auch?“

Der Anführer von G10 lächelte. „Das war doch nur eine Übung. Findest du nicht, dass du übertreibst?“ Neru schüttelte den Kopf. „Im Angesicht des Todes kann man nicht übertreiben. Man kann lediglich entsprechend reagieren. Und nun auf, du führst uns zur Passage nach G11.“

Der Berater wurde bleich. „Eure Hoheit, die verbotene Passage?“ Ursa schlug ihm ins Gesicht, so nebenbei wie nur möglich. „Wenn die Herrschaften es so wollen?“

Salara trat näher. „Und er kommt mit. Nur so können wir sicher sein, dass uns keiner seiner Generäle oder was auch immer hier unten so rumläuft, folgt.“

„Vielleicht will ich einfach nur nicht reden...“ teilte Ursa mit und deutete auf seinen Berater oder was auch immer der Mann war. „Wer bist du?“ fragte Salara. Der Mann starrte in die Mündung der Waffe, als erwartete er den Tod. Sie zuckte mit den Schultern. „Töten wir ihn. Aber tun wir es leise.“ Er ging zu Boden. „Das ist Rodax. Er heißt so, weil er

sich so nennt. Er ist mein Großwesir.“

Sie mussten sich zurückhalten, nicht zu kichern. Notna war der erste, der etwas sagte. „Ihr wollt nicht andeuten, dass ihr ein mittelalterlicher Herrscher seid, der mit Gottes Gnade ein Reich beherrscht und den Pomp benötigt, einen Großwesir zu bezahlen?“

Ursa starrte ihn an. „Ich zahle ihn nicht. Leute wie er sind dankbar, überhaupt leben zu dürfen. Tötet ihn ruhig, wenn ihr wollt, aber lasst mich mit dem Geschwafel zufrieden.“

Neru schüttelte den Kopf. „Wir nehmen dich mit, Ursa, alles andere liegt nicht in unserer Hand. Wo finden wir den Ausgang nach G11?“ Der Angesprochene zuckte mit den Schultern und erhielt prompt einen Hieb mit dem Gewehrkolben. „Nein, Boris, lass das.“ Zorn stand in den Augen Leutnant Sposkas. „Frau Leutnant, in dieser Lage war es notwendig...“ „Ich entscheide, wann wie was notwendig ist, klar?“ Sie schwiegen, dann nickte der Mann. „In Ordnung.“ teilte die Offizierin mit, „und nun gehen wir. Wir brauchen seine Hilfe nicht.“

Neru lächelte. „Das Problem ist eher, dass Ursa nicht weiß, wo der Gang nach G12 ist. Dieses Gebäude ist kaum älter als 100 Jahre und ich könnte mir vorstellen, dass er trotz seiner Ausbildung auf den oberen Ebenen keine Ahnung hat, was ihn weiter unten erwartet.“

Salara nickte. Sie konnte fühlen, wie die Persönlichkeit Ursas, dem Anführer einer kompletten Ebene, zusammenfallen würde, gleich einem Kartenhaus bei einem winzigen Luftzug. Doch noch... „Ich werde nichts tun. Ich rate Ihnen, sich zu ergeben. Gegen meine Wachen und ihre Waffen haben Sie keine Chance.“ Seine Augen blitzten trotzig.

„Keine Sorge, wenn Sie ein guter Herrscher sind, werden die Leute sie beschützen wollen, aber falls nicht... gut, dann sind Sie in unseren Händen sicherer als in der Masse der Menschen, die Ihren Tod wollen. Ich habe übrigens gehört, dass ein Nachfolger bereits auf dem Weg ist...“ Nerus Gesicht war ohne Ausdruck, kalt und unberechenbar. Salara fühlte einen Schauer über ihren Rücken laufen.

„Sperrt ihn in den Raum. Wir können uns keinen Verlust von Munition leisten.“

Neru nickte und packte diesen Rodax bei den Schultern. Der Wesir quiekte kurz und fiel dann in Ohnmacht. „Ursa, ihr habt recht eigenartige Mitarbeiter.“

„Du meinst Sklaven. Ja. Sie haben Angst. Und das aus gutem Grund, ich...“

„Haltet den Mann bei der Leine, er wird uns gleich die Haut vom Gesicht labern. Wo ist der Weg nach G10?“

Ursa, Anführer und oberster Herrscher von G9 starrte sie an. „Ihr meint das wirklich ernst? Aber Ja-Lib ist auf dem Weg und ihr könnt doch nicht...“ Der Hauch eines Gewehrkolbens streifte ihn. Er zuckte zusammen und musste weggezerrt werden. „Recht leer hier für einen König, findet ihr nicht auch?“ fragte Jamses. Er deutete auf die Wände und auf den Boden. „Keine Teppiche, keine Gemälde und keine Kronleuchter. Ich habe vielleicht zu viele Kinderbücher gelesen, aber...“ er schien enttäuscht zu sein. Ursas Gesichtsausdruck blieb starr, seine Augen auf den Boden gerichtet. Neru antwortete für ihn. „Das Leben hier unten ist nicht so glanzvoll wie das eines Königs. Es sind mehr Verwaltungsaufgaben und die Leute in einer ständigen Angst zu halten, etwas anderes zu tun als ihr Leben auf die am wenigsten auffällige Art und Weise hinter sich zu bringen. Hin und wieder treten Revolten auf, irgendwelche Leute, die sich gegen das System kämpfen wollen und wenn die nach G9 kommen, dann gibt's aber mächtigen Ärger. Hier leben auch 2x so viele Leute wie weiter oben, sie haben Hunger und sind verärgert, wenn sie wüssten, wie gut es uns da oben gibt.“

„So gut? In welcher Welt leben Sie denn?“ Jamses starrte Neru an. „Naja, im Vergleich zu hier unten... schon.“ Neru lächelte kurz. „Wo ist der Weg nach G10? Ich frage nicht noch einmal.“ Zornig warf Ursa seine Hand nach vorn. „Hier entlang. Ihr werdet eh nicht entkommen. Meine Wachen sind auf dem Weg!“

Notna lächelte, bevor er dem Mann eine Ohrfeige verpasste. „Ich musste mich bisher zurückhalten, aber irgendwann...“

„Keine Zeit für Gewalt.“ Boris schlug Notna auf die Schulter. „Glauben Sie, dass er in G11 überleben würde, wenn wir

ihn mitnehmen?“

Pjotr lachte. „Das ist eine perfekte Idee, Bruderherz.“

Ursa schüttelte den Kopf. „Nein, das ist eine furchtbare Idee, hier wird alles untergehen ohne mich.“

Ein Donnern ließ sie auffahren. Durch der Decke, von den Felsen hoch über ihnen drang ein gefährliches Knacken, ein Riss deutete sich an, als Neru durch das Fenster schaute, schwarz, mit Auswüchsen gleich einem Blick, der an dutzenden Orten gleichzeitig einschlägt. „Was ist da los?“ Salara rannte zu ihm hinüber.

„Entweder wir sind schon länger hier als Ja-Lib es angekündigt hat, oder er hat gelogen oder...“

„oder man hat uns angelogen...“ Jamses starrte durch ein weiteres Fenster hinauf, wirbelte herum und packte Neru an dessen Hemd. „Eine Lüge! Eine verdammte Lüge und ich gehe hier unten drauf. Wir alle gehen drauf!“

„Nein“, sagte Leutnant Sposka. „Wir leben noch und ich weiß nicht, wie es den da oben geht, aber ich vermute, dass es ihnen schlechter geht.“

Staubkörner flogen in scheinbarer Schwerelosigkeit an ihnen vorbei, Flocken rieselten in unsagbarer Langsamkeit durch die Luft, dann kamen die ersten Steine.

„Hier unten werden alle draufgehen, Ursa, wir müssen zu G11!“

Sie folgten dem verwirrten Mann durch die Gänge, die sich in immer mehr Abzweigungen aufteilten, trafen auf Soldaten, die panisch herumliefen, Diener und Dienerinnen, die noch immer den Blick zu Boden gerichtet, dem Untergang eine weitere Sekunde abtrotzten. „Hier ist es.“ sagte Ursa und drückte einen versteckten Knopf in einer Wand. Boris drückte ihm die Mündung des Gewehrs tiefer ins Fleisch. „Ich hoffe, du verarschst uns nicht!“

Eine unscheinbare Tür öffnete sich. Dahinter lag Dunkelheit. „Los!“ Sie folgten ihm. Lampen leuchteten auf. Staub lag dick auf den Armaturen, nur hier und da waren Abdrücke zu sehen. „Ja-Lib wusste, wie man es bedient.“

Neru lächelte bitter. „Ich auch. Keine Sorge.“

Er bediente die Knöpfe, als wäre ihm schon alles mit der Muttermilch eingegeben worden. Es knarrte, als sich die Lichter über der Plattform einschalteten. Ein sanftes Vibrieren floss durch die Luft. „Das ist nicht sehr groß, Neru.“ Salara hatte ihre Augenbrauen gehoben.

„Die Tiere da unten sind größer... wir wollten verhindern, dass sie durch Zufall...“

Ein Beben ging durch das komplette Gebäude, Schreie wurden laut, Befehle, die keiner beachtete, wurden irgendwo gebellt, das Knacken der Welt um sie herum wurde lauter. „Alle auf die Plattform!“ brüllte Neru und hieb auf einen Knopf. Ruckend, langsamer als erwartete rutschte sie in die Tiefe. Sie sprangen.

„Jemand verletzt?“ fragte Neru, als er Salara aufrichtete, die beim Aufkommen liegenblieben war. „Ich glaube, ich habe mir den Fuß geprellt.“ Jamses hielt sich den Knöchel. Salara hob sein Hosenbein. „Hier ist nichts zu sehen.“ Sie schüttelte den Kopf.

Die Geräusche über ihnen verebten und dann, als ob das Kreischen eine neue Dimension erhalten hatte, brach die Welt zusammen. Die Wände vibrierten vom Aufprall der Felsbrocken. „Etwas Furchtbares ist geschehen.“ Leutnant Sposka schluchzte plötzlich. Neru fühlte, wie sein Herz zusammensank, als er an seine Familie dachte, das erste Mal, seit sie aufgebrochen waren. „Ich hoffe, sie leben, hoffe, dass sie in die übergeordneten Bereiche gerettet werden konnten.“

Die Plattform glitt dem unbekanntem Ziel entgegen und während Ursa, noch vor kurzem Anführer und furchtbarer Gesandter einer unbekanntem Welt starr auf den Boden starrte, versuchte Jamses seine Augen zu schließen.

Gleich einer Herde, die einen langsamen Aufstieg auf einen Berg in Betracht zieht, zog sich die große Menge an Menschen durch die Landschaft. Pferde und Wagen stampften, rollten, knarrten ihren Weg über die unbefestigten Straßen und Wege. Seramus nickte, als er das schneckenhafte Gleiten des Ovpar auf dem ebenso mächtigen Wagen aus Holz wahrnahm. Es waren einige Dutzend Ochsen in fantastische Geschirre gelegt worden, geschmückt mit Edelsteinen, die Tiere bekränzt mit Efeu und Blumen, die die Ochsen oft genug versuchten, zu erreichen und zu fressen. Diener beeilten sich, sprangen hin und her, um sie davon abzuhalten und den Weg beibehalten zu lassen.

„Jetzt weiß ich, wieso es so lang dauert, das Ovpar nach Bramant zu bringen.“ Seramus nickte Sir Rangor zu. Dieser wurde aus einem Gespräch mit Benoras aufgeschreckt, der neben den Pferden lief, sich hin und wieder verabschiedete und einige Diener aufschreckte, die ihrer Pflicht nicht nachkamen.

„Es gibt keine guten Wege in Bramant, wollt ihr sagen.“ Sir Rangor lächelte. Seramus nickte. „Ich kann mir vorstellen, dass dieses Land nicht dafür ausgelegt ist, das Ovpar zu transportieren.“

„Da müsstet Ihr Lady Oksana fragen.“ Sir Rangor deutete auf die Gestalt, die auf einem Stuhl saß, direkt vor dem Ovpar, den magischen Kräften des Eies ausgesetzt. „Ein anderer Weg wäre noch weiter. Die Toten sind schneller, als wir angenommen haben. Es ist schon traurig genug, dass die Ochsen langsam müde werden, aber irgendwann muss man sie vielleicht essen.“ Er lächelte.

Ein Diener, kaum sicher, mit wem er sprechen sollte, so starr war sein Blick auf den Boden geheftet, kam herangelaufen. „Lady Oksana will mit Ihnen sprechen, Herr...“ er stoppte; während er vorsichtig neben den Männern herlief, die vom Pferd hinunterstarrten, begann sich sein Blick zu lichten. „Der Mann, der aus der anderen Welt kommt.“ Dann rannte er zurück.

„Seraus, damit seid sicher Ihr gemeint.“ Sir Rangor starrte auf die Straße vor ihnen. „Nehmt das Pferd mit, man weiß ja nie... vielleicht müsst ihr bald fliehen.“

Seraus nickte, wandte sich um und ritt hinüber zur Plattform, auf der das Ovpar stand, gewandet in Seide und Gold. Ein Aufmerksamere Blick lag auf ihm, als er hinauf zu Lady Oksana schaute. Eine Handbewegung bat ihn, auf hinaufzusteigen. Das Pferd nahm ein Diener, wie jeder andere, die Augen zu Boden gerichtet.

Seraus schaute die Frau an. „Müssen alle Leute den Blick senken, wenn sie das Ovpar sehen?“ Sie schüttelte den Kopf. „Wenn die Menschen denken, dass es ihnen das Leben aussaugt, wenn man es betrachtet, dann müssen sie dies tun.“

„Und was glaubt Ihr, Lady Oksana?“

„Ich habe euch nicht gerufen, weil ich wollte, dass ihr mir Fragen stellt, sondern weil ich...“

„Verzeiht, ich war lediglich aufgeregt.“ Er schaute auf. Lady Oksana lächelte. „Immerhin wagt ihr es, so mit mir zu sprechen. Das traut sich sonst keiner.“

„Wie lang wird es noch dauern, Lady Oksana, bis das Ding... ich meine, das Ovpar an einem sicheren Platz ist?“

Sie starrte in die Ferne. „Vielleicht eine oder zwei dutzend Tage, wer weiß das schon?“ Ihr Blick war starr. „Ihr kommt nicht aus dieser Welt?“ sie deutete auf sein Gesicht. „Es ist heller als eines, das ständig der Sonne ausgesetzt wäre und es gibt hier keine Zwerge mehr, die in Höhlen leben und ihr Leben damit verbringen, Gold und Silber zu schürfen.“ Er lächelte verwirrt. „Zwerge? Sie meinen Menschen, die...“

„Keine Menschen, kleine Wesen, Zwerge. Sie sind vor einigen Jahrzehnten ausgestorben oder geflohen oder was auch immer. Sie hatten geheime Bündnisse mit den Toten. Mein Mann, der leider verstorben ist, das Ovpar habe ihn selig, war auf einer Mission zu ihnen, als er zurückkam, ohne dass er sie jemals gefunden hätte. Obschon er geheime Wege und Türen kannte, um zu ihnen zu gelangen.“

„Es ist eine seltsame Welt hier, Lady Oksana. Ich weiß nicht, woher ist komme. Vielleicht könnt Ihr mir helfen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin keine Magierin, auch wenn die Leute glauben, ich sei eine. Ich diene nur dem Ovpar. Ich kann nicht in Eure Vergangenheit schauen, ich... sehe dort nur Leere.“

„Ich auch.“ Sie war alt, scheinbar, doch ihre Augen waren jung und strahlen und mit einer Art Leuchten, so dass sie kaum in diese Wirklichkeit passte.

„Ihr werdet noch vor Ende eurer Reise in dieser Welt herausfinden müssen, wer ihr seid, um eure Welt zu retten. Dies ist eine Warnung. Seid vorsichtig und aufmerksam. Nicht jeder ist so gut oder so schlecht wie es scheint.“

Seramus nickte. „Ich bin Sklavenhändlern in die Hände gefallen, obwohl ich der Tochter des Anführers geholfen habe, vor den Snalus zu entkommen. Dann bin ich geflohen und...“ „Genug. Ich bin müde, verzeiht mir. Ich kann jetzt nicht weiterreden.“ Sie hatte die Stimme gesenkt und ebenso ihren Kopf. Er lächelte, kletterte vom Wagen und auf sein Pferd, das noch immer von einem Diener gehalten wurde.

„Was hat sie euch gesagt?“ Sir Rangor hob seine linke Hand, um ihn zu begrüßen. Er schaute in die Ferne. „Nichts... nichts, was ich schon wusste.“

„Ja, so sind die Frauen.“ Sir Rangor grinste ihn an. „Und dennoch... dieses Ding, dieses Ovpar, macht mir Sorgen. Ich fühle...“ er machte eine Pause, bewegte den Kopf hin und her, „ich fühle, damit ist etwas zu Großes in diese Welt gekommen, etwas, das wir nicht wirklich... kontrollieren können.“

Seramus lächelte den alten Mann an. „Ich will nicht sagen, dass ich dieses Gefühl auch hatte, aber, so ihr es sagt, könntet ihr Recht haben.“

„Hört nicht auf den alten Mann, er ist berüchtigt dafür, dass er überall den Tod sieht.“ Sir Achbad hatte sich mit seinem Pferd unhörbar neben die beiden gesetzt und starrte in die Ferne. „Es wäre besser, wenn ihr verschwindet. Nicht, dass ich euch hier nicht haben will, bei der Macht des Ovpar, nein, aber es ist der gefährlichste Platz in diesem Land, vielleicht sogar in dieser Welt!“

„Wenn ihr glaubt, ihr könntet meinen Freund hier mit Geschichten vertreiben, dann seid ihr, mit Verlaub, getrieben von unvollständiger Information oder von einer Angst, die größer ist als euer Mut.“

„Wie könnt ihr es wagen!“ Sir Archbads Kopf drehte sich fast vollständig herum, damit er Sir Rangor in Augenschein nehmen könnte. Fast hatte Seramus ein Knacken gehört, aber dies war vermutlich nur eine Täuschung gewesen. „Sir Achbad, dieser Mann hat mehrfach an meiner Seite gekämpft. Glaubt ihr wirklich, ihr könntet ihn mit euren Geistergeschichten fortjagen?“ Seramus schüttelte den Kopf. „Würdet ihr mir erklären, wie ihr meine Flucht in einen Kontext setzen könntet für die anderen? Ich weiß, dass diese Welt fremd ist, fremder als alles andere, das ich kenne, aber... es ist eine verstehbare Welt, der man mit offenen Augen entgegentreten muss. Außerdem fühle ich, dass das Ovpar wichtiger ist als viele andere Dinge. Ich bleibe hier. Bitte entschuldigt, dass ich mich nicht entferne.“

„Pff“ Sir Achbad zerrte am Zügel und ritt nach hinten. Er brüllte einen Diener an, der pflichtbewusst seinen Blick senkte.

„Sir Achbad ist ein furchtbarer Mensch, findet Ihr nicht auch?“ Seramus ließ seinen Blick schweifen. „Er war einst anders... deshalb habe ich ihn noch nicht verprügelt.“ Sir Rangor schüttelte seinen Kopf und das Klirren seiner Rüstung verstärkte den Effekt. „Ich weiß einige Dinge, die ihn haben so werden lassen. Es geht um Verrat... er ist der letzte in seiner Familie, der noch am Leben ist. Die anderen...“ er schwieg. „Da hinten ist der Fluss. Das wird interessant.“



Das Rauschen kam immer näher. Weißer Schaum spritzte über die gesprenkelten Steine, die wie Mauern in den Himmel ragten. Irgendwo in der Ferne ließen sich Bäume blicken, düster wie eine Felsenlandschaft, ohne Zeichen von Leben. Sie hielten. Die Pferde schnaubten unruhig.

„Wo ist denn eure versprochene Fähre?“ Sir Achbad hatte sich an einen der Männer der Vorhut gewandt, die genauso ratlos schienen wie der Tross hinter ihnen. „Sie haben zugesichert, am vereinbarten Treffpunkt zu sein.“

„Geben wir ihnen noch etwas Zeit?“ Sir Rangor ritt nach vorn, hielt kaum einen Schritt entfernt vom Wasser.

„Der Fluss ist unruhig. Es kann etwas dauern...“ Der Mann in der Vorhut zuckte mit den Schultern. Lady Oksana kam nach vorn geschwebt. „Geben wir Ihnen noch etwas Zeit. Sie werden kommen.“

„Je länger wir warten, desto näher sind die Toten!“ Sir Achbads Gesicht war eine einzige Maske. „Und wenn wir auf dem Fluss sind, sind wir schneller.“

„Auf dem Fluss?“ Seramus hob seinen Blick zu Sir Rangor, der wieder neben ihm stand. „Es ist schneller. Das Ovpár ist stabil genug, nicht auseinanderzubrechen wie ein Hühnerei, wenn es etwas holpriger wird. Ich habe schon gesehen, wie Männer, wahnsinnig vor Wut mit Äxten darauf eingeschlagen haben... einer dieser alten Zauberer hatte es mit Macht versucht, mit Feuerbällen, mit Eisregen, mit Blitzen... erfolglos. Stabil wie es ist wird es uns und noch weitere Generationen überleben.“

„Da vorne sehe ich Bewegung...“ Seramus hatte sich aufgerichtet und starrte den Fluss hinauf. Er deutete mit den Fingern darauf. „Sie kommen. Ob wir da alle draufpassen?“ Sir Rangor grinste. „Nur die wichtigsten. Die anderen reiten voraus. Der Fluss ist, wenn wir diese Stelle ausnehmen, groß und ruhig. Bis zur Hauptstadt dauert es trotzdem noch einige Tage.“

„Die Toten! Sie kommen! Ich habe sie gesehen!“

Ein Reiter, bedeckt mit dem grauen Staub der unheiligen Armee, ritt hechelnd an ihnen vorbei, direkt zu Lady Oksana. Er warf sich auf den Boden. „Seit gewarnt, Priesterin des Ovpár. Sie kommen und es sind Horden. Sie sind langsam, aber unaufhaltsam. Die Feuer, die wir gelegt haben, wurden von Regenstürmen gelöscht, vermutlich auch durch Magie erschaffen.“

„Gebt dem Mann etwas zu trinken und frische Kleidung.“ Sir Achbad kam herangeritten, die Augen fest auf den Horizont gerichtet. Die Sonne stand nicht mehr an ihrer höchsten Stelle. „Benoras?“ Der Mann trat hervor. „Ihr habt gerufen, Sir Achbad?“

„Bereite das Ovpár vor, es muss schnell auf die Plattform. Hier. Wir schaffen es kaum vor morgen, aber...“

„Sicher, Sir Achbad.“ Der Mann verneigte sich, seine Augen blieben jedoch auf ihn gerichtet. „Jedoch wird es wohl notwendig sein... dass alle mit anpacken.“

„Du Hund!“ brüllte Sir Achbad, doch Seramus hob seine Hände. „Sir Achbad, wenn das Ovpár wirklich so wertvoll ist, dann wird es notwendig sein, einige starke Arme mehr zu haben, um es zu retten. Davon sind wir alle nicht ausgeschlossen!“

„Wie könnt Ihr es wagen...“

„Sir Achbad, mein Freund hat recht. Wollt ihr, dass das Ovpár den Toten in ihre zerlumpten Hände fällt, nur weil Ihr lieber in eurem Zelt bei einer Flasche Rotwein trübsinnig auf den Boden starrt?“ Sir Rangor grinste. „Natürlich nicht...“ Sir Achbad zuckte mit den Schultern, unfähig, sich anders zu bewegen.

Aus der Nähe erschien die Schwimmende Plattform als viel zu klein für das Ovpár und die Mannschaft, die es bewachte. Die Männer warfen ihre Seile hinüber an das trockene Land und die Diener fingen es, machten sich mit Eifer ans Werk, banden sie an die Bäume, die sie noch finden konnten. Der Fluss zerrte an dem Schiff, doch glücklicherweise waren die Seile stark und die Bäume tief in der Erde verwurzelt.

Sie spannten die Ochsen aus und kommandierten sie an das andere Ende des Wagens, so dass sie mit ihren mächtigen Köpfen das Ovar und seine Hohepriesterin schieben konnten. Die Männer hielten den Atem an, drückten an den Seiten des Wagens, so dass er in winzigen Schritten den Weg zum Fluss fand.

„Wie weit ist es noch?“ rief Seramus, während er sich den Schweiß von den Augen rieb. Sein Körper fühlte sich an, als wäre er bereits tagelang am Schieben, pressen und Drücken. Das Gebrüll der Tiere und das noch viel lautere Stöhnen der Männer um ihn herum brachte seine Ohren zum Summen. „Weit genug, damit Sir Achbad versuchte, zu fliehen, um in einem Wirtshaus den Kopf in Rotwein zu versenken!“ Sir Rangor lachte brüllend, dann schob er weiter. Eine Hand fiel auf Seramus Schulter. Er wandte sich um. Benoras starrte ihn an. „Lady Oksana will mit euch sprechen.“ Seramus nickte und ging, den Wunsch zu folgen. Benoras nahm seine Stelle ein. Im Hintergrund hörte er die Männer fluchen.

Sie stand wie eine Statue aus Marmor vor dem Ovar. Ihre Augen waren dunkel in ihrem bleichen Gesicht und schienen alles zu überblicken. „Seramus. Schön, dass ihr meinem Wunsch gefolgt seid.“ „Lady Oksana, ich bin neu in diesem Land, aber ich weiß, dass ich dem Befehl einer Dame zu folgen habe.“ Sie wandte ihren Blick. „Ihr sprecht kühn, dafür, dass Ihr nicht wisst, was ich alles tun kann.“

Er nickte. „Vermutlich spreche ich nur deshalb so kühn, weil ich euch nicht kenne. Ich vermute jedoch, dass Ihr mich gerufen habt, weil Ihr etwas mit mir besprechen wolltet.“

Sie schwieg und er fühlte das Rucken des Wagens um sie beide herum. „Geht mit mir auf das Schiff. Ich habe einige der besten Männer ausgesucht, die das Ovar direkt beschützen. Die anderen werden neben dem Fluss reiten, Wege suchen und finden müssen.“ Sie lächelte milde. „Ihr habt keine Angst vor dem Ovar, ist es nicht so?“

Er nickte. „Ich weiß nicht, es kommt mir vertraut vor, aber Angst...“ „Ihr wendet euren Blick nicht zu Boden. Das ist mir sofort aufgefallen. Die anderen...“ Sie schwieg. „Die anderen Leute kennen es... es lauert in ihren Träumen, in ihren Erzählungen und Märchen. Doch Ihr, Seramus, seid wie ein leeres Blatt Papier. Das ist schlecht für euch, aber gut für mich.“ Er neigte seinen Kopf in stiller Zustimmung.

„Es dämmt, Seramus. Es wird Zeit, dass Sie noch einmal mithelfen. Dann werden die wenigen Männer und Frauen, denen ich vertraue, auf die Plattform gebracht. Als letztes werden Sie mit an Bord gehen. Verabschieden Sie sich ruhig von Sir Rangor, Sie werden sich sicher wiedersehen.“

Er sprang auf die Erde hinunter. Staub wirbelte um ihn herum auf. Sir Rangor betrachtete ihn stirnrunzelnd. „Was hat euch diese Frau denn wieder in den Kopf gesetzt?“

Stumm reagierte er auf die Mitteilung ihrer baldigen Trennung. „Einen so kurzen Weg sind wir gemeinsam geritten und noch immer habe ich euch nicht danken können für eure Hilfe.“

„Hätte eure Pfeile nicht ein paar Snalus getötet, wäre ich auch nicht hier. Ich sehe die Sache ausgeglichen.“ Seramus lächelte.

Es war finsterste Nacht, als die letzten Leute im flackernden Licht der Fackeln auf die nun schwimmende Plattform, die aufgeregt im reißenden Fluss hin- und herschwankte, sprangen. Pakete von Nahrungsmitteln wurden nach drüben geworfen, Decken und Felle, damit die Menschen die Nächte überstehen konnten, ebenso. Band erinnerte die Plattform mit dem Ovar an ein riesiges Lager.

Befehle wurden gebrüllt. Seramus sprang hinüber auf die Plattform, ging in die Knie, als das Holz unter seinen Füßen schwankte. „Nicht so aufgeregt, junger Freund.“ Sir Rangor winkte ihm zu. „Wir sehen uns in Bramant.“

Die Seile wurden durchtrennt und das Boot setzte sich in Bewegung. Bald waren die Geräusche fort, mit Ausnahme der gemurmelten Befehle der Bootsführer, die mit den hölzernen Stangen die Plattform in der Mitte des Flusses hielten. Da war nur noch das Rauschen des Wassers um sie herum. Seramus machte sich auf, einen Platz zum Schlafen zu finden. Er beobachtete, wie die Fackeln in der Finsternis verschwanden.

Dann, als wäre es das erste Mal seit Ewigkeiten, vernahm er eine tiefe Ruhe, eine Art Vergessen, tief in seinem Körper. Sie kam aus dem Nichts. Er fühlte sich, als wäre nicht nur er, sondern auch seine Seele auf dem Wasser treiben, in einer

grenzenlosen Weite, ohne ein Ufer, auf dem Kreaturen lauerten, ihn in ihre Fänge zu bekommen.

„Was ich bin, ist das Einzige, das ich sein kann. Ein dunkler Schatten treibt auf meiner Seele wie eine Wolke, ein düsterer Spruch zu meinen Ungunsten ausgesprochen, ein Fluch, mich vergessen zu lassen, wer ich bin, was ich bin. Ich bin der Anfang und das Ende, ich bin die Entstehung und der Untergang, ich bin so weit gewandert wie niemand anders davor. Wer ich auch immer war, ich bin es nicht mehr, doch werde ich immer das sein, was du fürchtest. Es steht mir nicht zu, dir zu sagen, was du zu denken hast, doch ich weiß, was du fühlen musst: Angst. Zweifel. Tod.“

Diese Worte, kaum mehr geflüstert denn gesprochen mit einer Stimme, die tausend Meilen weit weg schien, stoppten. Seramus öffnete die Augen. Lady Oksana hatte sich neben ihn gesetzt und hielt ein kleines Buch in ihren Händen, flackernd beleuchtet von einer Fackel, die auf einem metallenen Ständer hinter ihr befestigt war. „Trauere nicht um mich, denn du selbst hast vergessen, wer du bist. Was kümmert dich dein kleines Leben, wenn du meines siehst. Wie groß und stark musst du werden, um zu begreifen, dass deine Endlichkeit der größte Segen ist, dessen du habhaft werden kannst. Nichts ist schlimmer als die Ewigkeit. Und siehe, ich warte. Auf dich, Fremdling.“

Sie schlug das Buch zu. „Diese Worte stehen in unserem heiligen Buch. Nur wenige Menschen haben das Vorrecht, es zu hören.“ Sie hob ihren Blick. „Ich wusste, dass Ihr dieser Fremdling seid, als ich euch das erste Mal sah. Ihr seid in diese Welt getreten als ein Fremdling und euer Name ist auch nicht Seramus.“

Er nickte. „Ich bin ein Fremder, das stimmt. Ich höre auf den Namen, weil man ihn mir gegeben hat.“

„Du bist hier, um das Ovar zu beschützen.“ teilte ihm Lady Oksana mit. Sie stand auf und wandte sich um. „Ihr müsst es beschützen! Es sind nicht nur die Toten, die es besitzen wollen. Etwas Größeres ist hinter ihm her! Was passiert, wenn die Menschen erkennen, was das Ovar wirklich bedeutet? Sie werden es vernichten wollen.“ Ihre Stimme bekam langsam aber sicher einen flehenden Unterton. „Sie werden es zerstören wollen. Und irgendwann werden sie es schaffen. Sie werden es zertrümmern und dann wird die Welt, wie wir sie kennen, nicht mehr sein. Sie erden sie vernichten, hörst du? Sie werden nicht nur ihre Gegenwart, sondern auch die Vergangenheit ändern!“

Sie brach ab. Schweißtropfen rollten von ihrer Stirn. Sie keuchte. „Geht es euch gut?“ fragte Seramus mit besorgtem Blick. Sie nickte zögerlich. „Es... ich... ja...“ Sie drehte sich um und ging hinüber zu einem der Zelte, das die Diener in hastiger Arbeit zusammengebaut hatten. Dann war nur noch Stille.

Seramus lehnte sich zurück und versuchte die Sterne zu betrachten, die über seinem Kopf aufgegangen sein mussten. Es war das erste Mal, seit er hier war, dass er sich seiner Umwelt wirklich bewusst wurde.

Flockige Wolken schoben sich langsam über den Himmel und ließen nur Fetzen von nächtlichem Himmel durchdringen. Lichtpunkte, unbekannte Bilder, leuchteten auf und verschwanden wieder. Es war das Fremde und doch Vertraute, dass seinen Geist in Bewegung hielt, ihn Muster suchen und finden ließ, das Namen von Sternbildern in seinen Verstand schob und wieder vergessen ließ. Er hörte sein eigenes Gemurmel durch das Plätschern des Flusses.

Aus der Ferne, ein leichtes Tönen, ein sanfter Ton, wie von Wolken getragen, legte sich über die Stille. Er erlosch, um danach wieder aufzuwallen und zu verebben. Seramus schaute auf. Der Ton erscholl noch einmal, dann war es vorbei. Die anderen, konnte er sehen, hatten auch ihre Augen gehoben, in eine Finsternis, die nur von den schwachen Fackeln erleuchtet war, um das Ufer zu sehen. Der Mond ging auf, so schnell, dass Seramus vermutete, dass er immer wieder kurz einschlieft. Und da war diese Stille wieder, dieses Nichts in seinen Ohren.

„Was war das?“ fragte er. Sie schüttelten den Kopf, doch eine der Knechte flüsterte ihm ins Ohr, dass dies die große Glocke sei, die jede Nacht, wenn der Mond am höchsten steht, die Menschen daran erinnert, dass sie leben. „Das Ovar muss zu dieser Glocke... ich...“ Er schüttelte den Kopf. „Ich habe zu viel erzählt.“

Seramus schlug ihm auf die Schulter. „Erzähl mir mehr!“ Er schaute sich vorsichtig um. „Erzähls mir. Ich verrate es nicht weiter.“

Der junge Mann nickte. „Es ist so, dass die Toten nicht unbedingt das Ovar haben wollen. Sie wollen... sie... werden immer mehr und sie müssen das Ovar retten, denn wenn sie...“ Wie von einem Strick gefesselt, riss ihn eine unsichtbare Macht nach oben. Fassungslos musste Seramus mitansehen, dass der Knecht sich bog, wie ein Ast... das

Geräusch, als seine Glieder und Knochen sich in unwirkliche Formen pressten, er drückte seine Hände auf die Ohren, unfähig, seine Augen abzuwenden. Dann erstarrte der Mann, stolperte einige Schritte nach vorn und fiel, ohne sich wieder zu bewegen, von der Plattform und verschwand im tobenden Wasser.

Niemand sagte etwas. Seramus drehte sich herum und sah im Licht des Zeltes eine filigrane Gestalt, deren Schatten sich bewegte, als wäre es nicht nur eine Person, sondern ein dutzend, verschlungen wie eine Horde Schlangen, die um ein Opfer kreisen.

Die Stimme, die sich in seinem Kopf abbildete, schien Worte aus dem Nichts zu saugen und aus ihrem Schweigen erschuf sie Bilder von Schmerzen. Er bäumte sich auf. Doch wie aus dem Nichts traf ein vierter, letzter Glockenton seinen Kopf und wie durch ein Wunder war dieser, er wusste nicht, wie er es sagen sollte, Angriff vorbei. Er hörte sein Keuchen, dann fiel er in einen so unruhigen Schlaf, dass er sich nicht vorstellen konnte, dass er sich jemals wirklich erholen würde.

Er fühlte, dass ein Teil seines Kopfes den Tag herbeisehnte, der andere Teil aber sagte ihm, dass etwas mit der ganzen Sache nicht stimmen konnte. Er sah Bilder aufflackern von seiner Ankunft, von irgend etwas, was er hier tun sollte, doch nicht mehr wusste. Er schüttelte den Kopf, als könne er damit die Gedanken länger halten, sie betrachten, sie einfach anders zusammensetzen, dass sie einen Sinn ergeben würden. Wieso war er hier? Ein Kichern lief durch seinen Verstand, dann schlief er, endgültig, ein.

XX

„Es ist vorbei. Es ist alles vorbei.“ Der Mann, der vor einigen Stunden noch ein großer Anführer einer Ebene gewesen war, Herrscher von hunderten, nein, tausenden Untergebenen, weinte wie in kleines Kind. Neru nickte hilflos, konnte sich aber nicht des Gefühls erwehren, das er nicht weinte, weil ihm die Menschen am Herz lagen. „Der Verlust von Macht schmerzt, nicht wahr?“ fragte Jamses und versuchte, nicht zu lächeln. Doch die Falten in seinem noch jungen Gesicht sprachen Bände. „Salara, was ist passiert?“ fragte er. Die Angesprochene zuckte mit den Schultern. Sie sah erschöpft zu Boden. „Egal, was es war, es ist zu spät.“

„Das weißt du doch gar nicht!“ Notna stampfte auf. „Es können noch immer Menschen überleben.“

„Wenn die Erde bebt, hier unten, wenn die Decke sich senkt, wenn Steinbrocken so groß wie Häuser herunterfallen, nach all den Jahrhunderten, dann ist etwas großes im Gange!“

„Aber der Drache ist doch nicht so groß, dass er Mauern, Ebenen aus Granit unter seinen Füßen zertrümmert!“

Neru stand auf und starrte auf den Ausgang des Fahrstuhls, der noch immer schwarz vor ihm lag. „Wir müssen hier raus. Ich habe das Gefühl, dass die Antwort in G13 liegt. Und wir können den Menschen da oben eh nicht helfen, zumindest jetzt nicht.“

Die Soldaten kauerten in einer Ecke. Sie hatten ihre Waffen ausgebreitet und das laute Klicken und Knacken deutete an, dass sie sich auf eine Schlacht vorbereiteten.

„G11 ist eine gefährliche Ebene. Ernsthaft, es ist nicht so, dass da ein paar große Marienkäfer herumspazieren, auf denen man reiten kann oder so. Es geht hier um genetisch veränderte Tiere, die sich in Jahrhunderten einer Welt angepasst haben, die schlimmer ist, als so manche Gruselgeschichte. Es geht um den Tod. Dort unten lauert Schrecken...“

„Sprich nicht immer so von der Hölle, Neru. Es reicht, wenn wir wissen, dass wir dort unten vorsichtig sein müssen.“ Salara schüttelte den Kopf. „Es ist gefährlich, ich war auch schon hier unten, vergisst du das immer?“

Die Maschinen donnerten, dann verhallten sie. Ein Rucken ging durch die Plattform, knirschend kam sie zum Stillstand. Leutnant Sposka schaute auf. „Wir sind da.“

Sie mussten sich erst an das grelle Licht gewöhnen, das durch die Tür drang. Mit zusammengekniffenen Augen traten sie ins Freie.

„Was sagtest du? Lichtpunkte, die die Sonne simulieren sollen?“

Neru starrte zu Boden und betrachtete seinen Schatten. „Es ist wirklich sehr hell hier. Ja, wir sollten uns beeilen. Das Portal liegt einige Stunden entfernt und ich möchte nicht...“

Ein Brüllen ragte in die Luft und ließ das Team zusammenzucken. Weitere Wesen antworteten, mindestens genauso laut. „Das... ist gefährlich.“ sagte James. „Keine Sorge“, teilte ihm Boris mit, „Wir sind bewaffnet.“ Er trat einen Schritt hinaus und war verschwunden. „Boris!“ brüllte sein Bruder und rannte hinterher. Die anderen folgten ihm.

Schatten eines körperlosen Wesens rollten über die grell-grüne Fläche. Sie hörten den Verschwundenen in der Ferne schreien. Schwarzweiß gefleckte Hufe wurden sichtbar, auf dünnen Stelzen, darüber ein Körper und ein Maul, in dessen Mitte der kreischende Soldat hing. Augen, die wie Satelliten an Drähten hingen, betrachteten die Schar der Eindringlinge, dann knackte es. Etwas krachte auf den Boden. Neru wandte seinen Blick ab. „Leute, nehmt euch seine Waffen!“ Sie zerrten an dem noch vor Augenblicken lebendigen Soldaten herum, bis sie alles hatten.

„Dorthin.“ Leutnant Sposka deutete auf eine Höhle in einem der künstlichen Felsen, kaum 100 Schritte entfernt. Sie rannten. Hinter ihnen hörten sie, wie das Wesen den Rest des Soldaten fraß.

Pjotr erwachte aus seinem Schock. Er drehte sich um und begann, zu schießen. Sie achteten nicht darauf; nur bestrebt, die rettende Tiefe zu erreichen. Nur Leutnant Sposka machte eine Ansage, brüllte ihm zu: „Lassen Sie es!“ Doch im Herzen wusste sie, dass er sich nicht aufhalten ließ. Das Tier, das über ihren Köpfen an seinem Opfer kaute, achtete kaum auf die Gewehrpatronen, die unkontrolliert um es herum rasten, doch kaum trafen die ersten Projektile, startete es verwundert umher. Seine Augen, kaum mehr als schwarze Beulen auf einer Wand aus Haut, begannen sich zusammenzuziehen. Es stampfte unruhig hin und her, versuchte, den schmerzhaften Blitzen auszuweichen, die langsam aber sicher in seinem Körper für Schaden, für Schmerzen sorgten.

Die anderen waren bereits bei der Höhle angelangt, ungehindert von anderen Lebewesen. Neru atmete schwer. Er schaute auf und sah, dass Salara leise weinte. Zorn brach über ihn zusammen wie eine Welle. „Verdammte Mistviecher. Wir waren... wir waren viel zu unvorsichtig. Ich hätte...“

Er hörte das Tier brüllen. Ein Schatten schob sich in die Höhle. Er drehte sich um. Pjotr stampfte, die Augen zusammengekniffen, durch den Eingang und blieb stehen. Hinter ihm brach ein Berg aus Fleisch zusammen, zuckte noch einmal und starb. Leutnant Sposka stand auf, schaute den verbleibenden Soldaten an. Er starrte, ohne eine Reaktion, in den Abgrund. Sie schlug ihn ins Gesicht. „Machen Sie das nicht noch einmal!“ sagte Sposka leise. „Ich werde es nicht noch einmal tun. Ich kann nicht noch einen Bruder rächen.“ flüsterte Pjotr. Dann ließ er die Waffen fallen und sank auf die Knie.

James trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter. Der Soldat zuckte leise zusammen. „Ich weiß, wie es ist.“ Pjotr blickte auf. „Ja?“ James nickte. „Ein Unfall, oder wie man es sagen will. Eine Explosion in einer Kammer während einer Routinereparatur. Am Ende kam heraus, dass irgendein Idiot vorher geraucht und seine brennende Zigarette weggeworfen hatte... Gas und Feuer ist eine tödliche Kombination.“ Pjotr schluchzte leise. James blickte auf. „Wir haben ihn gefunden... den Mörder meines Bruders.“ Dann schweig er, starrte aus der Höhle in das noch immer grelle Licht der künstlichen Sonnen da draußen.

Leutnant Sposka rappelte sich auf. „Über uns sterben Welten. Wo ist der Ausgang nach G12?“ Neru blickte auf. „Ich...“ Er ging zum Rand der Höhle. „Ich kann mich kaum noch erinnern, wie es damals war.“ Er drehte sich um. „Salara, kannst du vielleicht?“

Sie war nicht da. „Salara?“ Alle drehten ihren Kopf, taxierte den Hintergrund der immer finsterner werdende Höhle. „Was ist los? Wo ist sie?“ Professor Notna stand auf und wankte in die Finsternis. Kurz darauf kehrte er zurück. „Ich weiß nicht, wo sie ist.“

Panik wallte in Neru auf. Er rieb seine Hände über die Augen. „Wann ist sie verschwunden?“ Seine Stimme summt vor

Panik. Die anderen starrten ihn an. „Sie ist doch hergerannt. Haben wir sie nicht gesehen?“ fragte Leutnant Sposka. Sie nickten. „Natürlich... aber...“ Professor Notna berührte die Wände. „Das hier ist Beton. Es ist Menschenwerk... es ist nicht natürlich.“

„Natürlich ist es nicht natürlich.“ Jamses lachte leise. „Hier unten gibt es nichts mehr, das wir nicht gemacht haben.“ „Es geht nicht um die Höhle, wo ist Salara?“ fragte Neru. Seine Stimme versagte. Er wandte sich um. „Wo ist sie?“

Sie gingen zum Eingang der Höhle und verschwanden im Licht. Neru blieb allein. Gebrüll von allen Seiten, Geräusche von Jubel und Schmerzen, Knacken und Brechen um ihn herum. Er hielt sich die Ohren zu, konnte jedoch das Gefühl nicht ausschalten, dass alle wahnsinnig geworden waren. Und dann war nur noch Stille und das Stampfen sich entfernender Pfoten. Er war allein. Schluchzend rappelte er sich auf, schaute sich um und fühlte, dass die Wände um ihn herum zusammenschrumpften, wie in diesem... „Märchen... Märchen... ich werde größer? Nein... Nein...“

Er schrie.

Eine Hand berührte ihm im Gesicht und er fühlte Kälte auf seiner Haut. Er öffnete die Augen. „Du warst weggetreten, mein Kleiner.“ sagte die Frau. „Salara?“ Sie nickte. „Du bist noch da?“ Fragte er. „Wo soll ich denn sonst sein?“ Er zuckte mit den Schultern. „Ich... war fort. Und du warst da. Wo war ich?“

„Wir haben dich in die Höhle geschleppt. Du bist schwer.“ Sie verzog ihr Gesicht. Er wandte sich um. Draußen schien noch immer die Sonne. „Du hattest einen Sonnenstich oder so etwas in der Art. Du bist umgekippt wie ein Sack voller Sand, hast Dinge gesagt, die ich nicht nachvollziehen kann: „Die Tiere draußen brüllen noch immer meinen Namen“. Was meinst du damit?“

Er richtete sich auf. „Ich weiß nicht. Wie spät ist es?“

Sie schaute auf ihre Uhr. „Du hast fast 6h lang geschlafen. Es ist zu spät.“

„Nein!“ Er sprang auf, rannte zum Eingang. Eine Wand aus Staub lag über dem Portal. „Die Decke ist zusammengebrochen, an ihrer dünnsten Stelle. Wir kommen so nicht mehr nach oben.“

Er fühlte, wie ihm der Boden unter den Füßen bebte. „Es wird schlimmer.“

„Wie meinst du das?“ fragte Salara, die in der Sicherheit der Höhle hinter ihm geblieben war. Er zuckte mit den Schultern. „Wenn die Höhlen, wenn die Felsen, seit über 300 Jahren halten, wieso brechen sie jetzt zusammen? Irgendwas ist im Gange und ich bin nicht erfreut darüber. Ich finde das zum Kotzen.“ Bilder seiner Familie brandeten auf, er schüttelte sie ab. Er fühlte rein gar nichts.

„Wir müssen weiter.“ Leutnant Sposka stand nun auch neben ihm. Hinter ihm hörte er das Klopfen von Stiefeln. Er drehte sich um. Notna und Jamses halfen sich gegenseitig den Rucksack auf den Rücken. Neru lächelte in sich hinein. Wenigstens Freunde gab es hier noch. „Wie geht es Pjotr?“ fragte er leise. „Er nimmt es wie ein Mann. Vermutlich irgendwelche Drogen, die sie im bei der Ausbildung eingepflanzt haben oder so.“ Salara schlug ihm an die Seite. „Es geht mit dir?“ Er wandte sich um. „Wir müssen weiter.“

„Das wissen wir, oh edler Anführer.“ Ursa Minors Körper bewegte sich nicht. „Ich komm nicht mit. Ich bleibe hier. Ich bin nicht für ein solches Abenteuer ausgerüstet.“

„Du kommst mit!“ Pjotr warf ihm die Überreste des Rucksacks seines Bruders zu. „Du wirst das tragen und du wirst dich nicht beklagen. Sonst werden wir dich den Dingen vorwerfen, klar?“

Sie schwiegen. Schatten dürrer Beine ragten in die Höhle, ein Gesicht, halb Kuh, halb irgendetwas anderes von der Größe eines Menschen beugte sich herunter, betrachtete sie und stampfte dann weiter. „Es ist wohl ein Pflanzenfresser.“ sagte Notna. „Nein, es sucht nur seine Herde, um ihr von uns zu berichten. Sie sind intelligenter als sie aussehen. Und wenn da hinten ein totes Tier liegt, dann ist das erstens ein Zeichen von Nahrung und zweitens sagt es: „diese Dinger in der Höhle sind gefährlich.“

„Laufen wir. Könnt ihr?“ fragte Neru und die anderen nickten. Er blickte in erstarrte Gesichter. „Dann los!“

Sie eilten, die Blicke nach oben und vorn gerichtet, hinaus. Irgendwo in der Ferne hörten sie ein Trompeten, doch Neru wusste, dass sie sich keine Pause gönnen durften, bis sie in Sicherheit waren. Die Hitze war überwältigend, so dass sie versuchten, im Schatten zu bleiben, um wenigstens dem Licht auszuweichen. Bäume standen wie erstarrte Schlangen da, bewegten sich langsam im künstlich erzeugten Wind. Es war heiß, so heiß, dass sie hofften, dass ihre Stiefel nicht schmelzen würden. Das Korn stand in heller Blüte, dunkel und gelb und sein Duft war überwältigend. Die Luft von Sporen gesättigt, bohrte sich in ihre Lungen und ließ sie hecheln.

„Wie weit noch?“ fragte Jamses keuchend. Neru schaute sich nicht um, um zu antworten. „Es ist nicht mehr weit. Da vorn ist ein Farmhaus, verlassen. Dort haben wir das letzte Mal...“ Er kam nicht weiter. Das Brüllen, sonst nur in der Ferne, schwang sich in eine Lautstärke auf, die sie erzittern ließ. Es waren mehrere Tiere, eine kleine Gruppe. Ihre Köpfe baumelten hin und her an Hälsen, die sich nur ein Verrückter ausdenken konnte.

Das Team lief schneller. Das Gebäude kam immer näher, man konnte bereits die Türen und Fenster erkennen in den graubraunen Wänden, voller Lücken abgerissener Schindeln. Das Dach schien in Ordnung zu sein, aber man konnte nie wissen. Der Geruch von Verwesung schlüpfte in ihre Nasen.

Die Tür wurde aufgestoßen, Staub wirbelte auf und die seelenlosen Gesichter früherer Besitzer tauchten kurz auf und verloren sich wieder in der Zeit. „Sind die Fenster dicht?“ Sie durchsuchten das Haus, fanden keines der Fenster offen und versammelten sich wieder im großen Hauptraum, der seit Jahrzehnten keinen Menschen mehr gesehen hatte, bis auf.. „Weißt du noch, Salara?“ Sie nickte. „Wir waren hier, genau in diesem Raum. Hier ist...“ Neru schwieg. Die anderen hatten ihre Sachen auf einen Tisch geworfen und sich einen Platz gesucht. „Haben wir hier Wasser?“

„Da hinten“, Salara deutete in eine Ecke. „Eine direkte Leitung, sollte... ich sage bewusst, sollte, in Ordnung sein.“ Der Wasserhahn ließ sich öffnen und nach einigen Minuten brauner Brühe wurde das Wasser endlich klar und rein. „Wer traut sich?“ Keiner tat es. Neru trat heran und nahm einen Schluck. „Es ist gut. Wir haben damals auch getrunken und Salara und ich leben noch.“

„Last uns etwas essen und trinken. Ein wenig Ruhe ist notwendig.“ Notna nickte und lief zu seinem Rucksack. „Ich verhungere.“ Seine Mitteilung wurde von den anderen begrüßt und neben Grübeln und Essen, in der Stille dieses alten Hauses verging die Zeit.

Ursa hämmerte auf den Tisch, Staubflocken wirbelten auf. „Was ist los mit euch? Wieso...?“ dann schwieg er wieder. „Gibs zu, da oben hat keiner auf dich gehört, so wie du dich gebärdest.“ Jamses grinste lustlos, während er sich einen Brocken Ersatzfleisch in den Mund schob. Ursa schaute auf. „Wie?“

„Wir haben gesehen, wie du laut gesprochen hast, aber nicht vor einer Menschenmenge, sondern mit Lautsprechern... so ist denn dein Volk gewesen, um dir, oh großmächtiger Herrscher zu lauschen?“

„Schnauze!“ Ursa sprang auf und rannte auf den jungen Mann zu. Nur ein Arm, ausgestreckt, hielt ihn auf, rammte ihn zu Boden. „Es ist keine Zeit zum Streiten, Mann.“ Leutnant Sposka wandte sich wieder ihrem Essen zu. Die anderen starteten sie an.

„Wie weit ist es bis zum nächsten Portal?“ Notna hatte sich vor ein Fenster gestellt, sein Schatten reichte tief in das Zimmer. Neru fummelte in seinem Rucksack und holte die elektronische Landkarte heraus. Flimmernd erwachten die dreidimensionalen Muster zum Leben

„Das ist nicht einfacher als unser Weg hier herunter.“ teilte Salara mit. „Schau.“ Zwischen einigen kleinen Erhebungen, die verlassene Häuser sein sollten, bahnte sich eine kurvige Linie flackernd den Weg durch die Luft. „Das ist ein Fluss. Er wurde damals gegraben, um ein ständiges Wasserangebot zu haben. Hier unten hat nicht jeder die Möglichkeit, ein Feld mit Wasserhähnen zu bewaffnen. Das Problem ist, zur Mittagszeit sind die meisten Tiere dort, um zu trinken und da die Umweltkontrollen ausgefallen sind, gehe ich stark davon aus, dass es dort von diesen Monstern nur so wimmelt.“

Sie seufzte und reckte sich. „Ich bin so müde.“ Ihre Worte klangen fern, ihr Geist wanderte vermutlich durch alte Geschichten und Bilder und ihr Körper beugte sich vor der Last die hinter ihr lag.

„Wie kann ich dir helfen?“ Neru legte ihr seinen Arm um die Schultern. Sie drehte sich um. „Es ist wie damals. Wir sitzen hier und sprechen. Weißt du noch, letztes Mal ist auch nur eine Person gestorben, hier, genau in diesem Haus. Wir haben ihn draußen vergraben.“ Neru nahm seine Arme weg und ging zum Fenster. „Ich erinnere mich nicht mehr.“ Er wandte sich um. „Und auch, wenn ich mich erinnern könnte, damals war alles anders. Wir hatten Zeit. Wir waren nicht in Eile, wir waren eher Wissenschaftler als ein Rettungsteam.“

„Wenn Ja-Lib sich retten lassen will.“ Neru wirbelte herum. James starrte zu Boden. „Wenn er sich nicht retten lassen will, dann werden wir Gewalt anwenden.“ teilte der Techniker mit, bevor er sich erneut seinem Essen widmete.

Es roch nach Verfall. „Wie lang sind die Leute hier bereits fort?“ fragte Notna, während er sich umschaute, mit den Händen an den Wänden entlangstrich. Neru blieb stehen.

„Wir... sind einem Mann begegnet, als wir hier das letzte Mal waren. Er war alt, konnte kaum noch seinen Namen aussprechen und lief in alten Klamotten herum. Er war vollkommen erschrocken, als er uns hier sah, hielt uns wohl für Geister aus der Vergangenheit oder Dämonen, die dieses lichtverseuchte Land zu Dutzenden hervorzubringen scheint.“

Draußen muhten die Tiere, lauter als vorher und ihr Schreien formte einen solchen Krach, dass die Teammitglieder ihre Ohren zuhalten mussten. „Was ist los?“ Leutnant Sposka versuchte, etwas zu sagen, aber es war vergeblich. „Es ist bald vorbei“ brüllte Neru, die Augen weit geöffnet. Dann knackte es draußen und die Lampen, bis auf eine einzige, unscheinbar hinter Wänden aus Glas gefangen, gingen aus. Stille legte sich über die Welt. Salara atmete auf. „Wie das letzte Mal.“

„Was ist los?“ fragte einer Stimme. Vermutlich James. „Die Lichter sind ausgegangen. Es ist Nacht. Du kennst das Wort. Es ist alt. Es bedeutet...“

„Danke Notna, ich weiß, was Nacht ist, ich bin doch nicht blöd!“ James schien zornig zu sein. Durch das Halbdunkel der letzten Lampe stampfte er zu dem Professor. „Was ist los mit Ihnen? Glauben Sie, dass ich ein ausgemachter Idiot bin?“ Der Angesprochene legte den Kopf zur Seite. „Ich bin unsicher, mein junger Freund...“ Dann schwieg er wieder und wandte sich dem hell erleuchteten Atlas zu. „Nein! Was ist los?“ fragte James und seine Stimme wurde lauter. Alle Blicke waren auf ihn gerichtet, so schien es. Nur Neru lag da, die Augen in sich gekehrt, gleich einem Mönch, der meditiert.

James schlug krachend an die Wand. Das Team starrte auf die Faust, die Notnas Körper nur Sekundenbruchteile zuvor verlassen hatte und an das Kinn des jungen Technikers geschossen war. Notna stand, wie gelähmt, vor dem bewusstlosen Mann und schüttelte den Kopf. Dann setzte er sich hin und beugte sich nach vorn, die Ellenbogen auf den Oberschenkeln, griff sich in die spärlichen Haare und seufzte laut. Stöhnend erwachte James wieder zum Leben. „Was...“ Er spuckte Blut, das von seiner gerissenen Unterlippe tropfte. Notna warf ihm ein Taschentuch hin. „Sau nicht alles voll, Kleiner.“

„Was sollte das?“ Salara baute sich vor dem Professor auf, die Hände in die Seiten gestemmt, gleich einem uralten Klischee über zänkische Frauen. Sie erinnerte ihn an ein Huhn.

„Der Kleine nervt. Eigentlich hätten wir ihn nicht mitnehmen sollen.“

„Dazu hättest du ihn nicht schlagen sollen!“

„Oha, unsere Herrin begehrt auf.“ Er hob die Augenbraue. „Du bist keine Chefin. Du bist eine von uns und hast keine besonderen Rechte.“ Notna war aufgestanden, ragte einen Kopf über allen. Neru wurde jetzt erst bewusst, wie groß der Professor war.

„Ich hatte dich damals gewarnt, mitzugehen. Doch du hast alles verlassen, was du dir aufgebaut hast für was? Für Schmerz, Tod... du hast dein Talent verbrannt für was? Nein, besser, für wen. Für ihn. Für deine große Liebe... und was ist geschehen? Er ist verheiratet, nicht mit dir, sondern mit...“

Der Aufprall ihrer Hand auf seiner Wange schallte noch länger, als sein Aufschrei. Sie wirbelte herum und ging nach draußen. Ihr Schatten verschwand. „Sie ist in Gefahr, da draußen.“ Leutnant Sposka hatte ihr Augen geöffnet. Neru



schüttelte den Kopf. „Es gibt keine nachtaktiven Tiere auf G11. Ihr Tagesrhythmus ist sonnenlichtabhängig.“

„Und wieso gehen wir nicht jetzt?“ fragte sie erneut.

„Wir sehen auch nichts. Wir sind nicht darauf vorbereitet, dass wir so lang brauchen. Theoretisch sollten wir kurz vor Tagesbeginn aufbrechen, wenn die Lampen langsam hochgefahren werden. Die meisten Tiere benötigen volles Licht, um zu überleben.“

„Oder sie fressen uns auf.“ teilte der verbliebene Zwilling mit. Seine Stimme fiel auf, sie war noch matter als die der anderen. „Vermutlich werden wir hier unten alle sterben.“

„Oder überleben. Wie hat es Ja-Lib überhaupt geschafft, hier zu überleben?“

„Wir wissen nichts mehr von ihm, seit er bei uns abgehauen ist.“ Neru hatte nicht bemerkt, dass Notna neben ihn getreten war. Seine Wange brannte noch immer dunkel vor dem hellen Gesicht, das so wie alle Gesichter der Leute um ihn herum niemals die echte Sonne gesehen hatten. „Vermutlich vermisst Ja-Lib die gute alte Welt, die soviel größer war als das, was wir ihm anbieten können.“

„Nein, der Drache hat andere Kräfte als ihn mit Hoffnung zu erfüllen oder mit Träumen. Ich denke noch immer, es war ein Schock. Und Ja-Lib ist, wie ich schon irgendwann irgendwelchen Leuten sagte, ein Kind in Körper eines Mannes, der Kräfte hat, die man nicht jedem geben kann.“

„Er ist ein Freund“, Ursa Minor bäumte sich auf. „Ihr Idioten verfolgt ihn, obwohl er nur das Beste im Sinn hat.“ Neru wirbelte herum. „Das Beste? Für wen? Für sich selbst... ich war so lang sein Freund, aber wenn ich etwas festgestellt habe, dann, dass er seine Seele für einen Auftritt verkaufen würde, wenn nur genug Menschen dastehen und ihn bewundern. Vielleicht hatte er für einen kurzen Augenblick einen lichten Moment, aber das reicht nicht, um über ihn zu sagen, dass er wirklich gut ist.“

„Er ist ein Idealist“ tönte der Schatten in der Tür. Salaras Schatten ragte weit in das Zimmer hinein. „Er hält sich noch immer für einen Kreuzritter aus den alten Zeiten, auf der Erde über unserer Welt. Ich habe ihn betreut, damals...“

„Wen kümmert es, was seine Gedanken sind?“ fragte der Mann namens Ursa Minor, der noch immer zusammengekauert in der Ecke saß, den Rücken gegen eine Wand gelehnt. Immer wieder schien ihm der Gedanke gekommen zu sein, sich daran zu erinnern, was er alles verloren hatte. „Macht und Erfolg und das Leben tausender Untertanen unter ihm, der Verlust macht ihn noch mürrischer als er schon vorher war.“

„Nein“, Minor sprang auf. „Ihr vernichtet Leben und macht mich verantwortlich für diese Sachen. Ich habe mich in eurem Auftrag gekümmert, um die Menschen und um die Energie auf G10. Ich habe mein Leben dem gewidmet. Und ihr habt es vernichtet.“

„Wow, einmal ganz ruhig junger Mann.“ Notnas Kiefermuskeln arbeiteten, während er sich Minor näherte. „Wir sind nicht verantwortlich, dass deine Welt untergegangen ist. Und ja, ich fühle Verständnis für den Schmerz, den Leute in ihrem Herzen tragen. Aber nicht, weil Leute, die man versklavt hat, sterben, sondern weil Leute, die ein Leben hatten, vernichtet wurden. Aber, und hier sage ich zornig aber: Es waren nicht wir, die diese Dinge verursacht haben, sondern euer Freund Ja-Lib.“

„Sklaverei, mein werter Herr... nein, das war keine Sklaverei. Das war die Stärke des Anpassungsfähigen. Ein Aufstieg war immer möglich. Je nachdem, ob man wirklich geeignet war. Hier gab es keine Erpressung, keine Bestechung, hier gab es...“

„Nun halten Sie doch den Mund...“ Salara kam herangetreten. „Dieses Ding, das Sie Staat nenne, war ein groteskes Abziehbild einer Welt, die vor tausenden Jahren aktuell war. Wie viele Konkurrenten haben Sie in die Schlucht befördert? Wie viele Leute sind gefolgt, nur um zu sehen, wie der göttliche König oder was auch immer, seinen Weg beschreitet... doch du warst übermäßig.“

„Neru, sagen Sie doch was.“ Minor wankte durch den Raum. „All die Dinge, die ich getan haben soll: Das war alles

geplant, wurde mir beigebracht. Von denen da oben!“ Seine Stimme wurde schrill. „Ich kann nichts dafür.“

Neru hatte versucht, das leise Knacken über ihnen zu ignorieren, doch nun fiel es auch anderen auf. „Was war das?“ fragte Salara, doch ihr Blick verriet bereits, was die anderen dachten. „Die Erde gibt nach. Wir müssen fort.“

„Durch die Dunkelheit? Seid ihr wahnsinnig?“ James stammelte durch seine aufgeschlagene Lippe, Fetzen getrockneten Bluts sprühte er damit heraus. „Wir haben Lampen dabei!“ Leutnant Sposka nickte, dann schüttelte sie den Kopf. „Wenn wir auf eines der Tiere treffen, dann gibt’s eine Menge Ärger. Aber...“ Sie schaute in Richtung ihres Anführers, Neru, der sich sichtlich schlecht in seiner Haut fühlte. „Wenn Chef das so sagt.“

„Bewegen oder wie Ameisen zerquetscht werden.“

„Und von den Robotern vernichtet werden, was?“ fragte James.

„Wir sind nicht im Krieg mit ihnen. So, sind alle da?“ Der erste Stein löste sich aus der Decke und schwebte für einige Augenblicke scheinbar schwerelos durch die Finsternis, warf einen Schatten, während er durch den Lichtstrahl der mondlichtigen Lampe schoss und prallte mit einem solchen Getöse auf den Boden, dass

„Sie sind wach. Wir können nur rennen.“ Salara nickte. Sie packten alles ein, was sie tragen konnten und eilten davon. Nur ein paar Augen ragte aus der Dunkelheit. Pjotr richtete sich auf. Das Metall klirrte leise, als er beide Gewehre schulterte.

## XXI

Er kauerte an einem der Pfosten, die aus dem tosenden Fluss ragten. Er war erst vor wenigen Augenblicke erwacht, den Mund voller Wasser, die Kleidung so schwer, dass sie ihn nach unten gezerzt hatte. Er krachte mit dem Kopf gegen einen Stein, langsam genug, dass er nicht noch einmal das Bewusstsein verlor, der Schmerz weckte ihn endgültig. Fetzen von Gedanken flossen an ihm vorbei und wie ein Tier klammerte er sich an allem fest, dessen er habhaft werden konnte. Die Strömung ließ nicht von ihm ab, drängte ihm ihren Willen auf, ließ ihn nicht zu Atem kommen, selbst als er das erste Mal wieder den Himmel über sich hatte. Wolken, düster, fast schwarz, tanzten in seinem Blickfeld, der Geruch verkohlenden Fleisch brannte sich in ihn. Er senkte seinen Blick wieder in das Wasser, um etwas zu erkennen, denn hier draußen, inmitten von allem dem...

„Achtung!“ Ein Pfeil raste heran. Nur der dahingeworfene Schrei eines Unbekannten ließ ihn so aufschrecken, dass er um Haaresbreite dem Pfeil entrinnen konnte.

Er ließ sich wieder fallen, ließ das Wasser sein Schild sein. Pfeile prallten auf die Oberfläche, aber er war sicher, eine Art Erinnerung, die ihm sagte, dass selbst schnellere Objekte als ein Pfeil ungefährlicher werden, je tiefer man kommt. Nur musste er im Halbdunkel, das von Flammenflackern beleuchtet war, die Steine umgehen; es gelang ihm nur schwer. Immer wieder prallte er auf die von der Strömung abgenagten Ecken, unfähig, sich festzuhalten, doch das wollte er auch nicht. Er wollte nur weg.

Die Bewegung ließ ihm keine Ruhe. Hin und wieder tauchte er auf, um zu schauen, was ihn da oben erwartete. Doch noch immer waren die Pfeile gefährlich nah, der Geruch und...

Eine Hand packte ihn, zerzte an ihm wie ein Wahnsinniger. Sprudelnd wurde er aus dem Fluss gefischt. „Seid Ihr für oder gegen das Ovar?“ brüllte ihn eine Stimme an, dann wurde es dunkel um ihn. Im Schatten eines einzelnen Hauses, vermutlich Meilen von dem Ort weg, von dem er ins Wasser geworfen war, wie auch immer, konnte Seramus sich umschauen und erkannte, dass er alles verpasst hatte. Einige Ritter lagerten auf dem Platz vor einem zweistöckigen Haus. Der Keller hatte eine Tür zum Wasser hin und aus diesem hörte man Klirren und Fluchen. Teile der Rüstungen lagen verstreut auf dem Boden und die Männer beeilten sich, sie ins Wasser zu werfen.

„Für oder gegen das Ovar?“ Der Mann, dessen Stimme Seramus gehört hatte, beugte sich zu dem am Boden sitzenden Mann hinunter. „Na los. Oder sollen wir dich in den Fluss zurückwerfen?“ Er drohte nicht zu Unrecht. Auf der

Oberfläche des Gewässers sah man des Öfteren Arme und Beine vorbeifließen, auftauchen und wieder untergehen. „Wieso?“ Seramus schüttelte sich und stand auf. „Wieso ist das wichtig?“ Seine Stimme hörte sich falsch an, müde und krank. Es war etwas im Gange. „Weil das Ovpar ein widerliches Konstrukt ist, um uns zu vernichten. Es muss selbst zerstört werden!“ Die Stimme war von hinten, aus dem Schatten gekommen. Der Mann drehte sich um. „Halt doch den Rand.“

„Ich bin mit Sir Rangor geritten, um das Ovpar zu beschützen. Ich war auf dem Floß mit der Priesterin unterwegs gewesen und dann...“

„Wir haben euch angegriffen. Eure Vorhut haben wir erledigen können. Ich bin Malab. Und du wirst sterben.“ Er grinste. Seramus wirbelte herum, als er das Klicken von Metall hörte. Er griff an seinen Gürtel. Seine Klingen waren fort, vermutlich bereits Stunden weit entfernt. „Lasst von ihm ab, er kann uns hilfreich sein.“

„Du?“ Er stand auf, starrte auf die Gestalt, die in der Kellertür aufgetaucht war.

„Ich.“ Sie nickte. Ihre Augen waren noch immer die selben, auch wenn ihr Gesicht um Jahrzehnte zu gealtert zu sein schien. Er schüttelte seinen Kopf, das war doch nicht möglich. „Du hast dich also von Sir Rangor und seiner Bande trennen können?“ Sie trat noch näher heran. Er wurde den Gedanken nicht los, dass sie versuchte, seine Gefühle zu lesen. Die blanke Angst fraß sich aus seiner Wirbelsäule nach oben bis in sein Gehirn. „Ich...“ Er stotterte ratlos vor sich hin. „ich...“

„Du bist vermutlich erschöpft. Malab, bring ihm Kleidung und etwas zu essen. Er wird uns lebendig und munter um einiges hilfreicher sein, als in diesem Augenblick und Zustand.“ Sie wandte sich wieder um und ging zurück ins Dunkel des Kellers. Kurz vor der Tür blieb sie stehen, nickte und sagte mit der alten süßen Stimme, die er gekannt hatte. „Unsere Feinde sind nun auch deine Feinde geworden. Traue ihnen nicht, auch wenn sie dir etwas anbieten, das du nicht ablehnen kannst.“

Dann war sie fort und mit ihr das Gefühl, alles zu wissen, was es zu wissen gab. Malab schlug ihm auf die Schulter. „Komm mit.“

Später, inmitten der müden Krieger eines verlorenen Krieges in Kleidung, die "nur ein wenig" blutbespritzt war und in den Händen ein Stück Brot und einen Brocken Fleisch, konnte er langsam wieder aufatmen. Er war nicht tot. Das war entscheidend.

„Du hast gekämpft?“ fragte einer der dahinkauernden Fremden. Er nickte. „Ich weiß nicht, ob ich hier mitgekämpft habe, aber ein wenig habe ich mitgemacht.“ Er versuchte zu lächeln. „Ich war auf dem Floß.“ Sie schauten ihn an wie ein Überbleibsel aus einer fremden Welt. Er konnte Furcht und Abscheu erkennen, und als dies vorbei war, Verachtung. Er zuckte mit den Schultern. „Und was ist eure Ausrede?“ Er deutete auf ein Symbol, das bei einigen der Männern auf der Brust gemalt war. „Das sieht aus wie das Ovpar.“

Sie blickten an sich herab, ihn dann wieder an. „Das ist unser heiliges Zeichen. Das Ovpar muss gerettet werden!“

Er versuchte es auf die direkte Art. „Das Ovpar muss vermutlich tatsächlich gerettet werden. Deshalb ist es ja auf dem Weg nach Bramant. Dort bekommen es die Toten nicht. Aber was ihr da macht, das ist...“

„In Bramant ist es zu spät. Es darf die Stadt nie erreichen. Niemals!“ Malabs Stimme flachte wieder ab. Dann sprach er weiter.

„Das Ovpar ist durch das gefährlich, was in ihm lauert. Es ist nicht nur ein Symbol oder eine Kraftquelle, es ist“

„Ein Ei. Ja, es sieht aus wie ein Ei.“

„Nein, es sieht nicht nur so aus, es ist eines. Was auch immer darinnen ist, es ist böse. Du warst dort, du hast es gefühlt, nicht wahr?“

Er nickte gedankenverloren. „Es fühlte sich wirklich an wie...“

„Sie kommen!“ Die Schreie um sie herum wurden lauter. „Bist du für oder gegen das Ovpar?“ fragte ihn Malab und sein Blick wurde verfinsterte sich noch weiter.

„Nehmt ihn mit.“ Ihre Stimme war laut und klar und von einem inneren Klirren durchsetzt, das ihr unzweifelhaft weitere Autorität verschaffte. Die Männer nickten nur. „Euer Pferd. Kommt mit uns.“ „Wohin denn?“ fragte er. Sie wandte sich um und der Umhang der bisher ihr Gesicht halb verhüllt hatte, glitt beiseite. Er musste einen Schrei unterdrücken. Ihre Augen brannten in einem Feuer, das er bisher noch nie gesehen hatte. „Wir müssen zur Glocke. Das ist unsere einzige Chance. Nur sie hat die Macht, das Ei zu brechen und das große Übel herauszulassen.“

„Und das wollen wir?“

Sie wandte sich um. „Auf keinen Fall! Wir haben dutzende Männer verloren bei dem Versuch, das Ovpar zu bekommen. Das hier ist keine Sage, keine Geschichte, die man kleinen Kindern vor dem Einschlafen erzählt. Das ist das echte Leben, echte Gefahr. Das sind Wesen, von denen man lieber nichts hören würde. Dinge, die zu gefährlich sind, dass man Witze über sie reißt.“

Sie preschte los. Malab lachte leise. „Sie ist die Härteste von uns. Wo sie hintritt, da wächst kein Gras mehr. Ich habe noch nie eine Frau gesehen, die mit solcher Leidenschaft kämpft... als wäre ihr Leben ein einziger Krieg gewesen.“

Sie folgten ihr. Ihre Pferde hoben ihre Häupter unter dem Klang der Trommeln, die um sie herum zu dröhnen schienen. Er wunderte sich, wo seine Waffen geblieben waren. Dann kam die Erinnerung hoch: Auf dem Floss, die Klängen tief in menschliche Körper gegraben, Schreie, die unmenschlicher nicht sein können. Augen, die aufgerissen werden, dann brechen, Münder, die nach Stimmen suchen, mit denen sie nie wieder schreien werden. Er schüttelte sich, versuchte, die Gedanken loszuwerden, deutete auf die Wand, die sich hinter ihnen aufbaute und rief „Was ist das?“

Sie ritten, ohne Worte, weiter. Fort von dieser Stelle, die ihn fast das Leben gekostet hatte. Er wollte doch nur wissen, was geschah, als ein Donner die Welt um ihn zum Beben brachte. Die Pferde scheuten, wieherten, als sei etwas Wahnsinniges unter ihnen, das nur aus...

„Da ist etwas“, schrie Malab und deutete auf auf den Boden. Winzige Risse wurden sichtbar, die sich mit jedem Augenblick zu vergrößern schienen. Sand und Schmutz rieselte in die schier endlos scheinenden Spalten, die sich ihnen entgegenöffneten. „Die Erde bricht auseinander!“ Sie taumelten um die Löcher herum, aus denen nun Dampf zu steigen schien, der bis in den Himmel ragte. Glitzernde Linien, die an Saiten erinnerten, schossen in den Himmel, immer höher hinauf, bis in die Sonne, die sich düster aus dem Himmel schob. „Was geschieht hier?“ fragte er, doch niemand hörte ihn. Sie waren alle zu beschäftigt, ihre Pferde davon abzuhalten, davonzugaloppieren. Aus den Saiten wurden Fäden, Seile, Stricke, sie wuchsen in einer Geschwindigkeit, die an Magie grenzte. „Die Toten haben einen Weg gefunden!“ Malab peitschte auf sein Ross ein, das sich immer wieder aufbäumte, einen Weg durch den bald undurchdringlichen Wald zu suchen schien. Dann ein harter Schrei, der Mann fiel zu Boden. Er zuckte wie ein Besessener, dann schob sich auch durch seinen Körper einer dieser grotesken Fäden und wuchs mit jedem Augenblick. Unfähig, seinen Blick davon abzuwenden, packte er es, wurde dann nach oben mitgerissen und verschwand kreischend in der Weite des Himmels.

Er ritt davon, den Kopf voller Bilder, die er nicht einordnen konnte, die Schreie der Männer hinter sich im Ohr. Er wurde eines anderen Reiters gewärtig, der zu ihm aufschloss. Sie war es. „Sie kommen. Die Wesen aus der Unterwelt. Sie wollen das Ei öffnen!“ Er wollte sich umdrehen und ihr ins Gesicht blicken, doch sie schien so weit weg zu sein, dass er es sich nicht traute.

Er erwachte, den Rücken voller Schmerzen, Steine, die sich in sein Fleisch bohrten, den Mund voller Blut und Staub. In der Ferne sah er sein Pferd davonreiten, sie hatten den Zügel in der Hand und ihm fiel das Wort wieder ein, das er oft genug gehört hatte: „Schande auf dich, wenn du dich 2x verarschen lässt.“ Er stand auf und wischte sich den Schmutz von der Kleidung. Dann folgte er ihnen.

XXII

Neru konnte die anderen nicht hören, sie schienen fern und nah gleichzeitig vor und hinter ihm zu sein, es war mehr ein

Tapsen in den verschiedenen Gegenden dieses düsteren Stockwerks zu sein. Er grübelte, während sein Atem durch ihn hindurchrauschte, wie lang G11 noch existieren würde. G10 war tot, vermutlich. Er fühlte einen Hauch von Schuld, seine Familie zurückgelassen zu haben. Doch hätte er sie mitnehmen können? Nein, es wäre zu... und außerdem, wer konnte denn ahnen, dass... Bilder blitzten auf und erleuchteten seinen Weg. Eine Hand schlug ihn auf die Schulter. „Du schluchzt wie ein kleines Kind“ Leutnant Sposka. Mit einer zornigen Bewegung schüttelte er ihre Hand fort. „Familie verlassen auf einer Mission in den Tod?“ Er wirbelte herum, die Faust erhoben. Sie trat ihn. Der Schmerz überwältigte ihn, der sich von seinem Magen aus in alle Richtungen ausbreitete. Ihre Faust war schnell und effektiv. Sein Gesicht fühlte sich innerhalb von Sekunden an wie eine Tomate, die von allen Seiten geschlagen, zermatscht wird. Tomate, was für ein Wort...

Er bäumte sich auf, schlug zurück in die Finsternis, die um ihn herum Wellen warf, traf nicht. Als wäre seine Gegnerin fähig, ihn zu sehen, doch das war nicht möglich... sie schlug erneut zu. Trat zu. Lises ihren heißen Atem über sein übel zugerichtetes Gesicht fließen. „Du wirst hier sterben. Wie Max. Dein Grab wird hier sein, auf ewig wird dein Geist in dieser Ebene umherwandern.“

Sie richtete sich auf, brüllte gegen den nahenden Untergang an, kreischte ihre geifernde Wut hinaus in die Weite. Tiere rollten sich im Schlaf umher, ließen ihre spinnendürren Beine zucken, als wären sie zu Alpträumen fähig. „Max“ sein Mund schien vollzubluten. Er beugte sich vornüber und spuckte aus. „Max“ Sie trat ihn wieder. „Max. Mein Verlobter, der einzige Freund, den ich je hatte. Du hast ihn gezwungen, nach unten zu gehen, in sein Verderben. Du und diese, diese Hexe, mit der du erneut nach unten gekommen bist. Oben sterben Menschen, doch du feiges Lebewesen, du Schleim, du Kröte, du...“ sie überwarf sich. „Ich werde dich hier unten liegen lassen, wie du ihn hast liegen lassen. Er hat sich in das Haus geschleppt, in dem wir vorhin waren, hat einen letzten Spruch gesandt und ist dann verreckt. VERRECKT!“ Max, wer war das? Nerus Gedanken quälten sich durch die Abgründe seiner verdrängten Erinnerungen. Ein Bild kam herangeeilt. Ein junger Mann, gerade erwachsen geworden, die Augen in Angst getränkt und genau im falschen Augenblick von der Panik überrascht. Dieser kleine Mann... er konnte es nicht sein. Denn der hatte überl... ein Hieb auf seinen Nacken ließ zerstörte die Reste seines Bewusstseins.

Gestalten eilten, jede einzelne für sich, in ihren eigenen kleinen Universen, durch die „Nacht“. Salara stürzte, rappelte sich wieder auf in der Hoffnung, dass sie nichts verloren hatte. Notna und Jamses, jeder den anderen in Hörweite, stampften, die schweren Waffen in ihren Händen schmerzten bereits, ebenso wie nun erneut Leutnant Sposka, ihre Hände grimmig in die Seiten gestemmt, doch ein Grinsen von teuflischen Ausmaßen im Gepäck, das niemand sehen konnte. Die Tiere waren unruhig geworden, doch noch immer lagen sie herum, bewegungslos wie Bäume, die auf den Wind warten. „Vermutlich brauchen sie wirklich das Licht“, sagte sich Salara und wunderte sich, dass sie keine Erinnerung mehr zu haben schien, Erinnerungen an damals. Sie konnte sich an Therapiestunden erinnern, an die Schmerzen, die sie nach der Operation hatte, doch das, was vorher geschehen war, war mehr Wahn als echtes Erkennen. Sie hielt an einem der Bäume, große Objekte, die weit in den Himmel ragten. Sie erinnerte sich an das Gefühl, als sie die dicke Rinde mit den Händen berührte, dass sie das letzte Mal, mit mehr Zeit, als sie gebrauchen konnte, diese Objekte, von denen sie vorher nur in Büchern gelesen hatte, während sich fragte, ob für sie richtig entschieden worden war, dort oben, unter tausenden von stinkenden, nein, sie schüttelte den Kopf, sie musste da oben leben, auf den höheren Stockwerken, um ihren Dienst zu tun. Sie hatte keine Zeit, darüber zu sinnieren, was falsch war, was ein besseres Leben gewesen wäre. Hier unten zu leben, unter diesen Tieren und vielleicht einige Jahrhunderte früher, als sie noch kleiner waren, diese Dinger, keine Mutanten von fantastischen Ausmaßen. Szenen begannen sich in ihrem Kopf abzuspielen, so dass sie ihn schütteln musste, um wieder klar zu sehen. „Neru?“ fragte sie laut in die Finsternis. Keiner antwortete. Sie war allein, allein unter diesen Lebewesen, die sie schon einmal... doch das war nicht das Schlimmste. „Hier vorn!“ brüllte Jamses und Salara, dankbar für den Hinweis, für ein Ziel, hob ihren Kopf und folgte der Stimme.

Es war ein noch finstere Tor als die Welt um sie herum. Die Schwärze ließ sich förmlich schmecken, aber wo war Neru. Ein Licht flammte auf, schoss in breitem Strahle aus diesem mechanischen Mund, beleuchtete Menschen und nun auch wieder Tiere, die aufgeschreckt durch den plötzlichen Tagesbeginn in Bewegung gerieten. Dutzende Facettenaugen blinzelten wütend durch die Nacht, vor ihrer Zeit geweckt. „Ist das der Eingang“, schrie Sposka. Jamses brüllte zurück. „Das hier ist nur eine Art Bahnhof: Der Weg nach G12 ist einige Stunden weg. Wo ist Neru?“ Sposka schubste ihn beiseite. „Vermutlich hat er sich verlaufen“, sagte sie ihm keuchend, während das Team sich ins Innere des Gebäudes flüchtete. „Weg?“ fragte Salara.

„Ist er hier? Nein!“ Leutnant Sposka drehte sich um die eigene Achse. „Ist er hier irgendwo? Ich sehe ihn nicht.“ Jamses trat näher und flüsterte „Wir müssen weiter.“ Salara schüttelte den Kopf. „Nein... wir brauchen ihn.“ Sie setzte sich auf einen Stuhl, der so mutterseelenallein auf weiter Flur stand, dass er schon gar nicht mehr real schien. Hinter ihr blitzten

metallene Streifen, Linien auf, die im Hintergrund verschwanden. Eine eiserne Maschine, staubflockenbehangen, wartete im hinteren Teil der Halle auf seine Gäste. „Mit einer ähnlichen Maschine sind wir damals gefahren. Glaub ich.“ Salara schüttelte den Kopf. „Aber wurden Sie damals nicht hier oben verletzt?“ fragte Notna. Salara hob ihren Blick. „Ich... ich weiß es nicht mehr.“ Sie hob ihre Hände vors Gesicht. „Es ist so lang her. So viele Menschen sind gestorben.“

James trat näher. „Wer ist Max?“ Salara hob ihre Augen. „Wie meinen?“ Er zuckte mit den Schultern. „Die Frau Leutnant hat da was erwähnt, aber...“ Sposka trat näher heran. „Max?...ich...“ Salara starrte auf den Boden. „Da war einer... glaub ich.“

Notna trat an sie heran. „Salara, wir kennen uns schon lang. Habt ihr keine Listen gehabt? Gelesen oder sowas?“ Sie zuckte mit den Schultern. „Ich... ich wollte alles nur hinter mir haben. Wirklich... ich...“

Ihr Gedanke riss sich los und flog in die Ferne, in eine Welt, die aus Blut und Schmerz zu bestehen schien und dann noch weiter zurück, wie ein Film, rückwärts, sprunghaft, mit Wortfetzen bespickt. „Max...“ Ein Mann, der vor einem Bildnis kniet, der Rücken voller Blut, den Kopf hin- und herschwankend, die Stimme einer Frau, ihre eigene, „Max, los, wir dürfen keine Zeit verschwenden.“ Es klickt. Salara blickt auf, das Dunkel einer Mündung füllt ihr Gesichtsfeld aus. „Salara, du und Neru, ihr habt als einzige überlebt. Damals habt ihr ihn...“ Sposkas Gesicht zuckte nervös, ihre Augen schienen sich verselbständigt zu haben; Salara fühlte förmlich das schwache Keuchen der Waffe auf ihrer Haut. „Jetzt? Wir sind alle hergekommen, um jetzt zu sterben?“ fragte James. Salara war fixiert, fühltesich wie in einem dieser Experimente, die eine Maus einer Schlange vorsetzt; sie war hilflos. „Werden wir jetzt sterben?“ fragte James erneut. Sposka grinste. „Ich weiß nicht. Ich...“ Der Lauf der Waffe begann fast unsichtbar zu zittern. „Ich...“ Sie brach ab. Auf ein Geräusch hin wirbelte sie herum. Notna versuchte, die Wucht bremsen, doch seine Hand glitt fort und der Stahl traf seine rechte Schläfe. Wortlos brach er zusammen. James stürzte zu ihm hinüber unter dem wachsamem Auge der Soldatin. Salara wich zurück. Erneut hatte Sposka sie ins Auge gefasst. „Du müsstest... du wirst... hier sterben.“

Schreie und Stürze aus der Ferne. Das Donnern von Schüssen, das durch die engen Behausungen dringt... eine Wand, die bebend nachgibt. Kreischen von zerfetzten Pfoten, Körpern, wahnsinniges Lachen und immer wieder das Hämmern von Schlagbolzen auf Patronen; Mini-Explosionen, die sich so anhören, als wäre jede einzelne ein Weltuntergang. „Der verbliebene Zwilling“ flüstert James. Notna stöhnt. Sein Gesicht verwandelt sich in ein dumpfblaues Stück Fleisch. „Immer... auf... die gute Seite. Mit... Respekt, das war nicht nötig.“ „Und was wollen Sie nun tun?“ Fragte James, während er die Soldatin mit ängstlichem Blick bedachte. Sie reagierte nicht. Nun trat auch er näher. „Was wollen Sie hier?“

„Ihr sollt sterben. Ein Opfer für meinen toten...“ Sie stoppte, schob die Augenbrauen nach oben, „Liebsten.“ Die Luft wurde von einem Klirren erfasst, das der Aufprall von Projektilen auf Stahlbeton mit sich bringt; faustgroße Löcher, mit Gewalt in die Wände gestanzt, ließen die Struktur erbeben. „Leutnant!“

Sposka wirbelte herum, die Finger tanzten am Abzug. „Ich bins.“ Sie trat der Stimme entgegen. „Max? Bist du es?“ Im Hintergrund beugte sich James über die beiden Niedergestreckten; während er etwas murmelte, glitten unsichtbare Türen zur Seite, ließen eine Art Ausgang entstehen; Schienen, die sich mit fast magischer Präzision in den Abgrund zwängten. Unfähig, dies alles zu erblicken, fixiert auf die Stimme, die ihren Namen zu rufen schien, denn... „Du bist du tot?“

Eine Hand, von getrocknetem Blut bedeckt, so dass sich glitzernde Flocken lösten, hielt sich im Türrahmen fest. Sposka trat näher. „Max!“ „Sie sind doch wahnsinnig!“ Sie wirbelte herum, die Waffe nun auf James gerichtet, der seine Hände, zu Fäusten geballt, erhoben wie eine dieser Preisboxer aus den alten Filmen, hin und her schwang. „Du Idiot!“ Salara bewegte sie zaghaf, flüsterte diese Worte nur, „du dummes Kind.“

Hände hielten Sposka fest, umfassten sie von hinten, vorbei an ihren Schultern, im Versuch, die Waffen zu packen, sie nach oben zu reißen, unmenschlicher Kraftaufwand. „Neru!“ Salara lächelte, doch ihr Blick änderte sich, als sie erkannte, dass sie nicht außer Gefahr waren. Sein Gesicht hatte die Form eines zerschlagenen Eies angenommen, fast war sie geneigt, Schuhabdrücke zu erblicken.

Neru musste die Kräfte eines Bären oder anderen Wesens aus der Vergangenheit angenommen zu haben, denn Leutnant Sposka schaffte es nicht, ihn abzuschütteln. Vom Schock, diesen verachtenswerten Menschen nicht draußen auf dem Boden herumkriechen zu sehen, oder zumindest das Gefühl zu haben, er sei unter die Hufen mutierter Riesenkühe oder anderer wilder, früher domestizierter Wesen gekommen. Genauer gesagt, der Schock, dem sich Leutnant Sposka

ausgesetzt sah, lag jenseits ihrer Vorstellungskraft.

„Max“ Nerus Lippen knackten leise „Max lebt. Er...“ Sposka riss sich los, die Waffe schoss nach vorn, weggedrückt vom Aufprall auf die Erde, denn dort landete sie, Notna packte das Gewehr und hielt es fest. „So nicht.“ Sein Gesicht sprach Bände.

„Max.... lebt?“

„Nein... er ist tot!“ Sposka hatte den Atem angehalten, presste ihre Worte aus der Tiefe hinauf in die Luft, um ... „das kann nicht sein.“

„Doch, wie Notna sagt...“ Salara versuchte, sich aufzurichten, doch die Kräfte, die sie auf den Boden zurückholten, waren übermächtig. „Es... ich weiß nicht.“

Neru fühlte, wie sich die Muskeln der Soldatin verhärteten, er konnte erkennen, was sie vorhatte und versuchte, dagegenzuhalten, doch schlussendlich warf sie ihn über ihre Schulter, als wäre er ein Sack Mehl oder Sand oder einfach ein Spielzeug, dessen sie überdrüssig geworden war. Sie konnte nicht anders, als auf die Knie zu fallen, die Augen zur Decke gerichtet. „Was...“

Neru richtete sich auf, fühlte, wie die Knochen in seinem Körper an den richtigen Platz zurückwanderten; zumindest kam es ihm so vor; und sagte kein Wort. Sie schwiegen. Ein Donnern erschütterte die Welt. Sposka richtete sie auf. „Lüge!“ brüllte sie und warf sich auf die Waffe. Notna erwartete sie.

## XXIII

Tief in den Eingeweiden der Nacht folgte Seramus, der nun seinen Namen wieder kannte, woher auch immer, einem Licht. Es schien immer genau dort zu sein, wo er nicht war, entzog sich seiner Fähigkeit, es zu fangen oder noch wichtiger, zu wissen, wo er war. Hin und wieder prallte er auf einen Baum, dann blieb er an einem Busch hängen, der träge auf dem Boden stand gleich einem Stein, genauso hart und unnachgiebig, ein Trotz von schier unendlicher Zeit. Er suchte zumindest einen Weg.

Seramus wusste, dass er nun nah dem Ziel sein musste, denn die Bewegungen des Lichts wurden plötzlich langsamer und statt der nächtlichen Geräusche, die ein Wald von sich gibt, ein Knacken und Schnarren, Tiere, die von nah und fern ihre Botschaften von sich geben und... das eigene Keuchen, sie wurden weniger.

Er stieß durch das Dickicht und sah... wie aus heiterem Himmel, eine Karawane, die sich heulend und klagend einen Weg durch die Finsternis bahnte, gleich einem Trauerzug oder noch schlimmer, Gefangene auf dem Weg zum Schafott. Er zuckte mit den Augen. Hier war kein Mensch, der sich mit Waffen auskannte, es waren mehr oder weniger ausschließlich alte Menschen in rohen Kleidungsstücken, zerfetzte und wieder zusammengenähte Kleider, Hosen, dicke Hemden, die einstmals einem besseren, höheren Ziel gedient hatten als jenem, schmutzstarrend unterwegs zu sein. Seine Neugier brachte ihn nah heran. Sie blickten nicht auf, starrten auf den von Schatten durchzogenen Boden, auf ihre eigenen Füße. „Ist hier jemand, der sprechen kann?“ Seine Stimme scholl über ihre Köpfe hinweg, wie Wasser über Steine, mit genau derselben Reaktion: keiner. „Bitte. Ich muss nach Bramant!“

„Mein Kind“ die Stimme war düster und von einem melancholischen Knacken durchzogen. „mein Kind. Wir alle müssen nach Bramant.“ „Wer war das?“ Seramus wirbelte herum, die Gestalten wanderten unbeeindruckt weiter. „Ich.“ Eine Hand fuhr aus der Masse heraus und zerrte ihn tief in die wandernde Gemeinschaft. „Ich... kenne euch nicht.“

Verwirrt ließ die Person Seramus los. Der Mann taumelte zurück, als hätte man ihn aus einem Traum geholt, um ihn danach noch tiefer hineinzuprügeln. Es schien so, als könne nichts auf der Welt ihn soweit aufwecken, um

„Komm mit uns, Seramus.“ Die Stimme erscholl wieder, diesmal aus einer anderen Richtung. Er war sich unsicher, was hier geschah, denn diese Menschen waren mehr als unfähig, ihn in irgendeiner Art und Weise zu zwingen, ihnen zu Willen zu sein. „Bramant. Es wartet. Bramant, es wartet auf dich!“ Hände wurde zu Fäusten, Hämmern, Keulen, Äxten.

Schläge prasselten auf ihn ein Hieben Stücke aus seinem Körper gleich einer Statue aus Fleisch, die er zu sein schien. Immer wieder versuchte er sich aus den Fängen zu befreien, ohne Erfolg. Die Schreie wurden immer lauter, bis ihn ein Hieb nach draußen beförderte.

„Die Sonne steht hoch. Ihr solltet in den Schatten gehen, findet Ihr nicht auch?“ Eine Stimme so sanft wie der Regen, der letzte Nacht über sie gekommen war, sie, eine Gruppe von Pilgern, in deren Mitte er sich befand, eine Gruppe von mehr als mitfühlenden Erwachsenen und Kindern, in der Ferne ein Wagen, auf dem die Nahrungsmittel für die mehr als 50 Leute gelagert waren, misstrauisch betrachtet von einigen Soldaten. „Sie verdienen Geld mit unserer Unsicherheit“ hatte eine Frau geflüstert, bevor sich ihr Blick dem seinen anschloss, sich zu Boden richtete. „Sie denken daran, dass sie ihr Geld verdienen, wenn sie uns nach Bramant geschafft haben.“ kicherte eine Alte, bevor sie unter dem giftigen Blick ihrer Nachbarin, mindestens genauso alt wieder zum Schweigen gebracht wurde.

Die Erde bebte wieder. Seramus erinnerte sich daran, dass die Schläge bereits vor einigen Stunden angefangen hatten, dann immer dichter wurden. „Es kommt“ sagten die einen, leise, die anderen murrten nur und sagten nichts weiter, sondern stampften auf den Boden, als müssten sie sich abstützen, um nicht in die bodenlose Leere zu stürzen, die sich jederzeit auftun konnte. Seramus fühlte, wie die Verwirrung, die in in den letzten Stunden unglücklicherweise verlassen hatte, wiederkehrte. Er fühlte, dass er nicht einmal wusste, wo er war, noch was er tat oder warum er es tat. Er sah die Menschen um ihn herum, aber sie schienen so fremd, so falsch an diesem Ort zu sein, wie er selbst.

Er wollte die Sache schnell hinter sich bringen, wenn er gewusst hätte, was „die Sache“ war. Er war hier, hier in dieser Welt, zu der er augenscheinlich nicht gehörte, trug Kleidung Fremder, hatte Wesen getötet, sogar Menschen, doch es fühlte sich so natürlich an, so klar, dass er nicht einen verdammten Moment überlegt hatte, was er hier machte. War er nicht aufgewacht irgendwo im Wald? Er hob seine Hand und fühlte noch immer Reste des Aufpralls, den irgendein Objekt seinem Schädel angetan hatte... noch bevor er auf die Snalus getroffen war, auf die Frau, diese Frau... an deren Namen er sich nicht mehr erinnern mochte; tatsächlich flossen alle Gedanken fort und er versuchte sie einzufangen. Er kam sich vor wie in einem... er wagte nicht, es auszusprechen.. Traum. Doch dann fingen die Schmerzen wieder an...

„Hey, was tust du?“ fragt er und ich fühle, wie sich die Stimme in meinem Kopf verselbständigt hat. „Wie... meinst du das?“ frage ich zurück, finde das so lächerlich, dass ich lachen möchte, doch die Musik, die durch meine Kopfhörer dröhnt, ist leise genug, dass er weiterbrabbeln kann. „Was tu ich hier? Was ist deine Intention?“

„Äh“, sage ich nur, „es ist nicht deine Aufgabe, mich herauszufordern. Ich weiß schon... was...“

„Du weisst gar nichts. Ernsthaft.“ Seramus klingt böse und ich weiß, was er meint. Aber zwischenzeitlich gebe ich mich schulterzuckend. „Du bist auf dem Weg nach Bramant, um...“

„um was zu tun? Das Ovpär zu retten. Du erzählst keinem Menschen was. Was ist mit den Leuten, auf die ich getroffen bin? Du benutzt keine Namen mehr, weil sie... dir nicht mein einfallen?“

„Ich bin ein guter Erzähler!“ bricht es aus mir heraus. „Ich... versuche nur, nach den Regeln zu spielen.“

„Deine Regeln interessieren mich nicht. Eigentlich wäre ich schon aus Langeweile gestorben. Hier passiert anscheinend nichts, und das versuchst du durch Dialoge und andere Sachen auszugleichen.“

Ich versuche, ihm mit der Faust zu drohen, aber ich weiß nicht, wohin ich deuten soll. „Wer bin ich?“ fragt Seramus und ich versuche nicht zu grinsen. „Du bist etwas besonderes.“

„Das bringt mir nichts. Bring die Sache zum Abschluss... oder nicht.“

Seramus erwachte aus seinem Traum und seine Füße fühlten sich an, als wäre er ohne Schuhe über stählerne Böden gelaufen, blutig. Worte hallten in seinem Kopf, genauso schwarz wie die Lücken in seiner Erinnerung. Er drohte, sinnlos, dem Nachthimmel, bevor er weiterwanderte, allein mit Gedanken, die nicht die seinen zu sein schienen.

Niemand bemerkte die winzigen Risse, die sich unter seinen Schuhen auftaten und wenn, dann hätten sie es ignoriert. Es war die Finsternis, die alle befallen hatte; sich zurückzuziehen als einzige Alternative zu einer Welt, in der sie nicht wussten, was sie zu tun hatten. Das einzige war: Geh nach Bramant.



Sie hörten das Traben der Reiter, als diese bereits so nah waren, dass man den Schweiß ihrer Pferde riechen konnte und das Blut, das auf den Rüstungen der Reiter lag, angetrocknet. „Seramus!“ brüllte einer der Männer. Er hielt den Kopf gesenkt. „Seramus, wir benötigen eure Hilfe!“

Der Wagen hielt an, die Pilger, denn mehr als das waren sie nicht, verharrten auf der Stelle. „Wo ist Seramus?“

„Wir kennen keinen solchen Mann!“ erlaubte sich einer der Pilger zu sagen und erhielt dafür einen Tritt mit dem besporteten Stiefel eines der Reiter. „Sollen wir wirklich alle töten?“ fragte ein anderer laut. „Vermutlich. Wir können nicht erlauben, dass sie wissen... dass... sie...“

Er hatte sich umgedreht und war mit offenem Blick auf sie hingetreten. Die Reiter blickten sich an und nickten vorsichtig. Der Hieb kam aus dem Nichts. Die Finsternis folgte auf dem Fuß.

Äonen kamen und gingen. Bilder von Bäumen tauchten auf, die von einem Samen in der Erde bis zum Niedergang, zum schwarzen Stumpf durch die Zeit wanderten. Menschen kam und gingen, auch sie von der Jugend bis zum Karren, der ihre vergangenen Leiber durch die Gegend rollte; und über allem, über all jenem das weiße Ovar, glänzend, fast strahlend, eine Art Gottheit, angebetet von Generationen, dann, in einem Akt der Rache, ein Erdbeben oder besser, eine Handvoll Gelehrter und Sklaven, mit Schaufeln, Stangen bewaffnet, die Welt um dieses Ding zu erleichtern. Zu spät wurden die Priester, jene Wesen aus Welten, die niemand gesehen hatte, dessen gewahr und mit Schreien ging ihre Macht von dannen. Zurück blieb das Ovar, vergraben, während die Welt da draußen in Feuer und Asche verging und ein neues Volk aufstand aus den kümmerlichen Resten der einst so mächtigen Völker, schwächer, aber anpassungsfähiger, das die Kraft der Menge erkannte und es sich zu nutzen machte. Dafür waren Bilder notwendig, tief in den Köpfen der Menschen versteckt. Das Ding, das einstmal Ovar genannt worden war, musste nur warten, bis, ja, bis der letzte seiner Feinde verstorben war. Dann begann es erneut, seine unheilvollen Kräfte auszustrecken, bohrte sich durch Lücken und winzige Risse nach draußen und dann, als hätte man nur darauf gewartet, erreichte es den ersten Verstand, der sich ihm völlig auslieferte.

Qualvolles Erwachen. Seramus fühlte sich so furchtbar wie noch nie hier... hier in dieser Welt, deren Namen er erst gelernt hatte. Der Schmerz kam aus seinem Gesicht und während er seinen Körper befühlte, in der Hoffnung, dass nichts gebrochen war, öffnete er die Augen. Er lag auf dem Boden, um ihn herum das dumpfe Geschwätz von Männern und Frauen. Er fühlte alle Blicke auf sich liegen.

Dann öffnete er die Augen.

„Er ist erwacht!“ sagte ein kleines Kind, nahm einen Stein und warf ihn ungeschickt. „Sünder, wie konntest du nur!“ eine Frau packte den Kleinen und zerrte ihn in ein Haus. Niemand sonst bewegte sich. Die Sonne stand hell und klar, bis auf... „Ein Zauber liegt auf dieser Welt! Die Sonne ist dunkel geworden! Sehet, der Untergang ist nah!“

„Schnauze, Priester. Wir haben keine Zeit für dein Geschwafel.“ Der Mann im dunklen Gewand wurde hin- und hergeworfen und erhielt einen Tritt in den Rücken, so dass er neben Seramus auf den Boden prallte. Ächzend richtete er sich auf. „Und doch!...“ er spuckte Dreck aus, „und doch habe ich recht!“

„Er ist erwacht.“ sagte jemand und sie zerrten Seramus nach oben. Nun konnte er, so er den Dreck aus den Augen wischte sehen, dass er in einem kleinen Dorf war, so klein, dass er mit einem Blick alle Häuser erfassen konnte, es waren 8. Vermutlich war die ganze Gegend aufgebrochen, um ihn zu sehen. „Nur 2 Tage bis Bramant.“ teilte ihm eine Stimme mit. Er wandte sich um. „Du?“ fragte er. Sir Rangor versuchte zu lächeln, doch es musste ihm ausgesprochen schwer fallen, dies zu tun, denn sein Kopf war mit einer dicken Bandage umwickelt und sein Kiefer war merkwürdig verschoben. „Sir Rangor, was ist...“ Der alte Ritter hob eine Hand. „Wir reden später. Wir müssen uns beeilen.“ Pferde donnerten vorbei, der Staub legte sich über die ganze Gemeinschaft. „Die Toten haben das Ovar!“ teilte er grimmig mit und deutete auf eines der Rösser. „Wir haben lang nach dir gesucht!“ Schmerzen durchliefen sein Gesicht. „Wir brauchen deine Fähigkeiten... glaube ich.“ „Ich habe Dinge gesehen, Sir Rangor, das...“

Er erhielt einen Hieb auf den Rücken, der metallene Klang einer gezogenen Waffe hinter ihm. „Wir besprechen das später, mein Junge. Kommt, oder möchtet ihr hier sterben.“ Der letzte Satz enthielt eine beißend scharfe Note, so dass er sich bemüßigt fühlte, der Anweisung zu folgen. „Reiten wir.“ Er schob sich vorsichtig in den Sattel eines der Pferde, hörte das knackende Nicken eines Kopfes hinter ihm, Sir Rangors und dann setzten sie sich in Trab. Noch immer

brummte ihm der Kopf und er musste sich bewusst festhalten, sonst wäre er heruntergefallen; zumindest glaubte er, dass er sich mehrfach aufrappeln musste. „Abspringen verboten“ knurrte Sir Rangor, „Ihr habt uns verraten.“

Seramus schüttelte den Kopf. „Ich? Ich... nein. Niemals.“

„Ihr wart auf dem Floß. Es kam nie an. Im Fluss waren mehr Leichen als man zählen konnte, Ihr wart nicht darunter.“

Seramus nickte. „Ich, ich habe gekämpft, glaube ich.“ Er starrte auf den Boden, der sich noch immer krampfhaft zu erheben suchte. „Ich landete irgendwie im Wasser und dann, später, hat man mich gerettet. Zumindest glaube ich das. Und seitdem ist alles noch schlimmer geworden als vorher.“

„Schlimmer? Davon könnt Ihr ausgehen. Wenn das Ovpar und die Priesterin in die Hände der Toten fallen...“ Sir Rangor spuckte aus. „Es waren Menschen, die uns angegriffen haben. Ihr seht das falsch, es wäre vernünftig, wenn Ihr dem Ovpar nicht so sehr vertraut, wie Ihr.“ Ein Schlag auf den Rücken. Seramus beugte sich gegen den Schmerz an. „Ich habe euch vertraut und nun seid Ihr gegen mich. Wir konntet Ihr nur.“

Durch den Schmerz hörte Seramus seine Stimme. „Ich... habe euch nie verraten. Euer blinder Glaube führt euch und mich in den Tod.“ Der alte Mann antwortete mit einem lauten Lachen. „Und Ihr glaubt, Ihr könntet mich mit schönen Worten überzeugen.“

Das Pferd wieherte laut, als es auf die weißglühenden Stacheln traf, die noch immer, wachsend, auf den Himmel trafen, die Erde in ein verwirrtes Tier verwandelten. „Wir müssen herum.“ Sir Rangor rief dies laut aus und ließ sein Tier weiterjagen, tiefer hinein in die beginnende Nacht. Seramus versuchte, einen Ausweg zu finden, aber... dann wieder ein „Warum?“ in seinem Kopf. Hier hineingeworfen, einem Schicksal unterworfen, das er nicht ergründen konnte, er musste einfach aufgeben. Alles trieb ihn zu einem gewissen Punkt hin, so oder so, auf die gute oder auf die schlechte Art. Er fühlte, dass das, was ihm das Ovpar nicht verraten, nur angedeutet hatte, einer Wahrheit entsprach, für die er sich entscheiden musste. Er fühlte, dass die Macht, die sich vor ihm befand, größer war, als alles andere. Und er fühlte, dass er aus einem bestimmten Grund hierhergekommen war. Seine Gedanken verloren sich im Raum, als unnahbare Stimmen seine Aufmerksamkeit suchten, an seinem Gehirn ihre Münder anlegten, flüsternd Botschaften zu überbringen suchten. Er konzentrierte sich, doch nun, als ob man sie zurückgerufen hatte, verschwanden sie. Er schaute auf. Sie standen da. Vor ihnen... „Bramant. Siehe, das Ovpar vor seinen Toren!“ Seramus strengte seinen Blick an und tatsächlich, wie ein weißes Licht in der Dunkelheit: Das heilige Objekt. „Es hat euch gerufen, findet ihr nicht auch?“ fragte Rangor, dessen Gesicht Seramus nicht sehen konnte. „Wir sind Euch gefolgt“, eine andere Stimme aus dem Hintergrund, „Ihr wusstet es nur nicht. Ihr habt eine Gabe. Seid stolz!“ Er bekam einen erneuten Stoß von hinten und landete... wie so oft, im Dreck.

„Du bleibst nun hier, du bist zu nichts mehr nütze.“ Sir Rangor lachte laut auf und ließ sein Pferd los, stürmte vorwärts in die grauen Massen. Pfeile, Dutzende, wurden angezündet, Sehnen surrten und fliegende Sterne stürmten über den Himmel. Das Knistern der Fackeln um Seramus herum wurde immer lauter, die Hitze breitete sich aus... fühlbar, denn was Seramus nun endlich erkannte war, dass die Sonne so stark an Glanz verloren hatte, dass sie nur noch dumpfweiss durch den Rauch schien... eine Art Münze, mehr dem Mond gleich, als... „Mond...“

Mond, ein Wort, das er nie gekannt hatte. Nun, gekannt schon, irgendwo erlesen, aber hatte er ihn je gesehen? Er hielt sich den Kopf. Es musste einen Grund haben, dass er so reagierte, dass ihn das Ovpar so sehr anzog. Er konnte nicht anders, als sich den Kopf zu halten, während um ihn herum streitbare Männer einen Kampfgesang anstimmten und an ihm vorbeistürmten, er dann doch den einen oder anderen Tritt abbekam. Er versuchte, sich hochzustemmen. Seine Knie gaben nach. Erneut ein Versuch und Stiefel trampelten seine Hände in den Boden. Er brüllte vor Schmerzen. Eine Lücke tat sich auf. Eine Hand reichte sich ihm. Er packte sie, ließ sich hinaufziehen. Dort, in einer bizarren Stille, erkannte er sie wieder. „Lira“ flüsterte er. „Endlich erkennt Ihr meinen Namen wieder. Es sollte mir leidtun, was mit euch geschah... dass ihr im Staub enden musstet, aber... ich musste einige Männer holen, die... nun... wie soll ich sagen: einen anderen Weg beschreiten. Irgendwann erzähle ich euch die ganze Geschichte, wenn wir das überleben. Bis dahin... bleibt zurück. Ich weiß, ihr könnt kämpfen, aber wenn ihr einmal tot seid, gibt es keinen Weg für euch zurück.“

Er nickte. Sie rief einige ihm unbekannte Worte, Befehle und erneut donnerten links und rechts an ihm Wesen vorbei und diesmal, er wagte es nicht zu sagen oder zu sehen, es waren Wesen ohne Augen und er wusste mit einem Mal, dass seine Flucht und ihre Rettung von den Snalus nicht wirklich eine echte Rettung gewesen war sondern nur das Verzögern eines Bundes, den sie vermutlich hatte besprechen sollen und es, sei es Unfähigkeit in diesem Augenblick gewesen oder

seine Sorge, die ihn zu jener kurzfristigen Reaktion, einer Rettung einer holden jungen Dame in Not gedrängt hatte... sie stanken nach Fleisch und Wut und nach Dingen, die man nicht beschreiben konnte. Er kam auf die Idee, dass sie nicht von dieser Welt sein konnten, doch auch er selbst schien nicht von hier zu kommen... wie ihm nun doch, endgültig, die Gedankenwelt umwarf: er war nicht von hier. Er war ein Wesen aus einer Welt, die dem, was er hier erlebte, keinerlei Aufmerksamkeit zu widmen schien: er war allein.

## XXIV

Sie sprang wie ein Tier, das seine gesamten Kräfte in diese Aktion gelegt hatte. Notna atmete tief ein, dann sprang auch er. Seine Augen leuchteten in panischer Ergriffenheit. Sein Fuß rampte die Angreiferin in den Boden. Doch auch er, vom Schwung der Gewalt mitgerissen, fühlte, dass der Aufprall mehr getan hatte, als sie nur davon abzuhalten, anzugreifen. Seine Knochen knackten. Dann flog auch er in Richtung Boden und beim Aufprall staubte es mächtig. Er stöhnte. „Verdammte Scheiße“ Seine Flüche waren schonmal besser gewesen, dennoch deutete alles darauf hin, dass er körperlich noch in besserer Form war als einige Jahre zuvor, denn „Komm doch, nochmal, du...“ Sposkas Stimme schien mächtiger geworden zu sein. Notna hob den Kopf. Sie schüttelte sich den Dreck von der Uniform. „Netter Versucht, Professor. Jetzt bin ich dran.“ Sie griff erneut an.

„Max lebt“ brüllte Neru und Sposka wurde ein wenig langsamer, abgelenkt von der Stimme. Ihr Augen glitzerten. „Er hat überlebt. Er wollte nur...“ Eine schattenhafte Gestalt schob sich Sposka in den Weg. „Es tut mir leid.“ Ihr Schwung war viel zu stark, so dass sie sich selbst nicht aufhalten konnte. Der Gewehrkolben war eine Art Erlösung.

„Sie fesseln? Und hierlassen? Bist du irre?“

James stemmte seinen Fuß gegen ein Stück Felsen, das in der Gegend herumstand. „Nur weil eine Art Großer Weltenerzeuger es dir eintrichtert? Was ist denn nun mit Max?“

Er deutet auf mich. Ich zucke, wie üblich, mit den Schultern. „Es wird gemacht, was ich sagen, ist das klar?“ Er hebt seine dünnen Finger und winkt ab. „Nur weil du keine Ideen hast.“ Ich schneide ihm das Wort ab. „Überraschungen müssen geplant werden. Man kann nicht einfach so sagen „tatata“ und der Rest der Menschheit wird in ergriffener Panik jubeln.“

„Müssen wir sie wirklich hierlassen?“ fragte James erneut. „Wir können sie mitnehmen, sicher, aber sie ist absolut nutzlos geworden, seit sie auf ihrer Geschichte mit Max herumkriecht. Wer passt auf sie auf?“ Neru hob die Augenbraue. Ursa trat aus dem Nichts. „Überraschung“ seine Augen waren verborgen und seine Bewegungen fahrig, als würde er schweben. „Ich passe auf sie auf.“

„Woher kommst du?“

„Ihr rennt durch die Gegend wie Hühner, während ich einen langsamen, aber sicheren Weg gehe. Nun befinden wir uns an derselben Stelle. Es wird Zeit, gemeinsam weiterzugehen.“

Sie nickten. „Fesseln wir sie, bis sie wieder zu Verstand kommt“; schlug Salara vor. „Ich hoffe, sie kommt wieder zu sich... wir verlieren sonst eine Möglichkeit, zu Überleben.“ Sposkas Hände wurden gefesselt und man zerrte sie hoch. Sie erwachte verduzt, starrte auf nach vorn. „Ihr...“ „Sollen wir dich knebeln?“ fragte Salara sanft, doch nachdrücklich. Sposka verstummte und schüttelte den Kopf. Ihre Augen schweiften hin und her und ihre Arme beugten sich vor der Last des Gürtels, der ihre Hände umschlossen hielt. „Hier vorn ist es“, James deutete auf einen halbverschütteten Eingang. Seine Ränder sahen aus, als wären sie in Handarbeit aus dem Stein geschlagen worden. Aus seiner Tiefe strahlte ein beunruhigendes Licht. Eine Ewigkeit hörte man keinen Ton, während Neru den Knopf drückte. Dann ertönte ein Klirren und eine Scheibe wurde herabgelassen, von irgendwoher startete ein Strahl und malte Zeichen an das Glas. Jeder seiner Fingerdrücke wurde mit einem leisen Pling beantwortet.

„Der Weg nach G12 ist kürzer... wir fahren geradewegs nach unten. Dort... nun... ich weiß nicht, ob wir dort lebend herauskommen.“

„Ein paar Männer sind schon gestorben“, brüllte Sposka plötzlich los und Salara musste die keifende Soldatin festhalten,

sonst wäre sie schreiend in den sich öffnenden Abgrund gesprungen.

Sie trat um sich, ein knapper Treffer auf Salaras Knie, sie schrie auf. Sposka sprang lachend in die Dunkelheit. Der Aufprall kam kurz danach. Sie beobachteten die sich windende Frau. „Die Plattform war wohl schon knapp unter der Sichtlinie“, sagte Neru. Sein Grinsen war müde.

„In den Fahrstuhl, schnell.“ Hände wurden gereicht, Hilfen gegeben... „Was ist das?“ fragte Jamses, als das Licht erwachte und ein Schatten sich über die Landschaft hinter ihnen legte. „Schau dich nicht um... es ist...“

Die Plattform schoss in die Tiefe. „Der Drache.“ Notna nickte. Jamses begann zu keuchen. „Was tut er?“ „Er folgt uns“. Neru grinste noch immer. „Aber wieso?“ „Ich weiß es nicht. Vermutlich folgt er nicht uns, sondern unserem kleinen Freund, der sich bereits auf G12 oder schlimmer, auf G13 befinden könnte.“

Der Druck der Gravitation ließ ein wenig nach. „Immerhin kann mein Magen wieder etwas zu sich nehmen“, ließ Notna verlauten und öffnete einen der Rucksäcke. Die anderen nickten. „Wie lang sind wir eigentlich schon unterwegs“, fragte Jamses, während er sich umschaute. „Neru starrt auf seine Uhr.“ ließ Salara verlauten. Der Angesprochene schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht. Vermutlich sind es magnetische Turbulenzen, meine Uhr ist ausgefallen.“ Er zeigte auf das nutzlose Stück an seinem Handgelenk. Notna beugte sich kauend zu ihnen hinüber. „Wir sind seit ca. 36h unterwegs.“ Er deutete auf seine mechanische Uhr. „Etwas über 350 Jahre alt, glaube ich. Eine der letzten... ich habe sie von irgendeinem Studenten erhalten, weil er sie für Schrott hielt. Tja,“ er lehnte sich zurück, „nicht immer heißt neu, dass es besser ist. Auch wenn ich,“ er kaute genüsslich, „eher ein Freund des Fortschritts bin...“

„Was machen wir, wenn wir in G12 sind?“ fragte Salara. „Dasselbe wie letztes Mal, vermutlich“, teilte Neru mit, die Augen geschlossen, in Gedanken versunken. „Wir bleiben unter dem Radar und hoffen, das wir nicht zuviel Aufregung verursachen.. je nachdem, ob man bei künstlichen Lebensformen von Aufregung sprechen will, sie sind halt mehr oder weniger das Gegenteil von progressiv.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Ursa, die Augen starr auf Sposka gerichtet, bereit, die Waffe einzusetzen, die er sich heimlich genommen hatte.

„Wir leben jetzt fast 350 Jahre hier unten... und sie haben laut unserer Forschung keine Weiterentwicklung durchgemacht, seit sie ein gewisses stabiles Level erreicht haben. Es gib die großen Roboter, die größer sind als ein Haus auf der oberen Ebene und... es gibt die kleinen Roboter, die sie wohl benutzen, um lästigen Schmutz zu entfernen... oder sowas in der Art.“ Neru zuckte mit den Schultern. „Sie leben von der Hitze, die aus dem Erdkern aufsteigt, zumindest vermuten wir das. Wir ich schon sagte, sie sind etwas verschlossen und unsere Berichte sagen immer dasselbe aus.“ Er lächelte müde.

Salara hob ihren Kopf. „Damals sind wir mit Mühe und Not bei den Herrschaften aufgetaucht, verletzt und auch andere Dinge, doch wir mussten uns kaum wirklich fürchten, denn sie sehen uns nicht direkt als Feinde an, sondern eher als Eindringlinge, die man studieren könnte, wenn man nicht bereits alles von ihnen wüsste. Solang man keinen großen Schaden anrichtet und schnell wieder verschwindet, ist man eigentlich sicher. Eigentlich... so ein Hochhaus in Bewegung ist eine Sache, die man nicht gerade schnell vergisst, wenn es neben einem in den Boden donnert. Und die Kleinen, nun... sagen wir so: sie sind flink und kaum dümmer als eine dieser alten Stubenfliegen. Sie machen einem keine Angst, aber sie sind die Gefährlichen. Ein Schwarm von diesen Wesen kann dich in deine Einzelteile aufspalten, bevor dein Gehirn es mitbekommt. Du willst den Mund auf tun, um zu schreien, aber da ist kein Mund mehr, und keine Augen und kein Gehirn, nur noch die letzten Überreste einer Erinnerung... und das Licht am Ende des Tunnels ist nur eine Art Verbrennung. Wir müssen schnell nach G13, um ihn aufzuhalten. Ich vermute aber, dass es zu spät ist.“

Ursa wandte seinen Blick nicht von der Stelle, fixierte Sposka weiterhin. „Wie meinen Sie, zu spät?“

Salara schwieg. Dafür redete Neru.

„Wenn er G12 überwunden hat, wie auch immer, dann hängt alles davon ab, ob er die Kombination für G13 kennt. G13 hat, nicht wie die übrigen Etagen, eine Standardkennung mit entsprechenden Passwörtern, sondern sie reagiert auf sensorische Erkennung. Grundsätzlich kommt dort jeder durch, der die anderen Abteilungen überstanden hat, aber...“

Notna trat näher heran. „Sie meinen, da er Kontakt mit dem Drachen hatte, ist dies möglich?“ Neru nickte. „Da unten ist etwas anders. Wie soll ich es beschreiben? Wir haben zu viele Männer verloren, um nach unten zu kommen, aber, sobald wir an den mechanischen Wesen vorbei waren, war das auf groteske Art und Weise egal, gleich, es...“ er starrte auf Sposka, die mit ihrem Blick eine Legion Soldaten hätte auslöschen können, „es tut mir leid, Leutnant... wir waren nicht mehr viele, nur ein paar, kaum eine Handvoll, die es nach dort unten geschafft haben. Dort unten müssen im Laufe der Jahrhunderte Experimente stattgefunden haben, die wir uns nicht mehr vorstellen können. Stellen Sie sich vor, schwebende Steine. Wände, die atmen und leben. Existenzen, die wir hier oben nicht überleben würden, weil sie so unbegreiflich wären, dass... ich weiß nicht. Je näher ich dem komme, desto mehr fühle ich es wieder. Meine Vermutung ist noch immer, dass der Drache, der sich von oben nach unten durch...frisst, unbedingt nach G13 will. Vielleicht folgt er auch Ja-Lib. Ach, ich weiß nicht.“ Er zuckte mit den Schultern.

„Gehe ich Recht in der Annahme, dass der Drache nicht von der Oberfläche kommt?“ fragte Notna. Sein Gesicht verwandelte sich im Licht der auftauchenden und verschwindenden Lampen in ein Meer aus Emotionen. „Das ist Blasphemie, Notna!“ James keuchte auf. Seine Augen erstarrten. „Es widerspricht all dem, was wir sind und glauben. Glauben Sie, dass wir in der Dunkelheit leben, nur weil jemand uns verschweigt, dass wir...“ Er schwieg. Der Professor lächelte müde. „Nur Gedankenspiele, mein junger Freund. Eine Kreatur, die sich, wenn befreit, nicht in die Freiheit bewegt, sondern tiefer hinein in das Gefängnis, das ihn, nein, das uns alle auf irgendeine Art und Weise beeinflusst...das hat eine Bedeutung. Wir sollten sie nicht außer Acht lassen, denn wir wissen nicht, was passiert, wenn sie dort ankommt, wo sie hin will. Dort, wo wir hinwollen. Hat Ja-Lib noch etwas anderes hinterlassen als seine Warnung?“ Er blickte auf Neru. Der Angesprochene hatte den Kopf zum Boden gesenkt, schüttelte ihn. „Nichts. Er hat nur gesagt, dass er etwas hier unten zu erledigen hat oder in der Art...“ Er rieb sich das Gesicht. Salara trat an ihn heran und legte ihm die Hand auf den Kopf. „Ich bin schuld. Ich habe...“

„Du hast dich von ihm verarschen lassen...“ zischte Sposka. Sie blickten auf, Überraschung in den Gesichtern. „Verarschen, nicht nur von ihm, sondern von denen da oben, von denen, die euch Befehle geben, die ihr einfach so ausführt, ohne Verstand, mit eurem bisschen an Rückgrat, das ihr noch habt.“ Sie spuckte aus. Sie versuchten, die Frau zu ignorieren. „Ihr habt es nicht anders verdient, Ihr Narren, ihr Vollidioten. Ihr hört, dass euer großer Star abgehauen ist, nach unten, in die ach so gruselige Finsternis, dort, wo die Schatten leben... dann flieht ihr, nein, entschuldigt, ihr stellt ein schlagkräftiges Team zusammen, um ihn zu fangen. Und dann ist der Drache schon hinter euch her und ihr vergesst, dass ihr da oben Freunde und Familie hattet, während das Ding eine Spur aus Tod und Vernichtung hinter sich herzieht. Ist das normal? Vermutlich seid ihr euch nicht bewusst, dass egal, wo dieser dumme Kämpfer nun auch ist, es absolut egal ist, weil das, woran ihr euer Leben lang geglaubt habt... oder was ihr geliebt habt, bereits vernichtet wurde. Ihr seid fixiert... aber... ihr könnt gerettet werden.“

„Gerettet... so wie du uns umbringen wolltest für deinen Exfreund...“ Neru schüttelte den Kopf, hörte das Knacken von Sposkas Kiefermuskeln. „Nein... es ist...“ er stoppte, dann nur ein Hauch hinter dem Dröhnen der Motoren, „es ist wichtig.“

Sie schwiegen, in Träumen, die ihre Vergangenheit einschlossen... eine Welt, in die sie nicht zurückkehren konnten. „Wieso so kalt?“ fragte James vorsichtig. „Wie?“ Neru blickte auf. „SO unemotional, so kalt, so unnatürlich... wir... ist denn alles, was wir verloren haben, nichts wert?“ Notna beugte sich nach vorn, starrte den jungen Mann an. „Wir haben dir dein Leben gerettet. Ohne uns wärest du da oben.“

„Wer weiß, ob der Drache sich nicht direkt nach unten durchgefressen hat, statt die Welt zu verwüsten. Immerhin, so riesig ist er nicht, dass er eine komplette Etage zusammenbrechen lassen kann.“ Salara hatte einen Finger gehoben, den sie wild hin- und herschwenkte. „Ich weiß nicht, wie groß er werden kann. Das Kraftfeld hat ihn auf einer gewissen Größe gehalten. Ja-Lib hat gegen ihn gekämpft, da war er um die 4 oder 5 Meter hoch... lang, wie auch immer. Aber ich vermute, dass er damit eigentlich, und ich sage dieses Wort höchst ungern, mit unseren Waffen hätte getötet werden können oder zumindest so schwer verletzt, dass er sich nicht hätte hierher durchbeißen können. Es liegt eine Macht in ihm, nach all den Jahrhunderten, dass etwas ihn anzieht... und gelöst vom Kraftfeld seine wahre Macht offenbart wird. Auch wenn ich das Konzept des Auserwähltseins nicht nachvollziehen kann: Es ist etwas dran.“

„Beschönigst du damit nicht den Untergang der Welt. Nur damit irgendein Typ, wenn er auch Ja-Lib ist, seine Reise antreten kann wie einer dieser Helden aus den alten Büchern? Was sind wir dann? Die Bösen? Die dunklen Gestalten, die von Schatten zu Schatten springen, um ihm einen Dolch in den Hals zu rammen?“ Ursa räusperte sich.

„Wir sollten nun langsam nach G12 kommen.“ Salara deutete auf das Zeichen, das laut und deutlich das Ende ihrer

Reise andeutete. Die Plattform wurde langsamer und stoppte dann. Finsternis umgab sie.

„Haben wir nicht irgendwo Taschenlampen dabei?“ fragte Notna. Neru nickte. „Im Rucksack.“ Fahl-blaue Kreise aus Licht spiegelten sich an den glatten Oberflächen der Wand wider. „Hier, das Tor.“ Jamses trat näher heran. Ein Riss zog sich über die Oberfläche des Eingangs nach G12, gerade, wie mit einem Lineal gezogen. Er klopfte daran. Nichts geschah. Neru trat näher. Auch er versuchte sein Glück. „Salara, schau dir das mal an.“ Das Klopfen hatte einen Eindruck hinterlassen. „Als wäre die Wand nicht mehr aus Eisen sondern...“ Die Beule in der Wand begann sich zu verändern, die wuchs mit jeder Sekunde und als sie eine Art magisches Maximum erreicht hatte, zerbarst die Wand in einem Nebel aus metallischem Staub. „Rost?“ fragte Jamses. „Diese Wand bestand aus extrem winzigen Maschinen, deren einzige Aufgabe es war, sich vielleicht alle paar Jahrzehnte zu öffnen, doch... die sind jetzt wohl tot.“ Notna leuchtete in die Finsternis hinter dem Loch. „So tot wie dieser Platz hier.“

Ihr Schritte hallten in der trostlosen Halle laut auf, während sie sich vorsichtig durch die Dunkelheit tasteten. Der Boden war auch hier bedeckt vom Staub Milliarden toter Kleinstmaschinen, der in Wolken aufstieg und sich auf die Kleidung des Teams legte. „Atmet das Zeug nicht ein“, keuchte Notna, „Ihr würdet an einer Metallvergiftung sterben oder schlimmeres.“

Sie schwiegen und gingen weiter. Bald begannen sich Strukturen abzubilden, Rechtecke und Kreise; beim Näherkommen mehrere Dutzend Schritte hoch und lang. „Das sind wohl die größeren Modelle“, Jamses trat näher an sie heran. „Vorsicht, sie könnten noch aktiv sein.“ Notna stellte sich neben ihm, schüttelte den Kopf. „Aber sicher doch“, die Stimme des jungen Mannes wurde mit einem Mal arrogant. Er trat erneut näher, legte sein Ohr an das Metall und schloss die Augen. „Es vibriert“, teilte er den Leuten mit, während er sich umdrehte. Das hintergründige Dröhnen wurde lauter. „Ich sagte, geht weg von dem Teil!“ Notna packte den jungen Mann und riss ihn von der Wand weg.

Keiner wusste, wie schnell sich die Klängen bewegt hatten, denn sie blieben unsichtbar. Da war nur ein Flackern in der Realität, als sie die Grenzen der Sichtbarkeit überschritten. Notna räusperte sich, während Jamses erstarrte.

Die dunklen Linien, die sich im Licht der Taschenlampen auf Notnas Körper gebildet hatten, wurden immer größer. Er räusperte sich noch einmal. Ein Fleck, von von Blut, löste sich von seinem Mundwinkel und fiel zu Boden. „Idiot“, war das Wort, das er noch immer flüsterte, als sein restlicher Leib, in quadratischen Brocken geteilt, langsam auseinanderrutschte. Jamses fühlte den Druck einer Hand, doch es waren nur die letzten Zuckungen der Nervenbahnen seines Lebensretters. Eines der Augenlider blinzelte noch, dann brach das Licht.

„Er ist...“ Jamses starrte auf den Boden.

„tot“ beendete Sposka seinen Satz.

XXV

Die erste Reihe der Toten lichtete sich unter dem Ansturm der Krieger. Staub stieg in grauen Wolken auf, vermengte sich mit Rauch der Fackeln und brennenden Pfeile. Sie starben, ohne zu schreien, ein zweites, nun endgültiges Mal. Die anderen wehrten sich. Ihre Schwerter mochten zu alt sein, um Rüstungen zu durchdringen, doch die Kanten bohrten sich in Fleisch, ganz gleich, ob Mensch oder Tier. Es war ein Gemetzel. Die Schreie der Verletzten verhallten im Lärm der Schlacht.

Er lehnte sich an einem Baum, die Hände hinter den Rücken verschränkt und mit der kalten Agonie des bereits verurteilten Kriegers, der auf seine Hinrichtung wartet. Dieser Kampf bedeutete nichts. Ganz gleich, wer gewann, er war ein Opfer der nachfolgenden Spiele; mehr als das war es nie. Er erinnerte sich an andere Kämpfe, nur wusste er nicht, ob sie wirklich gewesen waren oder nur in seinem Kopf stattgefunden hatten.

Die Sonne senkte sich über die Festung hinab in eine erneute Nacht. Er fragte sich, ob sein Verständnis von Zeit so sehr gelitten hatte, schon wieder Finsternis, kaum geritten, kaum gekämpft. „Ist diese Welt soviel kleiner als die, an die ich mich nicht mehr erinnern kann?“ Seine Stimme klang heiser. Er taumelte nach vorn. Bald erreichte er die Leichen, trockene Wesen, die zuckten, Puzzleteile, die sich zusammenfügen wollten... zitternde kleine Stücke. Körper, durchtränkt

von Blut und Pech, Schwefel, er erkannte nun, wie die Fackeln so lang hielten, ihre Macht in den staubigen Armen und Beinen, Köpfen und Rümpfen der lebenden Toten ausleben konnten, wie taumelnde Gestalten, selbst zu Fackeln, zu Unglücksbringern gemacht, in neue Gruppen führen. Die Toten wichen zur Seite, um nicht verbrannt zu werden, gerieten dann doch in ein anderes Feuer. Sie starben zischend... und doch, bis zum letzten Erlöschen nahmen sie Menschen und Tiere mit in die Verdammnis.

„Eine Ewigkeit, nicht wahr?“ Das Raunen war kaum vernehmbar vor dem Knacken der Brände. Er nickte. „Es ist zuviel... mir zuviel. Ich will fort.“ Das Raunen war wieder da. „Ich sterbe hier und Ihr erzählt etwas von fortlaufen?“ Er blickte sich um. Ein offenes Auge starrte ihn an. „Wer seid ihr?“ fragte er. „Nicht... mehr wichtig.“ aus den Mundwinkeln tropfte Blut, vermengte sich mit dem der anderen Leichen. Dann zitterte er und schloss sich seinen Nachbarn an.

Er fühlte, wie der Zorn über ihn kam, wie eine Welle, zu lang zurückgehalten, in Bahnen gebracht, die er nicht hatte erleben wollen. Wie an jenem Tag, als der sich mit dem Mann im Wald anlegte, diesem unbekanntem, doch vertraut wirkenden... aber der war nun auch tot. Um ihn herum starben die Menschen wie Fliegen. Das Brennen ging von seinen Fäusten aus und bildete lodernde Linien durch seine Muskeln, bis hinein in sein Herz. Ein Ruck ging durch seinen Körper und wie eine Art geistlose Maschine beugte er sich über den Toten, zerrte die Klinge, die in dessen Körper steckte, heraus und stampfte wie eine geistlose Maschine in die Richtung der belagerten Stadt. Schon trafen die ersten Gegner ein. Seine Bewegungen wurden zu einem Tanz des Todes. Er wich zwei Männern aus, die sich verbündet hatten, um den Gegner in die Zange zu nehmen, tauchte unter ihren Schwerter hindurch und teilte rechts und links schnelle Schnitte aus. Die Männer brachen zusammen, ihren Bauch haltend, dann bewegten sie sich nicht mehr. Ein Toter kam auf ihn zu, hob seinen Speer. Die Macht des Aufpralls ließ das morsche Holz des Schafts splintern, dann brach die ehemals mächtige Waffe entzwei. Der Tote stürzte zu Boden.. Seramus packte ihn, kaum ein Gedanke über die auffallende Leichtigkeit des Wesens fähig und stieß ihn in eines der Feuer, die noch immer loderten. Er machte keinen Unterschied zwischen Mensch und totem Fleisch. Sein Wirbelwind der Gewalt war überall und nirgends, gleich einem tödlichen Schatten. Köpfe glitten von Körpern, erstaunte Gesichter, als sie sich gegenseitig trafen, meterhohe Flammenberge, als erneut einige Tote den Flammen überantwortet wurden.

Doch auch Seramus war nicht verschont geblieben. Sein Körper blutete aus dutzenden winziger Wunden und der Staub des Todes lag auf seinem Gesicht. Das Atmen fiel immer schwerer, doch noch immer loderte der Zorn in ihm. „Stopp“ brüllte ihm einer der Männer zu, irgendjemand, den er einst gekannt haben musste, doch zu spät. Seine Klinge prallte am harten Metall der Rüstung ab und bohrte sich in den Nachthimmel. Klirrend fiel sie zu Boden, während Seramus, auf den Knien, auf seine zitternden Hände starrte. „Es ist vorbei, mein Freund.“ Er schaute auf. „Sir Rangor“ der Mann nickte. „Ihr seid ein viel zu gefährlicher Mann in diesem Land. Ihr solltet das für Geld machen. Aber nun werdet ihr sterben.“ Er hob sein Breitschwert, als sich eine Hand an seine Wange legte. „Lady Oksana“ seufzte der alte Krieger und ließ seine Waffe fallen. „Er ist uns nicht mehr von nutzen“ deutete Sir Rangor an. Sie schüttelte den Kopf „Jeder ist auf irgendeine Art nützlich, auch wenn man es nicht sofort erkennt. Ihr kleiner Freund kann noch wahre Wunder vollbringen.“ Ihr Lächeln wirkte böseartig. Ein kalter Schauer ließ Seramus plötzlich erzittern. „Die Reste der toten Armee zieht sich zurück.“ Sir Rangor lachte. „die kommen nicht wieder. Die wollen nicht nochmal was aufs Maul bekommen.“

„Es ist Zeit. Wir werden morgen mit dem König sprechen. Bringt Seramus in eines der Zimmer...“

...“es ist je genug Platz!“ beendete Sir Rangor den Satz. Sie lachten, begleitet vom dumpfen Stöhnen der Männer um sie herum, die sich sammelten, herbeihumpelten oder sich tragen ließen. Seramus blickte sich um. Ihre Blicke waren starr und hart, mit dem Hauch von Triumph in ihren Herzen.

Zwei leichtverletzte Männer packten ihn, warfen seine Klinge zu Boden und schoben ihn durch die schattenhaften Leichenberge, die sich rechts und links von der Straße zu stapeln begannen. „Wohin bringt ihr mich?“ flüsterte Seramus, noch immer in Gedanken, unfähig, die Welt zu erkennen, die sich um ihn herum aufgebaut hatte. „Du bist ein besonderer Gast, wie Lady Oksana gesagt hat.“

Das Tor nach Bramant war von einer Größe, dass Seramus sich fragte, welche Lebewesen hier sonst aus und eingegangen waren, denn es war höher als 10 Männer und von derselben Breite. Er konnte sich nicht erinnern, etwas so großes gesehen zu haben, bis auf... Bilder flammten in seinem Kopf auf und vergingen wieder. Er hörte Schreie und dumpfes Pochen um ihn herum und das Zischen von Metall in Fleisch, doch dieser kurze Traum war zu schnell wieder fort, als dass er sich hätte daran festbeißen können. „Wir haben auch ein paar dieser Befreier des Ovar gefangen...“

zickige kleiner Menschlein, sag ich euch.“ Sir Rangor deutete auf eine Gruppe von Männern und... Liara. Er hustete. Sie blickte auf und starrte ihn an. Sir Rangor grinste. „So so, Ihr kennt euch, was?“ Er schüttelte den Kopf, blickte zu Boden. Ihr Gesicht, als er das seine wieder erhob, war starr vor Hass. „Sie wollte euch wohl auch einspannen. Nun, ihr seid ein gefragter Mann, findet ihr nicht auch.“ Sein Mund sprach mit einem Lächeln, aber seine Augen waren zusammengekniffen und man blickte durch sie in eine Seele, die Seramus nicht wiedererkannte. Doch dann fiel es ihm ein: Der Blick des Ovpars, den die Menschen auf dem Floss, vor Ewigkeiten, auch hatten, dumpf und zornig und bereit, Gewalt zu säen und zu schauen, was daraus erwächst. „Sir Rangor, irgendwann kommen wir wieder und dann werden wir das Ovpar befreien. Wir wissen“ Ein Hieb von der Seite ließ den jungen Mann, der diese Worte ausgesprochen hatte, keuchend zu Boden gehen. „Tötet ihn nicht. Wir hatten heute genug Leichen. Vielleicht lässt er sich umstimmen!“

Das Tor öffnete sich und ein Spalt von Fackelflackern schnitt eine Schneise in die Finsternis. Er fühlte sich mehr getragen, als auf den eigenen Beinen. Das Metall der Rüstungen schnitt in in seine Achselhöhlen und er wollte schreien, doch er war zu müde dafür. Die Welt war schneller als die seine, das wusste er nun. Die Leute hier hatten eine Art ständige Panik in ihren Augen, auch ohne das Ei. Das Ei. Er wollte lachen, doch er traute sich nicht. Sie hätten ihn vermutlich geschlagen oder schlimmeres. Er wollte aber sehen, wohin sie ihn trugen, irgendeinen Winkel außerhalb ihrer Augen versuchen zu finden, eine... er zuckte mit den Schultern. Er war schon zu lang hier und wusste nichts über diesen Ort.

Die Gebäude rechts und links von der Straße waren mit Lichtern gesäumt. An allen Ecken flackerten Fackeln und versuchten, die Finsternis zu vertreiben. Aus den Fenstern starrten Frauen und Kinder, so er es erkennen konnte. Die Männer standen vor den Türen und murmelten ihre sinnlosen Flüche auf seinen Kopf herab oder redeten über Belanglosigkeiten. Er wusste es nicht, eigentlich war es ihm auch egal. Die Häuser waren meistens sehr flach, kaum mehr als 3 Stockwerke hoch und hatte spitze Dächer, die in den Himmel ragten, sie glitzerten bedeutungslos in die Nacht hinaus. Das Tor schloss sich hinter ihm, genauso lautlos, wie es sich geöffnet hatte. Er seufzte.

Sie zerrten ihn weiter. „Mach schnell, sonst kommen die Leute und lynchen ihn.“ kicherte einer der Soldaten. „Nee“, teilte ihm der andere mit. „Die wissen doch eh nicht, was da draußen los ist. Könnte auch einer der Leute sein, die sich freiwillig gemeldet und rausgeschlichen haben. Solche Idioten gibts immer wieder. Hast du das gehört, dass am Tor der Tausend Ameisen, kurz nach Sonnenaufgang, ein paar Männer geklopft haben und mitkämpfen wollten? Partus hat dann das Tor geöffnet und als die letzten nach draußen wollten, haben die ersten schon wieder versucht, sich in die Stadt zu drängeln? Feige kleine Idioten, sag ich dir.“

„Wie viele hast du erwischt? Ich habe aufgehört, zu zählen. Diese Toten waren übel, haben sich ausgebreitet wie die Heuschrecken und alles niedergemäht, was sie zwischen die staubigen Finger bekommen haben. Ich glaube langsam, ihre Tödlichkeit liegt eher im Dreck, den sie mit sich herumschleppen als in ihrer Kampfkunst.“

„Sag das nicht, sie haben Gladius und seine komplette Einheit in den Tod gerissen...“

„Gladius“, der Mann schnaubte in sichtlicher Empörung, „der Mann hat doch keine Ahnung zu kämpfen, ich habe gehört, dass seine Familie...“

Sie hielten vor einem weiteren Tor, das sich nun öffnete, erneut geräuschlos. Er wunderte sich über die notwendige Technik, irgendetwas kam ihm seltsam vertraut vor.

„Jedenfalls hat seine Familie seinen Aufstieg eher bezahlt, als dass er sich in Kämpfen und Übungen hervorgetan hat. Er ist und war ein kleiner Aufsteiger, der nun“ er lachte leise, „sein passendes Ende gefunden hat.“

„Aber immerhin hat er gestern noch eine Lage im westlichen Wirtshaus ausgegeben.“

„Wie?“ Der Mann links von ihm stoppte plötzlich, „und ich war nicht eingeladen?“

Der andere nickte. „Er mochte dich genauso wie du ihn: gar nicht. Außerdem warst du auf Wache.“

Er fühlte sich von den Stimmen um ihn herum belästigt. Die Menschen an den Straßenrändern starrten ihn an, die Augen hart, mit unverhohlenem Hass. Sie sahen anders aus, als er sie sich vorgestellt hatte, wenn überhaupt. „Eine Art modernes Mittelalter“ kam ihm in den Sinn.



Die Burg, wie man das Gebäude auch nennen durfte, lag an einem Hang. Seine Beine schmerzten, als man ihn hinauftrieb. „Marschiere gut, Verräter!“ Einer der Männer trat ihn. „Lass das!“ bemerkte der andere, „er ist offiziell ein Gast.“ „Wenn Lady Oksana ihn mit bösen Blicken anstarrt, dann ist er sicher kein netter Mensch!“

„Deine Naivität ist beeindruckend“ wollte Seramus flüstern, ließ es aber bei einem kurzen Zischen. Die Tore der Burg öffneten sich vor ihnen, Männer strömten heraus, die Waffen fest gepackt. In ihren Gesichtern war Zorn zu lesen und noch etwas anderes, aber Seramus fühlte sich zu weit fort, als dass er sich noch mehr Gedanken gemacht hätte, als notwendige „Fuß vor Fuß“.

Ein plötzlicher Blitz riss ihn aus seiner Versenkung. Leute, die ihn angestarrt hatten, blickten auf, die Augen zusammengekniffen, die Gesichter in der Momentaufnahme ungläubigen Staunens gefangen. „Was war...“ Stimmen wurden wach. Die Soldaten ließen ihren unerwünschten Gast kurz los, als sie sich umdrehten. Er krachte zu Boden. Erneut ein Blitz, der den Hintergrund in grelles Blau tränkte, Schatten in einer nie gesehenen Schärfe an die Wand zeichnete, so dass er atemlos japste. „Was ist da los?“ eine andere Stimme, getränkt mit Panik, begehrte auf. „Holt den König oder den Kanzler oder was auch immer!“ sagte eine unbekannte Stimme. „Was soll der denn machen?“ fragte eine eine andere.“

„Ich werde mich um das Problem kümmern.“ Die Menschenmenge teilte sich, die Männer und Frauen verneigten sich zu einem Zentrum, das durch die Reihen wanderte. Eine Bahn öffnete sich und eine Gestalt, größer als alle Menschen, die er hier gesehen hatte, beugte sich zu ihm hinunter und er konnte den Geruch von billigem Wein in dessen Atem riechen, doch über all den Gerüchen lag ein weiterer, unbekannter und doch seltsam alter Geruch. Seramus schüttelte den Kopf. Er fühlte, dass hier und jetzt eine Reise endete und vermutlich keine neue begann.

„Du bist also James.“ die Stimme war trocken und mit einem Hauch von Lächerlichkeit bezogen und dennoch hatte sie eine Macht, die nicht von dieser Welt stammen konnte, eine Art Wissen, die er hier... „Ich bin Seramus!“ er protestierte. Der Riese lächelte, die Augenbrauen erhoben. „Du bist James, ich habe von dir gehört.“

Seramus schüttelte den Kopf. „Sind denn hier alle wahnsinnig?“ seine Stimme begehrte auf und der Zorn, der ihn so selten wie möglich packte, ließ auch hier nicht auf sich warten. Er schüttelte sich. „Bringt in in die große Halle.“ sagte der Mann, in dessen Augen der Wahnsinn zu toben schien, „bringt ihn in die Halle, damit er herausfindet, wer er wirklich ist.“

## XXVI

Neru berührte sanft die Überreste des Professors. Dann stand er auf und wandte sich an das Team. „Augenscheinlich ist hier noch immer Leben vorhanden, wenn gleich die Maschinen still geworden sind.“ Salara wischte sich die Tränen von den Wangen. „Er war ein guter Freund.“ flüsterte sie, „und diesen Tod hat er nicht verdient. Nicht hier, nicht... so“. Sposka grinste in die Finsternis hinaus. „Die Rache des Herrn kommt langsam, aber sie kommt. Ihr habt bereits drei Leute verloren, drei wichtige Leute, aber Hauptsache, das Jüngelchen lebt noch, was?“ Sie lachte laut und der Hall ihrer Stimme verlor sich in den immer dünner werdenden Echos. Neru fühlte, wie der Zorn von ihm Besitz zu greifen schien, aber er versuchte, ruhig zu bleiben. „Wir müssen weiter. Wir können nichts mehr für ihn tun.“ James starte wie gebannt auf den Berg, der ihm das Leben gerettet hatte. Er schien mit den Gedanken eine Ewigkeit weit entfernt zu sein. Salara packte seine Hand „Du... bist... schuld.“ Ihre Bewegungen waren hastig und Neru ging davon aus, dass der Schlag auf Nerus Gesicht landen würde, doch dann drehte sie sich zu ihm herum. „Wieso haben wir ihn nochmal mitgenommen? Er hat keinerlei Erfahrungen... Oh ja, er ist ein Techniker! Was kann er denn, dieser Techniker? Außer dumm in der Ecke stehen und nichts tun? Wo sind seine Fähigkeiten für das Team? Hat er denn schon etwas geleistet? Aber ja doch: Er bringt den Tod.“

„Ich wäre nicht hier, wenn ihr mich nicht gezwungen hättet.“ Seine Stimme war weniger ein Flüstern denn ein Hauchen. Sposka stampfte grinsend zu ihm hinüber. „Du bist der Sendbote des Todes. Du bringst meine Rache.“ Sie senkte den Kopf und hob ihn wieder, die Augen verdreht. „Ich danke dir.“

„Dunkelheit erfüllt mein Herz und dort, wo ein Licht war, ist es nun gegangen. Du hast es genommen, Meister Drache. Ich bin dein willfähriges Wesen, deine Gedanken gehören zu mir wie deine Macht zu mir gehört.“

Sie zuckte mit den Augen, schaute sich um. „Was auch immer hier sein mag, ist fort. Lasst mich frei und ich führe euch zu G13 und zu eurem Freund.“ „Sicher“ Neru zuckte mit den Schultern und beugte sich erneut hinunter zum Toten, „sicher lassen wir dich frei und dann fliehst du wieder...“

Sie spuckte aus, „oder besser“, er schaute nach oben „du versuchst mich wieder zu erschlagen.“ Die Lampen flackerten, als die Erde bebte. „Sie grinst dich wieder an“, deutete Ursa an. Sie hob ihren Blick. „Und du hast hier gar nichts zu sagen, Mini-Diktator!“ Er hob die Hand, senkte sie dann wieder. „Ich bin doch zu nett.“ flüsterte er. Er drehte sich um und starrte in die Finsternis hinaus. „Neru, lassen Sie mich frei und ich schwöre Ihnen, bei allem, was mir heilig ist, dass ich Sie nach G13 führen werde.“

Salara winkte ab. „Welchen Grund sollten wir haben, Ihnen zu glauben?“ Sie deutete auf den Professor. „Wieso ist er tot und nicht du?“ sie wirbelte herum. Ihre flache Hand erwischte Jamses und ließ ihn japsend aus seiner Apathie fallen. Er starrte umher, mit wildem Blick, dann hob er die Arme und rannte los. Innerhalb von Augenblicken war er verschwunden.

„Wo auch immer er hinrennt, dort wird er sterben“, Sposkas Stimme blieb unheilvoll. „Lasst mich frei.“

„Wieso...“

„Weil ihr bisher nie auf Ebene G13 wart. Euer Buch ist ein... Schwindel, eine Farce, eine Erfindung für die Massen!“ Sposka grinste. Neru fühlte, wie ihm das Blut aus dem Gesicht wich. Er schaute Salara an. Sie versuchte zu lächeln, doch es fiel ihr sichtlich schwer. „Du hast keine Beweise!“ Salara explodierte. Neru ging einige Schritte auf sie zu und legte seinen Arm auf ihre Schultern. „Hier unten hört uns keiner... und es ist auch nicht...“

„Wir müssen auf G13 gewesen sein, verstehst du nicht? Es gibt keine Ausrede für das, was mit uns geschehen ist, weshalb wir erneut hier unten gelandet sind, weshalb wir... überlebt haben.“ Sie begann zu schluchzen. Die Gestalt in der Ferne war bereits verschwunden, als Salara wieder auf Jamses zu sprechen kam. „Er schuld, dass...“

Neru zog sie zu sich heran. „Wir gehen jetzt da runter und überleben das und bringen die Sache in Ordnung.“ Er nickte. „Ich verspreche es.“ Er drehte sich um. „Lass sie frei.“ Ursa zuckte mit den Schultern und ließ die Klinge seines Messers aufschnappen. Sposka rieb sich wenige Augenblicke wieder die Handgelenke. Ihr Blick schweifte über die kleine Gruppe. „Dann wollen wir mal. Hier entlang.“

Sie folgten ihr in vorsichtigem Abstand, doch nur einige Schritte entfernt, damit die Dunkelheit die Soldatin nicht verschluckte. Sie hatte ihr Augen in die Ferne gerichtet, als durchsuche sie die Weite, doch ihr Blick blieb starr. Sie stampfte über den staubigen Boden und riss mit jeder Bewegung Milliarden winziger Maschinen in die Luft, die sich auf der Kleidung der anderen ablegten. Neru hustete.

„Wohin sind sie alle verschwunden?“ fragte Salara. „Anscheinend gab es nicht mehr genug Energie und sie sind geflohen.“ teilte Neru mit, „oder umgezogen.“ Sposka blieb stehen. „Die Maschinen haben vom Drachen gelebt. Oder gibt es hier Licht, um sie zu ernähren? Gibt es hier Generatoren oder seht ihr Löcher im Boden, aus denen heiße Luft aus dem Erdinneren strömt? Ihr seid solche Idioten.“ Sie spuckte aus. „Sie sind fort, weil sie Hunger hatten.“

„Woher weißt du das?“ Salaras Stimme schien kaum spürbar zu sein. Sposka hielt ihre Augen in die Ferne. „Weil ich nicht so verblendet bin wie ihr. Glaubt ihr, dass der Drache sich nur nach unten gräbt, weil er das so gerne macht? Oder wieso will er denn nach G13? Er sucht etwas hier unten und, verdammt, er ist schon fast so nah, dass ich ihn höre.“

Ecken und Kanten, Objekte von der Größe einer Maus bis zu einem gigantischen Haus taten sich auf, schoben sich ins Licht der Taschenlampen und verschwanden wieder. Diese Welt schien schon seit Ewigkeiten tot zu sein.

„Maschinen reagieren viel schlechter auf den Verlust von Lebensenergie als wie anderen. Wir können vom Dampf oder was auch immer unseren Strom ziehen, aber...“ Neru blickte sich um.

„Philosophie ist fehl am Platz“, teilte ihm Ursa Minor mit. „Es ist... absolut unwichtig.“ Salara schüttelte den Kopf. „Es ist absolut essentiell. Was willst du hier sonst tun? Hier ist alles verschwunden, vorbei, alles ist doch sinnlos...“

„Sposka ist weg“ Ursas Stimme war dunkel und trocken wie der Staub, der sich auf seiner Kleidung abgelagert hatte. „Bereits seit Minuten“, deutete Neru an. Salara lächelte bitter. „Es war klar, dass sie flieht... aber wohin, das war uns nicht klar. Beleuchten wir den Boden.“

Lichtkegel tanzten über die dicke Schicht aus unzählbaren toten Maschinen. Wie Dünen an einem endlosen Meer zogen sich die Haufen hin. Ursa schien verwirrt zu sein. „Sie wussten alles?“

Neru lächelte bitter. „Nicht alles, nur Einiges. Man würde uns nicht herschicken, mit jemandem, der wahnsinnig ist, ohne uns Informationen dazu zu geben. Leider sind ein paar gute Männer gestorben... damit sie uns hier her führt. Aber... ich hoffe, es war das wert.“

Ursa trat an ihn heran, die Augen ungläubig verzogen. Er flüsterte. „Wie bitte?“

Neru blieb stehen und deutete auf den Boden. „Ihr Spuren. Sie kennt den Weg.“ flüsterte er zurück. Sie folgten den Eindrücken im Staub. „Sie war damals mit uns hier unten. Sie hatte eine leidenschaftliche Affäre mit einem Soldaten hier unten... zumindest bis G11. Sie hatte es uns verschwiegen, dachte, wir würden es übersehen. Doch man merkt sowas.“

„Aber wie...“

Salara nickte. „Eigentlich hätte sie mich umbringen sollen, wenn sie gewusst hätte, dass er starb, weil er versuchte, mich zu retten.“ Sie berührte die Stelle, unter der die Narbe lauerte. Neru blickte hinüber zu Ursa. „Sie hatte einen Zusammenbruch... nachdem sie auf G13 war. Salara musste auf G11 bleiben, so dass ich und sie nach G12 weiterwanderten. Hier trafen wir auf die Maschinen, die uns zu ignorieren schienen, bis ich in eine Wolke von Mikrowesen trat, die mich, ob sie es wollten oder nicht, paralyisierten. Sposka ging weiter, unbehelligt, als würden die Maschinen ihr aus dem Weg gehen.“ Er lächelte bitter. „Es verging eine schier endlose Zeit, bis sie zurückkam, die Augen leuchtend und ihr Blick genauso irre wie heute. „Ich habe es gefunden“, sagte sie und wanderte an mir vorbei, wie eine Heilige, die die Göttlichkeit gesehen hat.“ „Sie ist bescheuert“, sagte Ursa und sein Gesichtsausdruck verstärkte es.

„Als wäre sie in einer Wand gefangen und die Wand wäre verschwunden, um sie herum. So war ihr Gesicht. „Ich habe es gefunden!“ Doch ich traute mich nicht.“ Neru nickte. „Ich... war nicht soweit. Und sie hat es nicht verstanden. Ursa, verstehst du nicht? Sie hat den Eingang gefunden und ich war zu dumm... zu...“ „Verantwortungsvoll“ Salaras Stimme hallte vorsichtig an ihren Köpfen vorbei. Sie kam einen Schritt näher, legte ihm die Hand auf eine Schulter. „Ich war verletzt und ein weiterer Schritt in die falsche Richtung, weg vom rettenden Ausgang... nein.“

„Kommt ihr?“ die Stimme der Soldatin hallte wie ein Donnerschlag zwischen den toten Kreaturen aus Metall.

Neru flüsterte weiter. „Das, was nun geschehen wird, dürfte eurer Aufmerksamkeit sicher sein.“ Er brüllte zurück. „Wo bist du?“ Stille. Dann Schritte aus der Finsternis. „Hier entlang.“ Licht flackerte auf. „Für euch.“

„Die Maschinen waren unvorsichtig...“ deutete Salara an und zeigte auf die Taschenlampen. „Es ist Blut daran. Mein Blut.“ Salara seufzte leise. „Sie ist von unserem letzten Besuch hier.“

Sposka war bereits weg, als sie der Schock sich löste. Nur aus der Ferne zeigten sich Signale. „Wieso ist sie so... was ist wohl passiert?“ fragte Ursa. „Du meinst, wieso sie mich für den Tod ihres Freundes verantwortlich macht? Wieso gute Männer sterben mussten? Schicksal, sagen die einen, andere meinen, es gäbe so etwas wie einen freien Willen. Leutnant Sposka setzte sich ab, desertierte, nachdem sie Salara und mich an der Grenze von G12 nach G11 abgeliefert hatte. Dann verschwand sie wieder. Ihre Augen waren verwirrt, als sie zurückkam, es müssen Stunden gewesen sein.“ Er lächelte bitter. „In den Händen hielt sie einige zerrissene Kleidungsstücke und ihre Waffe. Wir hatten keine Schüsse gehört, es muss also weiter unten gewesen sein, G12 oder doch G13... Die Maschinen sind da ein bisschen eigen. Oder schon am Sterben... ich weiß es wirklich nicht mehr.“ Er zog eine Grimasse.

Sposka deutete auf eine Klappe im Boden. „G13.“

Die Gruppe trat näher heran und begutachtete den Übergang. „Istn bisschen enttäuschend“, flüsterte Ursa. Sposka grinste. „Da gehen nur Vollidioten und Mörder hinunter. Vermutlich ist euer Freund bereits tot.“ Sie blickte auf. „Wer

geht zuerst?“

Ursa beugte sich herunter. „Wie kann ein einzelner Mensch nur diese Klappe öffnen?“ Er befühlte das Metall. „Es ist warm“. Er stand auf. „Es ist Ja-Lib. Dinge, die ein normaler Mensch nicht schafft... nun, fragen wir ihn, falls wir ihn sehen.“

„Es ist wirklich warm darunter.“ teilte Salara mit. „Öffnen wir es und schauen wir nach.“ Nerus Empfehlung wurde nachgekommen und mit einem unscheinbaren Quietschen wurde die Klappe ihrer Aufgabe entledigt. Sie starteten in ein schier endloses Loch. „Sind da irgendwelche... kann man sich da festhalten?“ fragte Salara. Sposka hielt ihre Taschenlampe über das Loch und ließ sie fallen. Der Lichtstrahl wanderte über die Wände des Schachts, wurden immer kleiner, verschwand irgendwann. „Kein Aufprall... das muss ewig tief sein.“

„Genau.“ Sposka lächelte milde und trat zu. Salara taumelte kreischend und tauchte in die Finsternis hinab. Neru sprang hinterher. Sposka lächelte noch immer, als sie Ursas Kopf mit ihrem Knie touchierte. Sein Stöhnen hallte durch die eisig-leise Ebene hinweg, dann krachte er mit dem Kopf an die Klappe und blieb liegen. „Damit ihr nichts vergesst...“ Die glitzernden Rucksäcke glitzerten wie Diamanten, bevor sie in das Nichts übertraten, das unter ihnen lauerte. Ursa stöhnte leise. Sposka beugte sich zu ihm hinunter. „Töte sie alle, mein Prinz.“ Sie beugte sich über die Kante und fühlte die warme Luft. „Vermutlich sind sie schon tot...“ Sie lachte laut auf, dann rutschte Ursa nach.

Sposka setzte sich an den Rand und ließ die Beine hinunterbaumeln. Ihr Lachen wirkte seltsam abwesend. Sie hatte die Hände gefaltet und starrte in die Finsternis. Sie lehnte sich nach hinten und starrte in die dunkelgraue Nacht über ihr. „Na komm schon. Komm schon.“ Sie lächelte, als sich ihr ein Knurren entgegenwarf. Die Luft schien zu verschwimmen, die Konturen der Welt verzerrten sich: Er war da. Dumpf trafen metallene Pfoten den Staub, wie ein Donner bohrte sich der Klang seines Atems in ihr Ohr. Nun stand er vor ihr. Sie lag noch immer da. „Drache!“ flüsterte sie. Sie schaltete die Taschenlampe an. Er wich zurück. „Wer sind sie?“ fragte er. Sie schüttelte sich. „Ich bin... ich wurde ausgesandt, um...“ Er nickte. „Mich einzufangen.“ Ja-Lib sah im wahren Leben nicht so ganz größer aus als daheim. Dort, wo die Fernseher und Kameras ein Bild von ihm gezeichnet hatten, war er ein Star gewesen, hier war er eher... klein. Doch Sposka belastete das nicht. „Du bist mein Held“ Ihre Stimme war leise und belegt. „Und jetzt?“ fragte sie. „Es gibt einen besseren Weg nach G13 als den, den du meinen Freunden gezeigt hast.“ Sposka stand auf und folgte Ja-Lib.

Jameses blinzelte, als er die beiden im Zwielicht von G12 verschwinden sah. Sich vorsichtig umschauend kroch er langsam an das Loch heran, dann starrte er nach unten. Da war nichts, kein Licht am Ende der Röhre, nicht einmal das winzigste Zeichen einer Lampe oder etwas Ähnliches. Er hoffte, dass sie noch lebten, auch wenn er es sich nicht vorstellen konnte. Doch er musste wissen, was mit Sposka und diesem Mann... diesem verwirrend bekannten Mann los war. Sie hatte mit Ja-Lib gesprochen, ja, aber wieso hatten sie das getan? Er stand auf und rieb sich den Staub von den Hosen.

Eine Welle von Dreck rollte über die einsame Landschaft. Jameses hustete, rieb sich die Augen. Ein Licht strahlte auf, irgendwo im Hintergrund. Unfähig, nicht zu reagieren, rannte er los. Der Schlag, der ihn aus der Luft erreichte, streckte ihn zu Boden. Auf seinem Rücken schienen sämtliche oberen Stockwerke zu lasten. Er konnte kaum atmen. Mit einem Knacken drehte er seinen Kopf. Es brüllte, was auch immer über ihm schwebte, seine ledrigen Schwingen wandten sich hier unten auf und ab. Seine Augen waren winzige schwarze Punkte in einem Meer aus knöchigen Erhebungen, Schuppen und rohem Fleisch. Sein Atem stank Verwesung. Löcher in seinem Panzer ließen vermuten, dass die anderen Etagen sich gewehrt hatten, doch wie die Sagen berichteten, war er unaufhaltsam gewesen. Über ihm bröckelten Reste von Erde und Metall durch das Loch, das er in den Felsen gebohrt hatte. Er brüllte wieder.

Dann hörte Jameses die Stimme von Ja-Lib, unverständlich in dem Getöse des kreischenden Tieres. Wortfetzen kreisten in seinem Kopf. „Komm... Geschenk, nur... komm!“ Die Kreatur bäumte sich auf und stampfte davon. Jameses Gesicht war verzerrt, als er sich auf den Weg zu dem Loch machte, das Neru und Salara und Ursa verschlungen hatte, während er den Worten lauschte, die sich in Wellen durch seinen Körper zitterten. „Folge uns... das ist nicht das Ende.“

XXVII

„Du hast also Ursa getötet, was?“ fragte Ja-Lib, während er in die Ferne starrte. Seramus schüttelte den Kopf. „Ich... ich

weiß nicht, was geschehen ist.“ Der große Krieger lächelte geistesabwesend. „Er hatte seine Chance. Dein Tod wäre genauso umsonst gewesen, auch wenn ich dich nicht kenne. Marian hat von dir erzählt, du wärst ein Idiot und ein Feigling und du wärst schuld am Tod Professor Notnas... nicht schlecht für den Anfang.“

Seramus fühlte das Licht in seinem Gesicht. „Kannst du mir all das erklären, Ja-Lib?“ Seine Augen folgten den weißglühenden Strahlen in der Ferne, die sich aus dem Boden in das immer dumpfer werdende Sonnenlicht gebohrt hatten. „Wozu?“ fragte Ja-Lib. „Ich will nur verstehen...“ flüsterte sein Gegenüber. Ja-Lib drehte sich um. „Begrüßen wir doch unsere Ehrengäste...“

Eine Tür öffnete sich knarrend. „Jamses!“ Nerus Stimme konnte seine Überraschung nicht verbergen. „Du bist uns gefolgt.“ Sposka schob den gefesselten Mann aus der Tür. „Salara hat sich eingeschlossen. Schade, dass sie das Spektakel nicht sehen kann...“

„Was ist hier los? Spektakel? Wieso sagt hier jeder, dass ich Jamses heiße?“

Sposka trat näher, starrte ihn von oben bis unten an und tippte ihm an die Stirn. „Da oben ist doch wohl noch Platz genug, sich zu erinnern.“ Sie umkreiste ihn wie ein Raubtier. Er schüttelte den Kopf.

„Ja-Lib, du hast noch immer nicht gesagt, was hier los ist!“ Neru schüttelte seine Handgelenke, während er nähertrat. „Willst du mich angreifen, kleiner Mann?“ fragte Ja-Lib. Neru grinste. „Wozu? Was würde das noch ändern, du Wahnsinniger? Weißt du was passiert, wenn sie das Ei bekommt?“

„Ich habe eine gute Intention, mein guter Freund. Jede Drachmama braucht ihr Drachembaby. Ihr konntet sie nur im Zaum halten, in dem ihr das Ei versteckt habt und sie in ihrem Käfig kämpfen lassen.“ Ja-Lib trat näher heran. „Damit ist jetzt Schluss.“

Seramus fühlte, wie ihm die Luft aus den Lungen wich. Er fühlte, wie eine kalte Wand sich über seine Gedanken legte. „Was zitterst du so?“ fragte Ja-Lib lächelnd. Sposka legte ihren Arm auf seine Schulter. „Er begreift...“

Bilder bauten sich auf in seinem Kopf. „Hohlkugel... Welt... künstliche Sonne im Innern... Gravitation durch Rotation“... Die Stimmen in seinem Körper bäumten sich plötzlich wieder auf, als wären sie aus einem Traum erwacht. Er hielt sich den Kopf, brach in die Knie, fiel zu Boden und wälzte sich im Staub dieser Welt, die keine eigene Welt war. Seine Zähne knirschten, während seine Zunge wirre Worte formte. „Ohne... Energie des Drachen... keine... Maschinen... ohne Maschinen... keine Rotation...“ Neru trat an ihn heran, beugte sich über ihn. In Ja-Libs Augen spiegelte sich die Welt, seine Stirn von Furchen durchzogen. Er griff sich an den Kopf. „Ist er übergeschnappt?“ flüsterte er... „Snalus... Snalus... Mutationen... Flucht... aus G11...“ Nerus Gesicht blitzte in plötzlicher Erkenntnis auf und er begann zu lächeln, dann zu grinsen. „Wie glaubst du, bist du hierhergekommen?“ fragte er. Ja-Lib zuckte mit den Schultern. „Der Drache zeigte mir ein Portal... und Marian... sie erzählte von einem magischen Übergang... und wir sind hier, um dem Drachen das Ei zu zeigen, wenn er durch das Portal kommt.“ Er schluckte. Neru schüttelte den Kopf. „Du Idiot“ Seine Stimme war heiser von der Anstrengung. „Allein, dass wir alle hier gelandet sind... verletzt... ist es dir nicht in den Sinn gekommen, dass es so was wie ein magisches Portal nicht gibt?“ Ja-Lib zuckte hilflos mit den Schultern. Sposka packte ihm beim Arm. „Lass nicht zu, dass er uns verwirrt. Ich habe das Portal gesehen! Wir sind durchgegangen.“

„Nein“, Salara trat aus der Tür. „Unser ehrenwerter weiblicher Gast tritt nun auch auf die Bühne...“

„Eine Bühne voller Narren und Statisten wie mir scheint...“ Ja-Lib lächelte finster. Salara trat an ihn heran. „Jamses hat Recht.“

„Ohne Drachen keine Energie für die Maschinen. Nun holen sie sich ihre Energie aus anderen Quellen.“ Neru nickte gedankenverloren und deutete auf die Sonne. „Sie holen sich die Energie aus dem Reaktor, von dem die Leute hier unten glauben, dass es die Sonne ist... die Welt hier ist recht klein, eine künstliche Energiequelle hätte hier noch Jahrtausende gehalten... aber nun... wird sie untergehen wie ein Traum.“

Seramus/Jamses schrie noch einmal auf, dann zerbarst er in Milliarden glänzender Teilchen. Sie sprachen mit einer Stimme. „Eure Existenz ist sinnlos geworden. Möge die Zeit euch erkennen lassen, was ihr getan habt. Wir werden euer gedenken.“

Ein Donner hallte über die weiten Ebenen Gradoriens und ein Riss schoss über den Himmel, während sich die Sonne erlosch. Das Gebrüll der Kreatur, die über Jahrhunderte eingesperrt war, schob sich über die Welt, klar und hell und erhielt eine Antwort. Die Glocke zerbarst und mit ihr Mauern und Häuser. Bramant bebte in seinen Mauern.

„Alles ist aus.“ flüsterte Neru und hielt Salara in seinen Armen. Sposka schrie in wilder Panik auf. Ja-Lib weinte.  
„Endlich sind sie wieder vereint.“, flüsterte er, während die beiden Drachen in die Finsternis glitten und verschwanden.

Epilog

Nachdem die Rechtschreibprüfung schreiend überlebt wurde, zeigt der Autor, ich, dem Text die Mittelfinger und schickt ihn weg und widmet sich neuen Projekten.

## Kimme und Korn

Kimme – Korn  
so einfach ist das.

Das bessere Auge auf das Ziel richten, Kimme und Korn ausbalancieren und abdrücken.  
wie ich schon sagte, so einfach ist das.

Nur manchmal reicht das nicht.

Es gibt gute und schlechte Gewehre und ich habe hier, in meinen Händen, ein miserables. Es reicht nicht, dass es gut gewesen sein kann, denn mein Verdacht ist, dass es darauf ausgelegt ist, schlecht zu sein.

Aber das muss mich nicht kümmern. Immer und ganz vorsichtig atmen und warten. Warten und hoffen, dass das Ziel, das man vor Augen hat, mit dem Auftreffpunkt der Kugel einen Abstand von 0 erzeugt.

Kimme und Korn. Ich bräuchte tatsächlich mal was gebranntes, aber in dieser Situation... nein. vielleicht später, wenn die ganze Sache vorbei ist.

Es ist ein Versprechen, das hinter mir liegt: "Ich treffe das Ziel, es ist so, wie ich es sage." Ihr Blick, es ist immer der Blick einer Frau, zweifelte, doch ich schüttelte das miese Gefühl ab. Sie haben meistens Unrecht, wenns um Situationen geht, in denen sich nicht um dieses, dieses widerliche Handwerk kümmern müssen.

Es ist heiss und ich richte meinen Blick auf die Sonne. Sie brennt sich in meinen Kopf, ich wische mir den Schweiß aus den Augen. "Komm schon." Ihre Stimme ist in meinem Kopf. "Wir haben nicht ewig Zeit." hat sie gesagt und ich sehe das Ziel der Kugel vor meinem Auge hin und herwandern. Hin und Her.

Meine Hände sind ganz nass, Angst oder Hitze, was ist der Unterschied, wenn das Gewehr rutschig wird, wenn jede kleine Bewegung meiner Muskeln Kimme und Korn verschieben. Da ist es wieder. Das Ziel. Ich drücke ab.

Ich drehe mich um, starre in eine Sonnenbrille. Hinter mir lacht jemand. "Knapp daneben. Eine Papierrose für die kleine Freundin?" "Hast du schon wieder mit geschlossenen Augen geschossen?" Ich blinzele. Psychose, vermutlich im Krieg geholt. "Mir ist langweilig!" sagt sie und deutet auf die Geisterbahn. "Los, gehen wir da hin!"

Ich starre auf die Festung, hinter deren Mauern das Grauen lauert und beginne zu zittern und die Seelen der Toten erheben sich in den Himmel und rufen leise meinen Namen.en.

## **Eine Redel Eine Redel**

Liebe Familie, Freunde, Verwandte, Bekannte, liebe Mitleser,

vor Millionen von Jahren startete eine Echse auf die winzigen Säuger, die zwischen ihren Fußzehen herumtrotzten, ganz gleich, wie kalt und nass das Wetter war. Statt sich in ein behagliches Haus mit Kaffee und Kuchen zurückzuziehen, rannten die kleinen Viecher durch die Gegend und knabberten an der Rinde der Bäume, fraßen Gräser und Beeren, während der Dinosaurier gar nichts mitbekam, denn er war ja erstens zu groß und zweitens waren sie zu klein und drittens jagte von irgendwo aus der Ferne eine Gruppe hungriger Raptoren heran. Während also die Säuger ihre ersten kleinen Parties machten, dachte sich der Dinosaurier: „Das möchte ich auch!“ und stampfte davon.

Heute, vor einhundertsechszehntausendundzweihunderteinunddreißig Jahren, während eines nächtlichen Gewitters, startete Ug-Ug, der Höhlenmaler aus seiner Höhle. Er fluchte laut und warf Farbmatsch hin und her, denn er konnte nichts sehen. „Oh, Blitzgott, schicke mir viele Blitze, denn sonst seh ich nichts in der Höhle und die Vernissage ist auch in einer Woche und ich bin noch nicht mal halb fertig.“ Es krachte laut, als einer der Blitze in seinen Bekannten namens Iu-Iu einschlug und dieser brennend durch die Gegend rannte. Ug-Ug konnte das sehen, denn Iu-Iu leuchtete wie die Sonne, während er vorbeirannte und den nächsten Teich suchte. „Das möchte ich auch!“ jammerte Ug-Ug und rannte Iu-Iu hinterher, um ihn zu überreden, ihm als eine Art Beleuchtung für sein Kunstprojekt zu assistieren.

Im Jahre 2010 machte sich ein relativ junger Mann auf, ein Buch zu schreiben. Zu lang hatte er gesagt „Das möchte ich auch!“, hatte beobachtet, wie wild viele Leute waren, wenn man sie für mehr als 24h von einem Buch trennte, hatte gesehen, wie ihn die Autoren von den Rückseiten seiner Bücher (er hatte mehr als genug!?) angrinsten, als wollten sie sagen „Na los, fordere uns heraus!“

August 2012.

Es ist ein kühler Spätsommertag. Majestätische Wolken zerren Luftmassen über den Himmel... gegebenenfalls auch anders herum. Der nicht mehr ganz junge, aber doch nicht so alte Mann lächelt in die nichtvorhandene Kamera und nickt.

Ich präsentiere euch mit Stolz und voller Dankbarkeit mein erstes Buch und hoffe, es werden noch Weitere folgen.

Ihr findet es bei Amazon - als E-Book!

[http://www.amazon.de/Der-Club-der-Dilettanten-ebook/dp/B008VRY2ZS/ref=sr\\_1\\_1?s=digital-text&ie=UTF8&qid=1344626920&sr=1-1](http://www.amazon.de/Der-Club-der-Dilettanten-ebook/dp/B008VRY2ZS/ref=sr_1_1?s=digital-text&ie=UTF8&qid=1344626920&sr=1-1)

Wieso heißt das Buch „Der Club der Dilettanten“?

Dilettant ist ein wunderbares Wort, das für mich beschreibt, wie man mit einer Sache umgeht. Es ist traurig, dass man es nur noch benutzt, um Menschen negativ einzuordnen. Ein Dilettant ist nach originaler Lesung ein Amateur, Nicht-Fachmann, ein Laie; jemand, der eine Sache aus Spaß, nicht professionell, betreibt. Ein wunderschönes Wort, nicht wahr?

Im Club trifft ihr auf Amateure, die Geschichten schreiben, Märchen, Erfundenes und vielleicht auch mehr oder weniger Wahrheit. Ich weiss das ja nicht, bin zu selten Reporter oder Professor gewesen. Ich gestehe aber im Geheimen, dass ich das Buch, als ich es schrieb und über-überarbeitete, jedesmal, so bizarr das klingt, wirklich genossen habe. Es gab immer wieder Szenen und Beschreibungen, bei denen ich dachte: „Wie ist der Mann darauf gekommen“ und musste so grinsen und staunen, dass sich die Leute auf der anderen Straßenseite verwirrt umschaute, um dann zu versuchen, ihr Leben ganz normal weiterzuführen, vergeblich.

Ich danke euch für die Zeit, die ihr mir geschenkt habt und wieder schenkt, für eure Unterstützung, euren Glauben an mich und die ihr mir geholfen habt, aus dem „Das möchte ich auch!“ ein „Jetzt habe ich!“ zu machen!



## Die Heimfahrt

Er wartete, wie zu oft zuvor, am glühendheißen Tor, das ins Gefängnis führte. Die Sonne brannte sich einen Weg durch die staubige Luft, ließ den Geruch von Müll aufsteigen, versuchte, ihn zu vertreiben. Es war erfolglos. Er hätte an einem anderen Ort sein müssen, weit entfernt von dieser Stätte des Hasses, doch man hatte ihn hergebeten, um seinen Bruder abzuholen.

Er wusste, dass er ihn verabscheute, folgte dem Drang, auszuspucken, verwandelte den Dreck auf seinem rechten Stiefel in Schlamm. Verdammte. Das Tor quietschte, wie so oft, in seiner Gegenwart, immer wieder sowohl Enttäuschung als auch Erleichterung. Er wollte nicht hier sein, doch... man hielt es ihm vor, wenn er sich um unwichtigere Dinge kümmern würde.

Wieder würgte er einen Schleimklumpen aus den Tiefen seiner Lunge hervor. Er sollte aufhören, zu rauchen, es würde ihm Krebs bescheren, Impotenz, was auch immer die Worte auf den Packungen versprochen. Zu schlecht, dass er keine Zigarette mehr hatte. Er betrachtete die Leere, zerknüllte die Packung, lauschte dem Rascheln der billigen Folie und kicherte.

"Du bist da" sagte die Stimme neben ihm. Er blickte nicht auf. "Michael..." Sein Gegenüber hüstelte. "Freust dich nicht, mich zu sehen..." Er nickte, abgelenkt von seinen eigenen Gedanken, wieso er das Tor überhört hatte. "War auch langsam Zeit. Komm." Sie wanderten über den Parkplatz, Michael deutete auf den Wagen. "Immer noch derselbe..." "Wir verschwenden Zeit, Mike." Mike nickte. "Ich weiss. Ich bin nur nervös. Ich weiss, was du willst. Rache. Hey, es..." Sein Gegenüber schüttelte den Kopf. "Du weißt, dass ich nicht rachsüchtig bin." Er versuchte zu lächeln. "Ich will nur, dass du schnell wieder bei uns bist."

"Wie gehts den anderen?" fragte Mike, doch er erhielt keine Antwort. "Ben?" fragt er. Ben blickte auf. "Sorry, die Wagentür ist noch immer... genauso mies wie damals." Es knackte, dann stieg Ben ein, beugte sich zur Beifahrertür, drückte den Hebel. "Steig schon ein." "Nervös?" fragte Mike. "Natürlich. Ich meine..." Der Wagen ähnelte einem Backofen, eine Mischung aus Motoröl und menschlicher Langeweile. "Wie lang bist du schon hier?" fragte er, während Ben seine Hände durch die viel zu kurzen Haare rieb. Nichtmal bei der Armee... aber das war viel zu lang her. "Sonnenaufgang." Mike grinste abwesend "Alte Gewohnheiten..." "sind gute Gewohnheiten." Ben seufzte. "Wir fahren dann mal los. Hast du alles?" Mike reckte die Finger von sich. "Alles dabei." "Gut."

Sie schwiegen. "Wie geht es ihm?" fragte Mike endlich, eine Frage, die Ben schon erwartet hatte. "Gut... ja..." "Hör zu, ich wollte das Geld nicht..." Ben schüttelte den Kopf. "Wie ich schon sagte... Hauptsache, du bist wieder bei uns."

"Die anderen?"

"Die Familie... ist bei ihm." Die Pause irritierte nur einen Augenblick, Mike lachte kurz auf. Ben blickte ihn an. "Ich habe euch vermisst, ich meine, im Knast... fehlt das. Man hat ja auch nichts von euch gehört." Ben startete den Wagen. Der Motor schob das viel zu alte Getriebe in die richtige Richtung und der Rest des Autos folgte. "Störrisch wie ein alter Esel..." Mike starrte aus dem Fenster. Die Reifen rutschten vom Parkplatz auf den Asphalt der Landstraße, folgten den fast so schon träumerischen Bewegungen des Lenkrads, das Ben fest umklammert hielt, als hinge sein Leben davon ab.

"Das Geld..." fing Mike wieder an. "Ich... ich habe es gebraucht. Ich... musste einfach meiner Freundin helfen." Ben blickte ihn aus dem Augenwinkel an. "Freundin... du weißt... das ist so eine Sache..." Mike fühlte die alte Wut in sich aufsteigen, atmete schwer, dann seufzte er. "Dann das Feuer... ich weiss auch nicht, was da passiert ist..." "Solche Dinge können passieren, wenn man trinkt, Mike." "Ben...ich.."

"Ist gut. Ich wollte damit nicht anfangen. Wir wollen dich nur bei uns haben. Du bist wieder in der Familie. Alles wird gut." "Aber das Geld werde ich nie zurückzahlen können. Das Feuer, Laura, ich habe alles verloren..." Du hast die Familie."

"Familie? Sekte. Du weißt, was sie mit unserem Geld gemacht haben, Vater, er... hat Sachen getan, Dinge... er hat..." Mike atmete schwer, hoffte, dass "Ben, ich wollte nicht, es tut mir leid." Bens Gesicht arbeitete, doch er antwortete nichts "Es gibt keine Aliens, sie werden uns nicht holen, sie werden uns nicht zu einem fremden Planeten mitnehmen..."

Wir... sind Menschen!" Ben nickte.

"Ich weiss... Es ist schwer, das zu begreifen. Ich meine... wir sind doch Freunde. Brüder... wir müssen mit Vater reden, müssen ihm die Sache austreiben... ich habe viel gelernt, Ben. Ich hatte ein halbes Jahr lang Zeit, nachzudenken. Es ist nicht vernünftig, dass..."

Er stoppte, als Bens kehliges Lachen sich im Wagen ausbreitet. Verwirrt blickt Mike in seine Richtung. "Das Geld... es kümmert uns nicht mehr. Weißt du, Vater hat mir eine Aufgabe gegeben, die ich erfülle. Bring ihn zu uns. Das waren seine Worte. Seine letzten Worte an mich, bis wir beide bei ihm sind."

"Und wo ist er?" Mike fühlte, wie der Druck in seinem Rücken wuchs, fühlte die Fliehkräfte, die ihn auf dieser allzu bekannten Straße herumschleuderten "Fort... wie die anderen auch." "Wohin sind sie denn..." Mike stoppte, als die Striche auf der Straße begannen, sich ineinanderzuschieben. Er fühlte sein Herz, fühlte, wie das Adrenalin durch seinen Kreislauf schoss, wie eine Gewehrkugel durch Zeitungspapier. "Der menschliche Körper kann in den Weiten des Weltraums nicht überleben, Mike. Vater hat das begriffen. Du, lieber Bruder, warst genau der Katalysator für seine Erkenntnis. Er merkte an dir, teurer Bruder, dass unser Fleisch viel zu sehr an dieser Welt hängt, dass uns die Wesen aus den Tiefen der Ewigkeit nicht als ihresgleichen akzeptieren können." "Wo... wo ist Vater!?" versuchte Mike hinter dem Aufheulen des Motors zu schreien. "In der Ewigkeit." flüsterte Ben und blickte in die Schlucht, die sich vor ihm öffnete wie das Maul eines Drachen.

## Der Pfad - Eine Erinnerung

Wenn immer ich mich an meine Kindheit erinnere, denke ich an den Pfad. Gut, für die Großen, Erwachsenen ist es keine echte Herausforderung, den eingezäunten Pfad zwischen zwei getrennten Teilen meiner Heimatstadt zu betreten, aber für mich war es, so oft ich mich auch beherrschen wollte, ein lebendig gewordener Alptraum.

Du musst es dir so vorstellen:

Der Weg hinauf in den Pfad ist so schmal, dass nur ein einzelner Erwachsener ihn beschreiten kann. Es ist kaum möglich, einem möglichen Entgegenkommenden auszuweichen, weil rechts von dir ein Abgrund lauert; die Bäume, die einst den Abhang stützten, wurden ausgelöscht, abgehackt, verbrannt, vernichtet. Nun findest du dort nur noch Dreck, kaum fähig, dich zu stützen, wenn du den Halt verlierst. Auf der linken Seite ein Zaun, hinter dem ein Grundstück auf seine Gäste wartet, daneben, und über den Geruch wirst du sicher nicht erfreut sein: Ein Hühnerstall... wenigstens im Winter erträglich, aber dann möchtest du noch weniger den Gang betreten... denn die Angst, die du in den nächsten Erleben wirst, zehrt von der Finsternis, der du begegnen wirst.

Aus der Entfernung mag der Pfad winzig erscheinen, aber jeder Schritt, der dich hineinträgt, verlängert den Weg bis zum anderen Ende, bis zum Ausgang. Dort, in einer Entfernung, die du nie überwinden wirst, ohne an Herzasen oder an anderen Dingen zu sterben, wartet die Rettung.

Doch genug von der Hoffnung, es ist noch ein weiter Weg. Aus dem Zaun, den du vor dem Weg in den Abgrund deines Angst noch sehen wirst, beugt sich eine Hecke in deine Richtung. Welches Glück du im Sommer hast, wenn Blätter dich an der Wange streifen, während du dich aufmachst, die Dunkelheit zu betreten. Im Winter jedoch kratzen Finger toter Hände an deiner Kleidung, zerren dich in eine Welt, die du nie betreten willst, biegen sich dir nach, wenn du an Ihnen vorbei schleichst, als hätten sie Augen, die nur auf dich warten.

Auf der rechten Seite, wenn du überlebt hast, wird dir ein großer Garten gezeigt, in dem sonst Menschen feiern, Kinder spielen, um die Birken laufen, sich verstecken, doch nicht im Winter. Du versuchst, dein Keuchen zu unterdrücken, damit du deinen Schritten im Schnee lauschen kannst, dem Knarren deiner Schuhe, wenn Sie die weiße Pracht zusammenpressen, Spuren hinterlassen. Spuren, denen du folgen möchtest, falls du doch noch umkehren würdest, ein paar Schritte, dann wärest du wieder frei.

Die schwarzen Augen der Birken folgen dir, wispeln im Rauschen des Winterwinds Geschichten über verlorene Kinder, die vor Jahren erfroren sind, deren Geister noch immer die Hände Ihrer Eltern suchen und nur deinen Anorak finden, sich daran festklammern, flehen und zittern, während du, nur du, sie hören kannst.

Der Pfad wird schmaler, während du ihn beschreitest. Die Zäune beugen sich unter der Last der Jahre hinunter, berühren sich fast an ihren oberen Rändern, während die Hecken ihr Bestes tun, um die Illusion zu verstärken, du seist gefangen, doch du bist es nicht, nicht für diesen Augenblick.

Hörst du das Knurren? Ich höre es, noch immer in meinen Träumen. Das Knurren wird lauter und lauter, bis das Tier, der Hund, bellend, zeternd, kreischend, die Zähne gefletscht auf dich zustürmt, nur von einer Kette gehalten, die zu dünn für seinen Hals wirkt, seinen Kopf nur ein paar Handbreit vor deinem Gesicht stoppen lässt, das diese zornige Kreatur dir zerfleischen würde, wenn Sie könnte. Unfähig, dich für Augenblicke zu bewegen, erstarrst du zu Eis, denn jeder kleine Schritt lässt diese Bestie glauben, du wärest Futter, ein kleiner Snack vor Mitternacht.

Das Bellen des Tiers folgt einem, trotz vorsichtiger Schritte und in der Ferne erblickst du tatsächlich den Ausgang. Bald hast du es geschafft... falls nicht... Du wirbelst herum. War da was? Vermutlich nur Schnee, der von den Ästen herunter geweht wurde. Am anderen Ende, von dem du gekommen bist, hat sich doch etwas bewegt! Du starrst hin, versuchst etwas in der Dämmerung des frühen Nachmittags zu erkennen. Da ist doch jemand. Deine Füße bewegen sich fort, rückwärts, erst vorsichtig, dann schneller, dann drehst du dich um und rennst los. Es kann nicht so schnell sein, doch nur Augenblicke später fühlst du seine Fingernägel an deiner Kapuze kratzen, fühlst, wie du an einen Zaun knallst, nur um im nächsten Augenblick Schnee in den Nacken zu bekommen, weil deine Aktion einen Ast gelöst hat, der nach oben schnell und seiner Last an Winterwunderland befreit wird. Für dich jedoch, mein Freund, ist der Schnee eine Hand, seine Hand, die des Todes, die des Vergessenwerdens. Die Brücke, kaum einen Meter breit, die über den Bach in den Karpfenteich eines der Anwohner fließt, siehst du kaum noch, hörst nur das Knirschen der Bretter unter dir und schießt,

nur wenige Schritte davon entfernt, hinaus ins Freie.

Du schüttelst dir den Schnee, dessen Schmelzwasser schon den Nacken hinunterläuft, vom Hals und blickst im Augenwinkel hinter dich. Dort ist, wie so oft, niemand, keine Gestalt aus Ästen und Zweigen, keine Kinder, die mit dir spielen wollen... nur der Pfad, der wieder daliegt, als wäre nichts geschehen, dessen Boden mit deinen, nur deinen Stiefelabdrücken gesät ist, deren Schatten sich im Dämmern des beginnenden Abends auflösen.. dessen Zweige, Händen gleich, Abschied winken und der Wind, der durch die kahlen Hecken weht, ein Versprechen flüstert... auf dich zu warten, auf dich und auf mich zu warten, ganz gleich, wie groß und erwachsen wir uns hier, im Licht unserer allzu sicheren Wohnung fühlen.

## Die Überraschung

Vorwort: unter Umständen FSK 16. Aber wer ist schon alt genug für das Leben?

Sie war zu spät dran, wie immer. Johann dachte daran, dass dies eine der nervigsten Eigenschaften einer Frau war, aber bei ihr war das liebenswert. Er sagte sich immer wieder, dass sie sich auf ihn freute, sich speziell für ihn vorbereitete. Er lächelte bei dem Gedanken, doch mit dem Blick auf die andere Seite der Bar verdunkelte sich wieder sein Blick. Dort saß jemand. Er hatte die Füße auf den Tisch gelegt. Es dämmerte draußen und Johann hoffte, dass sie bald vorbeikäme, noch eine Stunde mit dem Fremden im Raum wäre nicht auszuhalten gewesen, doch... wenn sie kam, würde sie alles erklären können, wie immer.

Er fühlte, wie die Dämlichkeit seines Grinsens zurückkam und wandte sich um, um sein Gesicht vor den anderen im der Bar zu verbergen. Regentropfen rannen so vorsichtig die Fensterscheiben herunter, als würden sie unterwegs gefrieren, so blau wie ihre Augen. Gedanken an sie waren immer da. Wenn er aufwachte, war sie es, die ihn vom Handyscreen anschaute, ein Blick voller Freude an einem frühen Morgen. Am Mittag rief er kurz an, das durfte er, sie erwartete es von ihm und am Abend, aber nur wenn sie daheim war, allein, ohne Gatten, ebenso. Johann fühlte, wie sein Herz beim alleinigen Gedanken an einen Ehemannes vor Zorn bebte. Er hatte sie angefleht, ihn zu verlassen, doch sie hatte sich immer wieder abgewiegelt, hatte Gründe vorgeschoben wie ein Kleinkind und wie ebenso eines hatte Johann gefleht, geweint, gebettelt, doch sie war hart geblieben. Lachhaft, hart... sie war wie eine Sonnenblume im Sommerwind.

Der Mann mit den Füßen auf dem Tisch... mit dem war was faul. Nicht, dass Johann sein Vertrauen auf Vorahnung setzen konnte, aber in diesem Fall, in einem geschlossenen Raum ohne Aussicht auf sie, die da kommen sollte, schon vor 10 Minuten, es war ein ganz schlechter Zeitpunkt für genau diese Art Nervosität, die dies in ihm auslöste. "Heh". Johann folgte der Stimme. Der Fuß-auf-dem-Tisch-Mann grinste ihn finster an. "Was machst du heute abend hier?" fragte er. Johann zuckte mit den Schultern. "Warten? Und... Sie?" das "Sie" war signifikant leiser als geplant. "Meine Alte kommt vorbei. Will mir meinen Nachfolger vorstellen." Er grinste.

Johann fühlte, dass ihm kalt ums Herz wurde. "So?" fragte er. Sein Gegenüber nickte. "Die Alte denkt, dass ich ihm was tue, wenn ich nicht weiß, dass sie in guten Händen ist. Außerdem habe ich doch eine Art" er beugte sich vor, "Mitspracherecht." Er lehnte sich wieder zurück. Wut flammte auf, hinterließ einen Fleck auf dem Verstand, der sich nicht wegwischen ließ. Er erinnerte sich an die SMS: "Komme 20 Uhr. Jemand will dich kennenlernen. Freu dich. HDL". Worte konnten nicht mehr beschreiben, wie er nun sich fühlte, da war nur Kälte und, wenn er die Augen schloss, blendende Finsternis "Mitspracherecht?" fragte er den Mann. "Dann werden wir schauen, wer der stärkere ist. Meine Alte und ich haben da so..." er nahm einen Schluck vom Bier, rülpste und starrte Johann an. "ein Spiel." "Ein Spiel?" fragte Johann. Der andere nickte. "Wir kämpfen. Wenn er gewinnt, ist sie mich los. Wenn ich gewinne, nun..." er grinste. Die Faust fiel auf den Tisch, das Holz jaulte schmerzhaft, verstummte wieder.

Johann nickte. Irgendwo hatte er doch... in seiner Jacke. Ja. genau. Passive Bewaffnung ist verboten, aber wozu hat man ein Teppichmesser. Bevor er tot war, war der andere dran. Notwehr. Ganz klar. Er konnte alles erklären, falls... "He" rief der andere, "komm doch mal her." Johanns Muskeln erstarrten, er schluckte. "Wawarum?" fragt er. "Weil du nicht gefährlich aussiehst. Deshalb. Meine Alte soll sehen, dass ich nicht nur" er lachte "total menschenfeindlich bin. Naja, für ein paar Augenblicke." Er grinste. Wie von einem Puppenspieler gezogen, erhob sich Johann und schlurfte hinüber zu seinem neuen "Freund". "Setz dich." befahl der Mann. Johann musste an die SMS denken. Deshalb hatte er noch niemanden aus ihrem Bekanntenkreis kennengelernt. sie hatte mit ihm gespielt, hatte ihn glauben lassen, dass er wichtig für sie wäre, bevor sie ihn heute Abend abservieren lassen würde. Der Typ sah in der Nähe noch viel gemeiner aus als aus der allzu-sicheren Ecke.

"He, Kellner, ein Bier für meinen neuen Freund" einige kurze Fauststöße auf den Oberarm später, die sicher zu blauen Flecken werden würden... blaue Flecke, bei Gott, das wäre das geringste Übel, aber mit gebrochenen Knochen aufzuwachen oder gar nicht mehr, tot in irgendeinem Gulli zu landen, zu verfaulen, nur weil eine Frau, ja, eine Frau, die er zu lieben gedacht hatte, bis zur Unendlichkeit der Zeit hinweg, nur weil sie ihn in eine Falle gelockt hatte.

"Dein Handy" sagte der Mann. Johann blickte auf. Der Bildschirm flammte auf, das Vibrieren durchströmte den Raum um sie herum. "Du willst nicht?" fragte der Fremde. Johann schüttelte den Kopf. "Ach komm, so schlimm? Was mit ner Frau?" er grinste. Langsam, aber sicher fühlte Johann, dass ihm dieses allumfassende Grinsen über wurde, immer debiler,

dumpfer, bösartiger, als ob ein Clown mit seinen Innereien spielen würde, wütend und sadistisch. "Hey" rief er. Der Mann war aufgestanden und hielt das Handy gepackt.

"Hehe, Kleiner, eine SMS. „Ist meine Überraschung schon da?“ Was..." Seine Augen starrten auf die Klinge, die in Johanns Händen lag, während ein Fluss von Blut über seine Kleidung lief, seine Arme hinabtropfte. Johanns Beine versagten. Das Messer knallte auf die Fliesen, während seine Knie beim Aufprall jaulten. Er blickte auf und sah den Berg von Mann, der verzweifelt versuchte, sich aufrecht zu halten, gegen einen Tisch knallte und diesen umriss, bevor auch er zusammenbrach

Johann versuchte, das Röcheln des Sterbenden zu überhören. Das Handy klingelte in einer Lache von Blut und verstummte. Der Kellner würgte im Hintergrund, Schreie wurden laut. Die Tür öffnete sich. Johann blickte auf. Seine Sonnenblume. Seine Sonne. Sein Leben. "Deine Überraschung" flüsterte Johann. Sie wankte zurück, Johann hörte, wie seine Stimme aufbegehrte. "Deine Überraschung" das Brüllen kam von ganz allein, "deine beschissene Überraschung. Er sollte mich fertigmachen. Ich kenne euer Spiel." Ihr bleiches Gesicht bewegte sich panisch. "Mein Mann, er hat der Scheidung zugestimmt... das war die... Überraschung. Ich habe meinen Anwalt... oh Gott... Du hast... einen Fremden... einfach so... Oh Gott." Sie wandte sich um, die Hände vor dem Bauch verschränkt. Eine Gestalt schob sich an ihr vorbei, ging auf ihn zu und beugte sich zu ihm herunter. "Sie brauchen auch einen Anwalt?" Johann nahm die Karte an sich, die ihm der Mann entgegenstreckte, konnte die Schrift nicht lesen, so sehr zitterte er, blickte auf, fragte "Was habe ich getan? Was soll ich tun?" Der Anwalt grinste "Plädieren sie einfach auf Notwehr. So mach ich das auch immer."

## Die alte Finsternis

Die alte Finsternis lag über der Stadt, dunkel und flauschig wie ein ungereinigter Teppich, Jahrhundertealt und verkommen, so wie die Häuser unter ihm, von insektenhaften Menschen durchzogen, die nichts anderes zu tun hatten, als sich in das Licht zu flüchten, das ihnen die Angst nehmen sollte, ihnen stattdessen jedoch nur noch mehr Furcht erschuf, indem es Schatten an die Wand warf, wo sonst nur Einsamkeit herrschte.

Ich war auf dem Weg zu einer Bar, um eine Frau zu treffen. Die Straßen waren voll von Leuten, die etwas ähnliches vorhatten, mit oder ohne die Hilfe ihres geliebten Alkohols. Es war Samstag und die Welt hatte ihr eigenes kleines Gericht über ihre Köpfe gelegt, Urteil: schuldig. Ich musste mich nicht in die Bar drängen. Es gab genug von ihnen in der Stadt und jede hatte genau dasselbe zu bieten, eine Art Sicherheit, Licht, Wärme, das Gemurmel der anderen, sprich, es war ein Hort, endlich mal der sein zu können, der man immer sein wollte. Wie auch immer, ich starrte auf das Schild über der Bar und dachte daran, wie sie sich mir zu erkennen gedachte: Ich trage eine weiße Rose auf grünem Kleid.

Soso. Ein übliches Treffen an einem üblichen Tag mit üblichen Klamotten. Es war so, als ob sie sich ranwerfen wollte, ein bisschen Spaß an diesem allzu-normalen wochen-endlichen 24h Selbstrotationszyklus, sprich, Tag. Ich folgte nur einem Automatismus. Als die Tür sich nicht öffnen ließ, starrte ich sie lange an, bevor ich bemerkte, dass man an ihr ziehen musste, statt zu drücken, vermutlich eine Hilfestellung für die ganzen Besoffenen.

Der Geruch menschlichen Verfalls überlagerte das scharfe Echo des Ausschanks von Spirituosen und ich musste erst einmal flach atmen, sonst hätte ich mich umdrehen und fliehen müssen. Schweiß lag in der Luft, schlimmer noch, alter Schweiß. Draußen konnte man es mit der Konzentration auf die Abgase der Autos der Abendfahrer versuchen, zu ignorieren, doch aus dieser Arena des gemeinsamen Zerfalls gab es kein Entkommen, das nicht wie Panik aussah.

„Schöner Abend heute“ war ihr Gruß und ich versuchte, das zu verstehen. Was ist an einem Abend... gut? Was ist gut? Was ist heute? Ich lächelte grundlos und versuchte, den Sinn ihrer Ansprache zu erkennen. War das üblich? Gut. Ich murmelte etwas zurück in der Hoffnung, dass sie es verstehen würde. Ihr Grinsen wurde groß, ihre Zähne leider auch.

„Das sind Sie also.“ sagte ich und überprüfte die Formulierung mit meinem Verstand. Höflichkeit an diesem Ort ist meistens unangebracht, aber ich fand, dass man damit spielen konnte, es war eine Saite im Spiel einer zerbrochenen Gitarre. „Sie sind fast so, wie Sie sich beschrieben haben“, war ihre Antwort, ein wenig zu keck, aber noch im Rahmen. Ich nickte. „Ich bin etwas anders als die Bilder. Die sind alt. Ich bin neu.“ Sie griff nach unten und holte eine Handtasche herauf. „Rauchen Sie?“ fragte sie mich. „Nur wenn ich brenne.“ war meine Reaktion. Man muss schon ein wenig lustig sein, wenn man versucht, sozial zu sein. „Gut.“ meinte sie, als ob sie den Scherz nicht verstanden hatte. Ich war geneigt, ihn ihr zu erklären, aber dafür hätte mich ihre Reaktion mehr kümmern müssen, als sie das tat. „Aber der Rest stimmt?“ fragte sie mich, ihre Augen recht belanglos auf mich gerichtet, als wäre ich noch immer an der Tür zur Kneipe, Bar, Restaurant, Abfallgrube, würde warten, dass sie mich empfängt. Sie drehte ihren Kopf zur Seite, eine Art Fragehaltung. „Ja. Ich arbeite in dem Gewerbe seit 25 Jahren. Ich habe vor, in Rente zu gehen, etwas neues zu tun.“ „Neues? Nach all der Zeit? Dass ist eine Herausforderung, die man sich gut überlegen sollte.“ Ich streckte meine Hände aus. „Die zittern noch nicht einmal. Es ist alles möglich, wenn man nur an sich glaubt.“ Genug Spielzeit. „Sie können stolz auf sich sein“ ergänzte ich. „Wieso?“ fragte sie, den Rauch der Zigarette, die sie aus der Tasche gezogen und angezündet hatte, vor ihrem Gesicht, der sie bis zur Unkenntlichkeit verdeckte. „Ich bin immer etwas... zurückhaltend.“ Mein Lächeln konnte sie sicher nicht sehen. „Wir sprechen eine Sprache... wir sind eine Spezies. Wieso sollten wir zurückhaltend sein?“ Spezies. Wieder eines dieser Worte... „Natürlich“ meinte ich, ergänzte aber mit „Dennoch, wie Sie auf mich gekommen sind.“ Ich versuchte, nicht zu enthusiastisch zu klingen. „Ich habe meine Fähigkeiten, Sie haben die Ihren und in einigen Punkten sprechen wir die selben Dinge an, die andere nicht verstehen würden.“ „Wie lang sind Sie schon hier?“ fragte ich. Sie zuckte mit den Schultern. „Die Stadt ist groß, man sein, dass ich noch nicht überall war, aber ich bin lang genug hier, zu wissen, wo man sein sollte und welchen Orten man fernbleiben sollte.“ Ich konnte ein leichtes Lächeln in ihrem Gesicht erahnen. „Es ist gut, wenn man sich so kennenlernt, nicht einfach gegenseitig... überfällt. Es ist nett, es ist nicht so einsam.“ Ich lehnte mich etwas zurück. „Einsamkeit ist eine Einstellungssache. Natürlich, außerhalb der eigenen Leute ist man allein, aber es gibt genug, dem man folgen kann, das einen ablenken kann. Dieser Abend hier... das ist... eine Art“ Ich stoppte. Der Geruch nach verbranntem Filter war nicht zu überriechnen. Ich legte meine Hand auf die Ihre, die noch immer die Zigarette hielt, öffnete ihre Finger und ließ den Zigarettenstummel in den Ascher fallen. Sie blickte mich an, eine Mischung aus Verwunderung und Sensation. Mein Seufzen schreckte sie auf. „Also... wie lang?“ fragte ich. „2 Monate“ „und vorher?“ „Lange unterwegs, mal hier, mal da.“ „Aber nicht daran gewöhnt, an das Rauchen und so.“ Ich sah ihre Augen vibrieren, 2 Stück, perfekte Smaragde mit

einem schwarzen Punkt in der Mitte. Kamen ihr Tränen? Ich blickte in eine andere Richtung. Sie schniefte etwas. „2 Monate“ murmelte ich vor mich hin. „Hey“ sie legte ihre Hände auf den Tisch, direkt vor sich hin, die Handflächen nach oben gerichtet. Ich nahm sie und drehte sie um. „Das sind wichtige Dinge“ meinte ich, „zu wichtig. 25 Jahre reichen nicht aus. 2 Monate reichen schon gar nicht aus, aber es gibt soviel zu sehen, soviel zu lernen.“ Sie nickte. Eine einzelne Träne kroch aus ihrem rechten Auge, ihr Gesicht in Horror verzogen. „Lassen Sie das“ ergänzte ich, „nicht hier und nicht jetzt. Alles zu seiner Zeit.“ „25 Jahre muss ein Alptraum sein“ murmelte sie, „25 Jahre, tagaus, tagein... und nun, da Sie aufhören, komme ich und lasse zu, dass Sie Angst um mich haben.“

Ich nickte, schüttelte dann den Kopf. Mein Nacken ließ ein leises Knacken entweichen. „Hören Sie das? Das ist das Alter. Die Stadt wirkt sich aus. Daheim wäre das kein Problem, das Alter. Ich würde über die Wiesen wandern, allein und unter leuchtendem Himmel.“ „Ja“ sagte sie. „Die Nacht. Die Finsternis. Dies ist so furchteinflößend. Woher weiß man, dass da nichts lauert. Woher weiß man, dass der Tod nicht auf einen wartet. Ich habe Bilder gesehen...“ sie stoppte.

Wir schwiegen beide. „Wollen Sie wirklich gehen?“ fragte sie. „Wollen Sie wirklich bleiben?“ „Ich bin neugierig“ sagte sie und starrte mit einer gewissen Ungeniertheit auf die Leute, die sie versuchten zu ignorieren, mehr noch, die sie wirklich ignorierten. Es war Samstagabend und was sollte man sonst noch tun, außer in seinen eigenen Gedanken ertrinken... nichts. „War ich auch einmal. 25 Jahre reichen. 788 Millionen Augenblicke, die kommen und vergehen. Ich vermisste die Heimat. Die Stadt hat viel zu bieten, aber ich finde nichts mehr an ihr. Sie sind jung.“ Ich versuchte es noch einmal mit Höflichkeit. Sie reagierte nicht. „Hey“, sagte ich, „Sie müssen lernen, auf Komplimente zu reagieren und das war eins. Jugend ist Hoffnung ist Neugier. Ich bin zu gebunden... Sie sind frei.“

Ich nickte ihr zu. „Es wird Zeit.“ Wir standen gemeinsam auf. Die Leute um uns herum reagierten nicht wirklich. Als die Tür sich vor mir öffnete, blickte mich die Finsternis an, blickte mir tief in meinen Verstand und grinste, ich grinste zurück. „Du wirst es vermissen“ sagte sie, „du wirst mich vermissen.“ Ich schüttelte den Kopf. „Nur ein bisschen“ flüsterte ich. „Was ist los?“ fragte mich die Frau hinter meinem Rücken. „Ich verabschiede mich nur von einem guten Freund“ sagte ich, „wir sehen uns.“ Ich nahm meine ganze Energie zusammen und trat nach vorn. Endlich war ich frei, endlich... frei. Ich blickte mich um, schaute hinunter und sah, wie sie meinen Körper berührte, dort, wo der Hals den Schädel hielt, fühlte ein leichtes Kribbeln in den Erinnerungen meiner Existenz, eine Art Schmerz und konnte sehen, wie mein altes Fleisch zusammenschmolz, sich verwandelte, sich in graufarbene Asche verwandelte und unter dem Wind, den ein vorbeifahrender Bus in die Straße trug, davonsegelte.

Sie blickte mir nach. In 25 Jahren, in 788 Millionen Augenblicken... würde das mit dem Wiedersehen eingehalten werden... wenn sie nur aufhören würde, zu versuchen, eine Zigarette verkehrt herum zu rauchen.



## Zwei Schatten

Ich sah die Gestalt vor mir auf dem Weg zur U-Bahn. Ihr riesiger Schatten schien die Welt auszulöschen, aber es war nur das taktisch schlecht platzierte Licht der Laternen an den weiß-bemalten Neubewohnerhäusern, die zeigen wollten, wie hip sie wären, in dem Sie diese Lämpchen von Dämmerung zu Dämmerung dahinschweifen ließen.

Er war schneller als ich, ich wanderte langsam nach meinem Arbeitsabend durch die beginnende Nacht. Die Straße war fast leer, ein paar Fenster waren offen und hinterließen einen sanften Teppich aus blauem Licht und fernen Explosionen aus den fremden Welten der Fernsehprogramme. Ich sah ihn über den Hügel stampfen, als wäre etwas hinter ihm her, ich war es nicht. Ich ging nur in die selbe Richtung wie er, nun hügelabwärts an einem Amüsierschuppen in liebesblutrot vorbei, das Gebrabbel von Restaurantgästen erfüllte mich, ich lauschte Ihnen für ein paar Augenblicke, dann war ich vorbei und er augenscheinlich schon vor Ewigkeiten. Auch ich schlurfte die ermüdende Treppe in die U-Bahn-Station hinunter. Da war er wieder, das Gesicht gesenkt, starrte er auf die Gleise, stand an meinem Platz, unbeweglich wie eine Mauer. Ich stellte ich neben ihn hin, blickte auf die helle Fliese, die meinen Platz auf dem Bahnsteig markierte, um den besten Platz zu finden. Er wich mir aus, ging ein halbes Dutzend Schritte nach rechts davon. Ich blieb stehen. Merkwürdigkeiten schossen mir in den Kopf. Ich starrte die Uhr an, die mir sagte, dass es kaum noch ein paar Augenblicke wäre, bis ich endlich meinen Abgang machen könnte.

Die Bahn auf der Gegenseite fuhr davon, ich hatte nicht gehört, wie sie angekommen war, die Abendgäste ausgespuckt, neue Mitfahrer eingesaugt, eingesargt hatte. Er stand neben mir, blickte immer auf die Zeit, als ob es wichtig wäre, er hatte mich verfolgt, schleichend nur, hatte mich von meinem Platz gedrängt, als ob es der seine wäre. Endlich kam die Bahn. Doch die Position der Tür war taktisch falsch, so trat ich nach ihm in dieselbe, in der er verschwunden war, ein. Er hatte keinen Platz gefunden, einen Hauch von Genugtuung konnte ich nicht verbergen. Er schaute weg. Ich auch.

Ich hörte Musik. Er las ein Buch, irgendein schwarzes Digitalschriftstück starrte mich an. Ich hatte mein ähnliches in meinem Rucksack. Er blickte immer wieder auf und las die Stationsanzeigen mit unnatürlicher Aufmerksamkeit. Ich fand das lächerlich, aber er war halt komisch. Ich hasste es, zu stehen, gerade so lang, aber was ist, ist schlecht, also musste ich mich daran gewöhnen.

Die Fahrt zog sich hin. Das Buch war nicht gerade schlecht, aber es hätte besser sein können. Im Hintergrund war das Säuseln irgendwelcher fremdartiger Noten zu hören. Er war noch immer da. Idiot. Wann würde er aussteigen? Die Geschichte im Buch war dämlich, aber ich hatte nichts anderes und seine Musik spielte noch immer.

Menschenmassen stiegen aus und wieder ein. Der Wagon platzte und atmete wieder. Die Nacht nahm Ihre Arbeit auf und ließ nur die Bekloppten zurück, die Schlaflosen, die Trunkenen.

Er war noch immer da. Diese Fremde in seinen Augen machte mich mürrisch.

Er ging nicht weg. Er blieb da, angewurzelt.

Eine Ewigkeit verstrich, ganz sachte wie eine Feile auf Blech, genauso wie die Bremsen und das Tröten der Bahn, ein Tummel aus Nichts und Allem.

Ich sah, wie er ausstieg und davoneilte. Ging er nicht in die falsche Richtung? Ja, das tat er. Dieser... Idiot. Ich... aber er hatte ja noch Zeit, sich für eine Tür zu entscheiden. Ich folgte ihm.

Er folgte mir ebenso wie ich ihm, aber das hatte keinerlei Bewandnis, auch wenn ich seine Schuhe hörte. Ein halbes Dutzend Türen hatte er Zeit.

Die Straße lag leer vor mir. Und ihm. Die letzten Gäste hatten die Fußsteige verlassen. Der Mond kicherte leise unterm Sternenzelt.

Ich konnte ihn nicht mehr hören, aber mich umzudrehen, wäre dämlich gewesen. Ich fühlte, er war da.

Das Glator war geschlossen, meine Finger hatten den Schlüsselbund schon Ewigkeiten gepackt und suchten den Schlüssel.

Er schloss die Tür auf, zitterte, huschte hinein. Ich wollte den meinen Schlüssel nicht suchen, also rannte ich los und erwischte das Glas noch im letzten Augenblick. Er stob davon. Der Innenhof war einsam.

Er wohnte im Haus?

Ich suchte die Tür... vermutlich, ich meine, es gab noch andere Türen im Innenhof... er musste mir nicht folgen. Ich stieß die Tür auf und schloss Sie hinter mir. Die Treppe. Ich hörte seinen Schlüssel.

Idiot. Wieso riss er die Tür so zu? Hatte er Angst? Ich hätte Angst haben müssen! Ich meine... was, wenn er wusste, er ich war?

Die Treppen hinauf. Es knackte hinter mir. Schlüssel klimperten theatralisch. Seine Schritte waren überall.

Er stand vor der Tür. Sie war reflektierte ihn. Sie reflektierte mich. Er drehte sich um. Unsere Blicken trafen sich. "Hallo Emanuel" sagte er.

"Hallo Emanuel" antwortete er. "Feierabend" sagte er. Wir nickten. "Wir wissen" sagten wir, "dass wir Fremde sind" sagten wir, "im selben Geist." "...und im selben Dasein".

Ich drückte die Tür auf und ging hinein. "Fremde im selbem Geist, im selben Dasein, pfff", wiederholte ich leise, "was für ein Idiot." Die Tür schloss sich. Die Welt schlief davon.

Eine letzte Aussprache am See um Mitternacht... von der Summe her war es recht einfach:

### **Weg und Zeit ergibt kalkulierte Wut.**

Diese Gedanken trugen Johannes P. Lattrek, genannt "Johnny", auch auf Grund seiner Lederjacke und seiner Vorliebe für die Hits der 60er, die er in seinem Autoradio laufen liess, während er hinter sich die Tür schloss und den Weg zum See hinunterwanderte.

Herbstregen hatte die letzten Blätter auf dem Pfad verstreut, hatte sie durchweicht wie altes Semmelbrot, das die Rentner, die im Sommer auf den Bänken vor dem abfallenden Ufer verbrachten, nicht weit genug werfen konnten, damit die wenigen Enten, die es bis hierher geschafft hatten, es wenigstens irgendwie mitbekommen hätten. Sagen wir so: Es war glitschig.

Johnny blieb stehen. Hinter ihm erstreckte sich die Siedlung, in der er aufgewachsen war, ein fahler Block, der in den miternächtlichen Himmel hinausragte, die wenigen Sterne überdeckten, die es schafften, durch den Smog der Großstadt zu dringen. Er steckte sich eine Zigarette an. Sie schmeckte illegal importiert. Johnny spuckte aus, dann drehte er die glühende Spitze ab und verfrachtete den Rest wieder in seiner Lederjacke. Es war kalt. Irgendein Hit der Beatles drang aus dem halbheruntergelassenen Fenster seines Scirocco und verteilte sich um ihn herum. Er stampfte weiter.

Er konnte sie sehen. Sie hatte angefangen, sich für ihn und seine Vorliebe für die Monroe, die Haare blondzufärben. Sie hatte viel getan, damit er glücklich war. Sie hatte noch mehr getan, damit er nicht unglücklich war. Er war schnell unglücklich und seine Hand war schnell. Er rieb seinen Daumen an seinem Ledergürtel; die blanke Stelle war wie ein Muster in seiner Persönlichkeit, die auf ihrer Haut einen deutlichen Abdruck hinterließ... wie in seinem Kopf.

Er spuckte wieder aus. Eine letzte Aussprache hatte sie ihm bewilligt, war ihm ausgewichen, so weit sie es konnte, aber auch Therapeuten oder irgendwelche Richter konnten nicht verhindern, dass er sich beleidigt fühlte. Musste er alles auf der Welt ertragen? Hatte er nicht schon früh gelernt, dass das Weinen der anderen ihm Erlösung versprochen, wenigstens für einen Augenblick?

Sein Herz fühlte sich an wie das Eis, das über dem See gewachsen war... diese letzte Aussprache war seine Möglichkeit, das finale Wort zu haben. Er würde gewinnen, in sein Auto steigen und davonfahren. Sie wäre... erledigt. Er fühlte den Wagenheber an sein Bein lehnen, sich durch seine Hose brennen. Sie würde ihn schmecken. Sie gehörte ihm. Er atmete schwer. Nicht unterschätzen, Johnny. Heute war der Tag der Abrechnung. Mit ihnen allen. Und er würde mit ihr anfangen.

Das Metall brannte sich in seine Hand, verschmolz mit seinem Fleisch. Er lief los. Das helle Ziel blieb in seinem Blick. Der Abhang wurde steiler. Die Zeit blieb stehen, als sein Herzschlag eine magische Grenze übersprang und in die Unendlichkeit abdriftete. Sein Verstand nahm nur einen Teil der echten Welt wahr: Sie drehte sich um. Sein Blick schrumpfte. Ihre Augen wuchsen. Er fühlte, wie sein Arm sich hob, sein Mund sich öffnete, um einen Schrei auszustoßen. Sie hob ihre Hände, ihr Gesicht wurde zu einer Maske aus Porzellan.

Als er an ihr vorbeitaumelte, blieb sie für einige Augenblicke stehen. Das Eis verlor unter seinen Metallabsätzen seine Kraft und liess zu, dass sich ein Riss bildete, einen jener winzigen Schluchten, die genau bis zum Wasser hinunterreichen, die sich in mathematisch verwirrenden chaotischen Verteilungen, bis sie ihr Ziel erreicht haben.

Als sie Johnny aus dem eiskalten Nass zogen, irgendwo in der Mitte des Sees, wohin ihn die schwache Strömung befördert hatte, fiel es nur der jungen blonden Frau mit den großen Augen auf, das ein Stück Toastbrot unter einem seiner Stiefel klebte. "Enten" flüsterte sie "Enten konnte er nie leiden." Im Hintergrund verebbte das Autoradio und eine einzelne dankbare Träne benetzte den Raureif eines neuen Tages.

## Die Jagd

Stille

kein Ton dringt an sein Ohr

nur langsam, in weiter Ferne, sein Herzschlag, wie Nebel. Er dreht seinen Kopf, die Welt zieht vorbei, grün und braun, im Hintergrund dunkles Blau, von weißen Kringeln durchzogen. Seine Fußzehen bohren sich in die Sandalen, Fichtennadeln stechen seine bloßen Füße. Er geht in die Knie, wischt sie ab, hört das leise Kratzen seiner Finger, die über die ledernen Riemen rutschen.

Weiterhin Ruhe. Ein Hauch von Wind atmet in sein Genick, er zuckt zusammen, verharrt in dieser Position, dreht sich um. Der Wald hat sich nicht verändert. Bäume und Büsche rühren sich nicht. Wieder dreht er sich um, betrachtet die Borke des Baums direkt vor ihm.

Er spürt, wie er seinen Atem wiederfindet. Seine Ohren pochen, sein Blut rauscht, seine Zähne knirschen verzweifelt.

Mit aller Vorsicht schiebt er sich von seiner Position weg, lässt die unsichere Stelle hinter sich zurück. Langsam versinkt sein klopfendes Herz wieder in seinem Brustkorb. Weiter und weiter, wie ein Tier, das seinem Verfolger entkommen ist, rutscht er über den fleckigen Waldboden. Kein Geräusch machen. Jetzt kein... es knackt, ein Zweig rutscht an seinem Bein vorbei, hinterlässt nach einem Augenblick einen blutroten Striemen. Doch er sieht es nicht, seine Augen haben etwas erkannt, einen Fleck, orange mit gelben Linien durchzogen.

Wieder geht er in die Knie. Seine Hände umfassen das Gras zu seinen Füßen. Der Busch, nur einen Meter entfernt, wird ihm Schutz gewähren, wenn er... wieder knackt es. Ein dumpfer Knall, ein dahinrübendes Tier. Wieder atmet er nicht, nur für ein paar Sekunden. Seine Augen hängen an den farbigen Flecken wie ein Fisch an der Angel.

Der Busch hat seine schützende Hand abgezogen. Er erhebt sich aus der Deckung, kriecht näher, seine Hände schwitzen, sein Kopf dröhnt, seine Füße pressen sich in den Boden, suchen einen Stein, einen Block, um sich abzustützen, um die letzte, viel zu lange Entfernung mit einem schnellen Sprung hinter sich zu bringen. Wieder ein Krachen, diesmal näher. Er hört sich selbst fluchen, ein heiseres Raunen entrinnt seiner Kehle. Keine Reaktion vor ihm. Jetzt oder nie, rufen Herz und Verstand.

"Ich hab dich. Du bist dran!" Der andere dreht sich zu ihm um. Sein Kopf liegt quer über seinem Hals gespannt, seine Hände umfassen weiterhin den Baum vor ihm, ein Auge von der Größe seines Mundes blitzt auf und die Zungen hinter den unzähligen winzigen Zähnen kosten die Panik, die ihn in diesem Moment überwältigt.

"Ich bin nicht dran,", zischt das Wesen und sein Augenlid schließt sich für einen Moment, "aber du bist."

## Die letzten Augenblicke des Imperators Larzx5S

"Lasst die Spiele beginnen", brüllt Larzx5S, während seine mittlere Faust über den Knöpfen des Laufsprechersystems kreist, herunterstößt wie ein Metallpfalomal, der auf Beute fixiert ist. Die anderen Fäuste pressen sich an einen Becher smalowischen Rotweins, zittern vor Gier und Wollust. Sein Schwert fällt klirrend auf den mosaikdurchwobenen Fußboden seines fliegenden Palastes, genannt "der weiß-ewige Kreislauf", der über einen Verbrauch von 50 Sonnen im Jahr liegt, eine Spitzenleistung larzxischen Ingenieurwesens, wenngleich auch schon ein paar Umkreisungen alt.

Unter Larzx5S bebt der Boden, was er nicht bemerkt, denn in der Luft ist man von allem abgeschnitten, was gut und schlecht ist, hier oben pflegt man anders mit diesen Konzepten umzugehen, sprich, sie zu ignorieren. Da unten, in der Einöde von Klavus 6 begegnen sich die beiden Heere, eines vollkommen unterlegen, die Einheiten Opalaz' lassen sich an 5 Händen abzählen, mehr Beute als Gegner, mehr Wolke, die man davonbläst, als echte Existenz... auf der anderen Seite Larzx5S Elitekommando, jede einzelne Halbkybernetiker eine tödliche Kampfmaschine, die von Larzx7S angeführt wird, dem Enkel seiner Majestät, ein Spitzenklon wie sein Großvater, nicht so mies wie Larzx6S, dessen Namen aus den Annalen der Geschichte getilgt wurde, als er den höchsten Verrat beging, den das Reich Larzx in seiner millennia-alten Geschichte erlebt hatte, einen Verrat, den selbst die puppenhaften Räte seiner Majestät nicht auslöschen konnten. Verrat, was für ein gutes Wort für die Faust, die das Spiel der tausend Meister mit einem Wisch vernichtete, jede Taktik ad absurdum führte, das Spielbrett mit einer, wie er jammerte, "versehentlichen" Bewegung seines linken Abräumte. Der Arm musste daran glauben, die Laserschnitte liessen seine Verstümmelung grotesk einfach wirken, aber der Rest... der Rest wurde vergraben, auf der anderen Seite von Larzx, tief in den Eingeweiden des trockenen Bodens, auf dass seine Seele niemals Platz unter den 158 Vorgängern finden würde, seien sie tot oder im Eisschlaf oder lebendig.

Heute nicht. Heute würde Larzx5S die Welt beherrschen, die man Larzx nennt. Heute würde der große, der endlose Krieg endlich enden. Heute würden seine Scharen den letzten Feind überwinden, seine Seelen vernichten, seine Geister auslöschen, heute würde, so hatte es ihm der alte Prophet gesagt, der namenlose und gesichtslose Mann, dessen Augen inmitten eines zerfressenen Gesichts lagen, dessen Mund kein Wort sagen konnte, ohne in Larzx5S ein ungutes Gefühl der Verlorenheit auszulösen... heute würden alle Träume wahr werden.

"Und dann" flüstert er, seine Stimme gleich zweier metallener Opanatile, die einen Ton aus zwei verschiedenen Frequenzen erzeugen konnten, "dann bin ich endlich frei." Die Tür hinter ihm öffnet sich und der kalte Hauch der Gewissheit dringt zu seiner Haut vor, die von Narben durchzogen sind wie der Planet unter ihm. "Bald ist es soweit" sagt er, als er dem Namenlosen seine Bezeugung macht, denn anders als die Vorgänger in dieser ewigen Schlacht um ein winziges Stück Dreck im Weltraum, sieht er die Vernunft in den dumpfen Fragen, die sein Hirn jede Nacht martert, die nur der Mann heilen kann, der sich keine Existenz zu schulden kommt. "Frei" flüstert die Grabesstimme, "frei macht nur der Tod". Larzx5S fühlt die Klinge, genießt sie sogar für einen kurzen Augenblick, "ich wusste es" ergänzt er, "du cheatest." "Es ist kein Cheaten, wenn man am Ende gewinnt." Flocken fallen vom Gesicht des Imperators, mischen sich mit dem Blut, das seine Augen verlässt und der Staub, der eine Maske zeichnet, die ihn an Larzx6S erinnert, zerrinnt wie die Armee von Opalaz, einer Erfindung seines Klon-Sohns, der die weißglühende Klinge aus dem Körper seines Vorgängers zieht. "Dem Sieger ist alles egal" kichert die Kreatur, die aus der Wüste gekommen ist, als sie zu Sand zerfällt, zu Sand, der weder Gedanke noch Wunsch hat, der nur aus Träumen besteht, aus Träumen eines endlosen Kriegs.





## Seine Majestät ist unzufrieden

»Erzähle es mir, erzähl mir vom Land.«

Er richtet sich auf und blickt aus dem Fenster. Die Nacht zeigt ihre schönste Seite, Sterne, Juwelen gleich, bedecken das Himmelszelt; der Wind treibt Wolkenschafe zu einer fernen Herde zusammen.

»Oh König«, beginnt Rorak der Weise, »Die Welt ist ein Dorf und ihr seid die Sonne, die über allem strahlt. Nun höret, eure Majestät.

Die Ähren hängen tief herab, schwer von ihren Körnern. Die Bäume reichen ihre Früchte jenen, die ihre Hände ausstrecken, fast schon fallen sie ihnen in die Hände. Die Herden der Rinder, der Schafe, sie wachsen und würden, wenn eure Güte sie nicht uns Volk opfert, in weniger als einer Generation dieses Land einnehmen. Die Bienen ergötzen sich an den Gärten der Menschen, die voller Blumen sind, verzaubernd bunt. Sie bringen uns mehr Honig, als die Heiler es uns erlauben würden. Fett wird die Welt an eurem Segen.«

»Und die Häuser?«

Rorak runzelt die Stirn: »Welche meint ihr, Herr?«

König Elrak dreht sich um. Seine Augen fixieren den alten Mann, doch ein grimmiges Lächeln erleuchtet das majestätische Gesicht, so dass Rorak weiß, um was es geht.

»Die 14 Häuser sind durch euren Frieden gebunden. Sie streben nicht nach Macht, nach Land, sondern sie sehnen sich weiterhin nach eurer Güte, nach euren Gesetzen. Ihr Gold ist rein, ihre Herzen sind tapfer, ihre Söhne sind stark und Töchter schön und ...«

»Ja ja«, unterbricht ihn seine Hoheit. Elrak gähnt. Seine Zähne blenden die Wache, deren Waffen nur Tand sind, denn jeder kennt die Geschichten, jeder lobpreist die Taten seiner Majestät.

»Ich habe die Armee nicht entlassen, weil ich weiß, dass sie keine andere Arbeit findet, Rorak. Ich habe die Familien geformt, wie ich es wollte. Ich lebe in den Herzen der Menschen ... und dennoch -«

Er blickt aus dem Fenster, betrachtet die Lichter in den Straßen und Gassen der Stadt. Sie alle flüstern seinen Namen: »... und dennoch ... «

»Eure Feinde sind besiegt worden. Ihr selbst habt die Kämpfe ausgefochten, ihre Stärken in Schwächen, ihre Wut in Sanftheit verwandelt. Täglich kommen Karawanen und Wagen, aus allen Ländern dieser Welt, sie alle dienen euch und sie dienen euch gerne.«

»Da ist keiner, der mich bezwingen will?«

»Nein«, antwortet Rorak, »keiner. Eure Stärke ist die eines Helden aus den Sagen. Eure Macht ist eure Weisheit und euer Ruhm wird nie vergehen. Ihr habt die Arenen geschlossen. Ihr habt die Gerechtigkeit der Strafe vorgezogen. Euer Licht erleuchtet die Herzen aller ...«

»Aller? Wirklich aller?«

Rorak schluckt. »Es gibt wenige, die wie ein Hauch sind in einem Sturm. Doch sie sind schwach ... sie nutzen die Schrift, um euch zu ... beleidigen. Wir finden sie und bringen sie fort. Die Ferne ist die Heimat der Fremden und wer euch verachtet, der ist für uns ein Fremder.«

»Und wenn sie nicht gehen?«, fragt König Elrak, dessen Hand über seinen noch immer kohlrabenschwarzen Bart fährt, »Was ist, wenn sie Einfluss gewinnen?«



»Das wird niemals geschehen ... Euer Reich ist perfekt, eure Existenz ist ein Geschenk, eure -«

»Ich langweile mich«, murmelt Elrak und lehnt sich an eine Säule, geschmückt mit den Flügeln tausender Smaragdfalter, die einem der Könige gehört haben, die keine Geschichtsschreibung mehr kennt, »fast 800 Jahre auf dieser Welt, regiere sie, plane sie, und alles ist perfekt... fast alles.« Er löst sich von den Steinen, streckt sich. In der Ferne erbeben die Herzen der Menschen, die ihn beobachten, ihn immer als Idol, als Götzen sehen, als einen, der vom Himmel gefallen ist, als einen, der sie gerettet hat.

»Fast alles ist perfekt, oh Gebieter«, Rorak verneigt sich, seine Knie beben, »Wir werden dafür sorgen, dass ...«

»So langweilig«, des Königs Stimme zittert, seine Faust knirscht.

Er wandert zu seinem Tisch, drückt einen versteckten Knopf. Eine Schublade öffnet sich, fast unhörbar. Seine Majestät König Elrak pustet den Staub von einem Buch, hustet.

»Rorak«, er hebt seinen Blick und lächelt, doch diesmal schwimmt sein Gesicht in einem Meer aus Freude, aus echter Begeisterung, als wäre er aus einem Traum erwacht, »Rorak, hast du schon einmal den Begriff »Revolution« gehört?«

## Rubert Namenlos

Der letzte Schritt war getan. Die Möglichkeit, sich selbst aus den Köpfen der Menschheit zu entfernen, lag nur einen Knopfdruck entfernt, ggf eine kleine Nachjustierung der Maschine. Dann aber, in ein paar Minuten, kabumm, alles wäre überstanden, alle Erinnerungen ausgelöscht, alle Geheimnisse wieder geheim.

Nichts wäre mehr übrig von Rupert J. Ponyhouse, Wissenschaftler und Nullnummer, Opfer sovieler Angriffe, nicht nur wegen seines Namens, auch wegen seiner Theorie, dass das menschliche Bewußtsein nur eine Laune einer hyperdimensionalen Multifrequenzübertragung wäre, die Verknüpfung des Menschenhirns mit einer übergeordneten Entität. Heute, bald, jetzt gleich, alles weg. Er könnte verschwinden, was neues anfangen, nachdem die Daten aus dem Netz gelöscht worden waren, dank eines Hackers, der zwar teuer gewesen war, aber was solls, man wird nicht wirklich frei, wenn man nicht dafür zahlt.

Knopfdruck. Die Maschinen beginnen, ihre Arbeit zu tun, beschleunigen, Wellen formen sich um Rupert herum, verknoten subatomare Energiefetzen in lustige Regenbögen, jemand klopft an die Tür, vermutlich will dieser jemand rein, brüllt, jault, zischt, Worte zucken, während die Erde bebt: ein gutes Zeichen, der Druck wird größer, die Verbindung stabilisiert sich. Das/Der/Die Jemand sprengt die Tür mit einer Axt auf, rutscht heran, versucht, den Knopf zu drücken, erwischt aber die Justierung, Haha, zu spät. Die Welt wird weiß.

Kopfschmerzen kleben an der Schädeldecke des Namenlosen, sein Gesicht spiegelt sich in den Augen der Krankenschwester wider. Sie lächelt. „Rupert?“ fragt sie. Er nickt, schüttelt den Kopf, „Wer?“ Ihre Augenbraue hebt sich, ihre Hände sind kühl auf seiner Stirn. „Rupert? Rupert rupert.“ Hinter ihr öffnet sich die Tür, eine weiterer Schwester betritt den Raum. „Rupert.“ „Rupert?“ „Rupert rupert rupert!“ Sie knallt die Tür zu. „Rupert“ entschuldigt sich die Frau. Schritte im Gang, die Tür wird aufgerissen, ein Arzt stampft herein. „Rupert. Rupert, rupert rupert!“ Hinter ihm Polizisten. Erst jetzt merkt der Namenlose die Handschellen, die am Gitter an seinem Bett entlangklirren. „Rupeeeert“ kichert einer der Polizisten, „rupert rupert ruuuupert!“ Jemand rennt durch die Gegend, ein Meer aus Stimmen rollt über ihm, Getuschel und Schreie, Blitzlichter brennen sich in seine Netzhaut, er schließt die Augen. Nach einer gefühlten Ewigkeit öffnet er sie wieder, die Uhr über der Tür zeigt „Rupert“ und der Wecker ebenso. Ein Kalender: Rupert. Die blinkende Rupert-Anzeige draußen verweist auf etwas Rupert, ein Fragebogen liegt vor ihm auf dem Bett, ein Stift daneben, der Fernseher ist eingeschaltet, eine Laufschrift, ein Mann mit lautlosen Mundbewegungen, alles Rupert, Rupert und wieder Rupert. Er lacht, weint, rupert. Er weiß zwar nicht, wer er ist, aber vermutlich rupert sich alles irgendwann zusammen. Er war mal Doktor oder Wissenschaftler oder einfach Rupert. Rupert so wie Rupert. Rupert Rupert rupert rupert rupert!

## Dein Name

Grau

fühlst du ihn, den Druck der Straße unter deinen Füßen? Er fühlt jedes einzelne Staubkorn – sieht es aufsteigen, verharren, hört sein Flüstern, bis es wieder auf den Boden knallt. Eine mikroskopische Flutwelle rollte an seinen Schuhen entlang, Schritt für Schritt für Schritt. Die Luft schmeckt nach absolut gar nichts, bis zur Unkenntlichkeit gefiltert durch tausende Lungen, bis jeder Atemzug nur noch dazu dient, zu leben.

Fremde treffen auf Ihregleichen, Pfade verschmelzen ohne Berührung, ohne physische Sensation, man wird eins für den Bruchteil eines Moments, doch nichts bleibt bestehen in dieser Welt ohne Worte.

Du fühlst das Nichts, nicht wahr? Die Einsamkeit der Menge, die sinnlosen Tänze, den Mangel an Sinn. Und doch, du erinnerst dich, gib es zu, an eine Zeit, in der du echt warst, existiert hast. Dann, als habe eine ferne Gestalt dir das wichtigste geraubt, deine Definition, deinen Anker.

Du bleibst stehen, die Stille stoppt, du manifestierst dich, eisgewordenes Wasser. „Hey“ zischt eine Stimme, ein Gesicht erscheint vor dir, Brille, Bart, viel zu großer Kopf für sein Alter, „geh weiter.“

„Nein“ sagst du und ein Gesicht formt sich, „gib mir meinen Namen zurück.“ Der andere Mann lacht. „Ich?“ „Du.“ „Wer bin ich, dein Schöpfer?“ „Ja. Gib mir meinen Namen wieder.“ „Und welchen willst du?“ Du schweigst. Überraschung.

„Meinen echten Namen.“

„Junger Mann...“, antwortet sein Gegenüber.

„Nein. Meinen echten Namen. Du kennst ihn.“

„Ich kannte ihn, ich vergaß ihn aus Gründen...“

„Für einen Effekt.“

„Für eine Sensation, ja.“

Andere starren auf euch. Macht mal hin. Jeder Augenblick spült mehr und mehr Wesen heran, namenlos und vergessen, aufgeschrieben und gelöscht, Schatten verlorener Geschichten. Sie heben ihre Hände, betrachten ihre Finger, suchen ihre Spiegelbilder in den Augen der anderen.

„Gib mir meine Existenz zurück.“

Er zuckt mit den Schultern. Du schlägst ihn ins Gesicht. „Namen...“ Er lacht. Blut tropft in den Staub. „Was sind schon...“ Du packst seine Kehle, er schüttelt dich ab, du folgst seinen Bewegungen, er versucht, auszuweichen, doch du bist schnell, eine einfache Dreifachkombination erwischt ihn. Er taumelt, hält sich oben. „Los, kämpf mit mir.“ Deine Worte wirken falsch, wer wagt es, ihn herauszufordern. „Nein.“ sagt er. Du schlägst wieder zu. Er weicht aus. Schläge verpuffen, Stimmen aus der Menge stöhnen auf. Du umkreist ihn, er lächelt, seine Zähne blitzen. Wolken rasen über den Himmel, Blitze formen sich in ihrem Inneren. Als du endlich triffst, erwischt der Donner die Straße, fegt sie mit seiner Macht fast leer, doch die Zuschauer kommen wieder, schlurfen heran. Die Kraft, sie füllt deine Lungen, dein Herz. Ein neuer Versuch, wieder ein Treffer. Der Boden bebt, Steine rieseln von den Häusern herab. Er weicht dir aus, führt dich. Ja, er führt dich, fühlst du es nicht? Nein, noch nicht. Deine Wut ist zu stark, folge ihr.

Hiebe und Tritte verletzen ihn, verwandeln seinen Körper in etwas Unerhörtes. Ein Blitz schlägt ein, das Zeichen deiner Macht. Tu es, erwisch ihn. Gut. Er grinst, spuckt Blut, fordert dich heraus. „Willst du leben?“ fragt eine ferne Stimme, eine Frau. Du hebst die Faust in den Himmel. Blitze wandern über deinen Körper, hüllen dich ein, das Tor zum Universum steht offen, der Blick in eine andere Welt ist dir erlaubt. Du lachst. „Ja!“ „Dann schau gefälligst auf die Straße, Idiot.“ Du drehst dich um.

Deine Füße haben Worte in den Staub geschrieben, die Kalligraphie deiner Wut hat dich beschenkt, sei dankbar. Du hörst das Jammern der Verstoßenen, als du beginnst, die Welt zu verlassen, befreit durch deine eigene Kraft. Sei dankbar, Jan und vergiss sie nicht, die anderen, die verlorenen Geschöpfe fremder Erzählungen und Träume. Vielleicht triffst du ja den einen oder anderen auf deinen Reisen und dann nickt ihr euch zu und geht eurer Wege, peinlich berührt, weil ihr nicht den Namen des anderen kennt.

## Unter dem Berg liegt ein Schatz

Etwas geschieht

mit mir und mit Stefan. Oder Stephan. Ich kann den Namen nicht aussprechen, nicht denken. Ich weiß, er steht dort, in der Mitte der Kammer, direkt unter dem Kreis, der sich einem Himmelsgewölbe gleich über unsere Köpfe stülpt. Er schweigt. Nur mein Herz lebt noch.

Die Fackel flackert in meiner Hand, verlischt bald. Zu tief, viel zu tief, liegt diese Kammer. Hier muss der Schatz sein. Ich fühle den Berg über meinem Kopf, die Kraft seiner Schwere presst die Luft aus meiner Lunge und die Worte aus meinem Kopf.

Erinnerungen flackern auf, sterben und werden davongeweht. Unheilig ist der Ort, sagte Großmutter auf ihrem Sterbebett, dort, wo das Gewebe von Leben und Tod, von Hier und Dort sich auflöst, wo Fäden gezogen werden, die die Engel abschneiden werden. Verboten, sagte sie, ist die Gruft der Kutsche. Ihr Atem ging schnell. Der Berg, flüsterte sie. Geh nicht dorthin. Dort erwartet dich nur der Tod.

Damals war ich 10 oder 11 Jahre alt. Was weiß ich ..., nur dass ihre Worte eine Welle auf meiner Haut malten, als wäre ich eine Leinwand und sie der letzte Pinselstrich, der notwendig war, um das Gemälde meines Lebens vollständig zu zerstören. Nun stehe ich hier, 30 Jahre später. Natürlich wurde ich Bergmann, wie so viele andere. Nun stehen mein Schwiegersohn und ich unter der Kuppel, ich neben ihm und wir beide sind nicht gewillt, aufzuhören, sind nicht bereit, uns zu opfern.

Die anderen haben uns verlacht. Selbst der Herr Pfarrer hat uns beiseite genommen und gefragt, ob wir es ernst meinen mit unseren nächtlichen Wanderungen in die verborgenen Tiefen unter der Stadt. Der Berg hat seine Kraft verloren, flüstert der Steiger. Er fühlt es in den Wänden, die um uns herum in den Himmel wachsen, voller Silber und Zinn ... er stirbt, der Berg.

Lang hatte ich vergessen, wie sehr mich die Worte der sterbenden Frau beeindruckt hatten; hatte ein Leben geführt, das weniger ist, als es hätte sein können. Ich habe geheiratet. Ich habe gezeugt. Doch die Groschen fallen mir aus den Taschen, schneller, als ich sie einsammeln kann. Der Schatz ist die Rettung. Woher er kommen mag? Gerüchte sind wie Wellen, sie kommen und sie gehen. Sie sagen, die goldene Kutsche wäre im Moor versunken, damals, vor wie vielen Jahren? Dort, beim Heideteich, sagen sie. Nichts da, die Gerüchte sind wie die Luft, die die Flammen fressen, damit sie leben und wir sterben. Ich würde lachen, aber ich kann nicht mehr.

Doch unter dem Berg, dort, sagte sie, die Großmutter, dort ist Platz. Seit vielen hundert Jahren graben sie dort, Leute, die kommen und gehen, die geboren werden, die sterben. Fliegen auf dem Antlitz der Erde, wie lächerlich. Großmutter war klug, nein, weise. Deshalb hat sie mir all das hinterlassen, was wichtig war. Worte. Ratschläge. Wissen.

Ich weihte ihn ein. Ich kenne seinen Namen nicht mehr. Er hat meine Tochter geheiratet. Er nickte, als er verstand. Ich brauche seine Hilfe. Noch nie waren wir so tief unter dem Berg. Hier gibt es Plätze, an die sich keiner traut, Wände, denen man ansieht, dass sie fehl am Platz sind, doch alles gilt als verboten, als teuflisch, als verflucht.

Heute Nacht sind wir allein. Die anderen sind fortgegangen. Der Steiger hat gewarnt, hat gemeint, dass etwas droht. Er hat Unrecht. Der letzte Sturz war vor fast 100 Jahren. Ich würde lachen. Ich kann es nicht.

Die Kammer ist leer. Hier ist keine Kutsche. Hier ist keine Truhe voller Gold. Hier sind nur der Mann mit dem Namen meines Schwiegersohns und ich. Ich fühle etwas, eine Bewegung, ein fernes Jammern, als würde die Erde um uns herum weinen. Ich möchte rufen, dass wir umkehren sollten, denn die Fackeln sterben und wir mit ihnen, doch er hört nicht. Er hebt seine Hand, deutet auf eine Wand, die ebenso grau aussieht wie jede andere. Ich möchte rufen, doch mir fehlt die Luft. Die Hacke frisst sich in den Felsen hinein. Das Weinen ist mein eigenes, doch es ist keine Freude, die meine Augen überfließen lässt, es ist ... Großmutter, deren Schatten an meinem Nacken vorbeizieht und ihre toten Worte flüstert, immer und immer wieder. Unheilig. Verboten.

Der Steiger hatte Recht. Im Licht der dahingeworfenen Fackel glitzert das Gold hinter den Brocken aus Stein, doch das Loch, das die Spitzhacke gebrochen hat, wächst auch ohne ihr Zutun. Der Steiger hatte Recht. Wir sind zu spät. Heute ist ein schöner Maitag im Jahre des Herrn 1803. Als die Wand einbricht und ihn, der meine Tochter verwitwet, begräbt, erkenne ich die wunderschönen Einzelheiten der verlorenen Kutsche. Mein Körper weiß, was er tun soll. Der Gang hinter mir bricht nun völlig zusammen. Ich muss nicht daran glauben, dass ich sterben werde. Die Türen der Kutsche stehen offen und ich springe hinein, lasse mich vom Staub der Jahrhunderte bedecken und lache bei dem Gedanken, dass ich in wenigen Augenblicken in einem goldenen Wagen hinauf an die Himmelspforte fahren werde.

## Blumenmuster und Zigarettenrauch

In der Ferne übt ein Kind Saxophon. Es kann auch ein Roboter sein, ein Anfänger in Sachen »Ich kann Musik machen«, doch es ist fraglich. Ich starre in den Rauch meiner letzten Zigarette, bevor ich aufhöre. Regentropfen zischen in der Glut, versuchen, die letzten Reste des Tabaks zu vernichten, bevor ich es tun kann. Rinnsale glänzen, den Spuren von Klauen gleich, auf der Tapete, soweit sie sich noch nicht von der Wand gelöst hat. Manchmal ziehe ich lange Streifen vom Holz, Blumenmuster, die in meiner Hand zerfallen. Bald werden die ganzen Wände hier grau von Schimmelpilzen und Resten des Leims sein. Ich hasse mein Büro.

Meine Füße zucken, als jemand an die Tür klopft. »Herein«, sage ich, hoffe, dass mich niemand hört. Der Schatten vor dem Fenster bewegt sich, dann tritt ein Skelett ein. Nein, es ist nur eine Frau. Metall glitzert an dort, wo andere Menschen Gelenke haben. Sie ist echt, kein Zweifel, kein Roboter wäre blöd genug, sich halb menschlich zu verkleiden. Dafür sind sie zu intelligent ... oder zu dumm.

»Was kann ich für Sie tun?«

Ihre Augen leuchten, Scheinwerfer im Halbdunkel meines Büros schweifen umher. Es ist nicht sie, sondern eine Drohne, die nach freien Wohnungen sucht. Der Wohnungsmarkt ist scheiße, aber die ganzen Reformierten brauchen Platz und kein Gesetz verbietet es, freie Zimmer zu vermieten.

»Ich suche meinen Vater.«

Sanft wie Rosen, ihre Stimme erinnert mich an geschmolzenen Samt. Ich nicke.

»Setzen Sie sich doch.«

»Hier?«

Sie sucht nach einem Stuhl. Ich habe keinen zweiten. Das fällt mir erst jetzt ein, aber gut, sie ist auch meine erste Klientin. Ich zucke mit den Schultern. Ziehe an der Zigarette.

»Dann nicht. Wie Sie wollen.«

Sie schweigt, weiß augenscheinlich nicht, was sie sagen soll, also spreche ich für sie.

»Ich suche meinen Vater... weiter? Informationen geben weiteren Informationen Geburt, Basis, Grundlage.«

»Tropft es hier immer so stark?«

»Sie sind neu hier, nehme ich an, Miss ...«

»Montague. Ja, ich bin neu hier. Mein Schiff ist gestern hier gelandet.«

»Mein ...«

»Mein Schiff. Wissen Sie, Sie sind ganz schön reizbar, glaube ich.«

»Schätzchen, ich bin nur eine Projektion Ihres Verstandes«, sage ich, ziehe die Asche bis zum Filter der Zigarette, lasse den Stummel fallen, während ich den Rauch betrachte der sich zwischen mich und Miss Montague legt. Die Glut zischt, dann ist sie tot. Ich ziehe aus meiner Manteltasche eine weitere Zigarette. Die letzte. Sie sieht aus wie ein abgestürztes Raumschiff.

Die Frau betrachtet mich schweigend. Reformierte reden nicht viel. Reden ist Zeitverschwendung. Genau wie Sex oder Rauchen.

»Möchten Sie eine?«, frage ich. Sie schüttelt den Kopf. Hab ich mir gedacht.

»Mein Vater ist Ludwig Montague. Ich habe ihn seit Jahren nicht mehr gesehen. Nicht, seit ich mich entschlossen habe, den Mars zu besuchen.«

»Sie meinen Mond ...«

»Mars. Der rote Planet. Das hat nur nicht geklappt und ich bin nur bis zum Mond gekommen.«

Mars ist heretisch angehaucht, Tod und Krieg leben dort Hand in Hand. Außerdem lebt dort kein Mensch, nur ein paar

Roboter, die Schach spielen. Tod und Krieg halt.

»Ihr Vater hat das nicht gemocht?«

»Mein Vater hat mich immer unterstützt und unterschätzt. Ein klassischer Akademiker. Dann ist er abgedriftet, Tabak und Roboter, Alkohol und Bücher. Detektivromane. Taschenbücher. Jazzmusik.« Sie schüttelt den Kopf. Ihre Gelenke quietschen.

»Und ich soll ihn suchen, weil ...«

Sie fällt mir ins Wort. »töten. Seine Seele ist Teil meiner Seele und ich muss frei werden von ihm. Verstehen Sie?« Ihre Hände knallen auf den Schreibtisch. Brocken von Holz platschen in den See unter meinem Sessel.

»Was ist schon eine Seele, Frau Montague? Nur eine Ansammlung von Erinnerungen, von Träumen, von Wünschen. Sie müssen ihn nicht finden. Sie müssen ihm nur vergeben. Lehrt das nicht ihre ...«

»Ich bin keine ... ich bin nur ein Mensch.«

»Mit Roboterteilen an sich.«

»Alles unter der gesetzlichen Regelung. Reden Sie nicht. Finden Sie ihn.«

»Kann ich nicht, sorry.«

Ich ziehe an meiner Zigarette. Sie schmeckt nach Tabak und Jazzmusik. Ich spucke aus. Hier ist eh alles im Arsch.

»Wieso nicht?«, fragt sie, ihre Augen brennen. Ich merke, dass sie mir nicht glaubt.

»Weil ich einfach nicht existiere, Miss Montague.«

Sie reißt ein Stück aus dem Tisch, riecht daran, wirft es weg.

»Sie sind echt!«

»Leider nicht, junge Dame. Sehen Sie sich um. Kann ein Mensch so überleben?«

»Dann sind Sie ein Roboter!«

Ich lächele. »Nein. Ein Roboter darf kein Detektiv sein.«

»Was sind Sie dann?« Sie tritt nach vorn, schlägt zu. Holz zerbricht unter ihren Metallknochen. Noch ein Schlag und mein Schreibtisch klappt auseinander wie eine alte Zeitung. Meine Füße schweben weiterhin in der Luft.

»Ich bin nur ein Konstrukt aus ihren eigenen Wünschen. Sie sind vermutlich gar nicht die Tochter Montague, eher der Vater. Hier ...«, sage ich und fummle in meiner Jacke herum, ziehe eine Pistole hervor. Schwarzglänzendes Metall brennt in meiner Haut, dann werfe ich ihr die Waffe zu. Sie fängt sie. »Versuchen Sie es.«

»Was?« Ihre Stimme zittert, das ferne Saxophon heult auf, die Drohne draußen flattert weiter, Enttäuschung quält ihre Maschinen.

Sie packt den Griff, hält sich die Pistole an den Kopf, das Kinn, die Brust, Metall kratzt an Metall. »Sie lügen«, stellt sie fest, deutet mit der Waffe auf mich, drückt ab. Ein Schuss löst sich. Es knallt, Echos überlagern sich. Es platscht. Die Waffe liegt im See unter mir, Wellen verweilen an der Stelle, wo »Miss Montague« gestanden hat, doch die Erinnerung verfliegt sofort wieder.

Ich ziehe eine Zigarette aus meiner Jacke, die letzte, die ich habe und lausche, wie ein Kind Saxophon übt, irgendwo hinter den Wänden, an denen gemalte Blumen verfaulen.

## Jason und die Finsternis

Er sagte, dass er um exakt 23:30 Uhr da sein würde. Mit einem Koffer voller Geld. Ja, das hatte er gesagt. Koffer und Geld in einem Satz.

Er ist nicht da. »Ich komm mir verarscht vor«, sagt Jason immer und immer wieder. Seine Worte hallen von den kahlen Wänden der ehemaligen Fabrik wider. Einzelne Kabel schwingen umher, erinnern an Saiten einer zerbrochenen Harfe. Es ist kalt. Der Wind schleicht durch die Löcher, dort, wo einst Fenster waren. »Verarscht«, lacht er, »VERARSCHT!« Nikotingelbe Straßenlichter brennen Schattenspiele auf den Boden; direkt neben der Tasche. Diese verdammte Tasche. Wiegt gefühlten Zentner, doch was tut man nicht alles. Warten.

»Fuck!«, Jason braucht die Erinnerung an sich selbst. Hier kann man verlorengehen. Es gibt genug bessere Orte in Berlin, doch das war nicht der Plan. »Pläne sind Regeln und Regeln sind gut.« Doch das bringt jetzt nichts, dieses ganze Gejammer. »Verfickte dreiundzwanzigunddreißig!« Seine Fäuste knirschen. Seine Handfläche brennt noch immer, der Puls rast durch unter der Haut entlang. Er hätte Handschuhe mitnehmen sollen. Das wäre besser gewesen. Für eine Mainacht ist es ziemlich kalt. Er hätte auch ne andere Jacke mitnehmen sollen. Er hätte, hätte, Fahrradkette.

Hätte auch den Typen nicht killen sollen. Ist aber nunmal passiert. Hat sich blöderweise mit seiner eigenen Pistole in den Bauch geschossen. Hätte das Ding einfach loslassen sollen. Aber dann kam der Schuss und die Augen des Wachmanns starteten ihn an, als wäre er der Weihnachtsmann oder so in der Art und dann war er weggekippt. Die Alternative wäre gewesen, ach was, Alternative Walternative, Blut überall und es suppte raus und auf Jasons Klamotten. Gut, in Berlin interessiert es eh keine Sau, wenn man aussieht wie ein Zombie.

Museumskram ist immer so ne Sache. Es gibt genug Idioten, die wollen Zeug haben, das dem »Staat« gehört, als ob der Ahnung hätte, was etwas wert ist. Für teure Sachen gibt's einen Wachmann, der auch noch blöderweise ne eigene Schusswaffe dabei hat. Ist das nicht illegal?

Wieder lacht Jason. Der Schock wird irgendwann kommen. Reine Erfahrung. Bis dahin hat er schon die gute Flasche Wodka aufgemacht oder Rum oder Tequila, die er sich von einem Bruchteil seiner Belohnung kaufen kann. Fünftausend Euro. 5.000 Stücke Metall oder Scheine, was auch immer. Es würde den Typen nichts ausmachen, wenn er sich nicht an absolut alle Vorgaben gehalten hätte. Kein Mensch interessiert sich für den Weg, alle wollen nur das Ziel. Und das Ziel heißt: Bring uns ein Stück Holz.

Kein normales Stück Holz natürlich. Das wäre wertlos. Genauso wertlos wäre es, wenn er den Typen gekillt hätte und keine Sau vorbeikommt mit der Kohle. Nicht, das Jason sich Sorgen machen würde, ob man ihn töten würde. Nein. Jason ist kein Idiot. Jason zeichnet alles auf. Jason ist vorsichtig. Der Schatten von Jasons Kopf nickt im Staub. »Fuck!« Der Staub wirbelt auf, als Jason zutritt, »verfickte Scheiße!«

In der Ferne dröhnt eine Bahn, doch hier bewegt sich nichts. Flocken von Blut flattern, als Jason seine Hand ausstreckt. Er hätte den Schlüssel nicht anders bekommen könne, doch, wie schon gesagt: In Berlin kann man jede Maske tragen. Die hat er weggeworfen, als er aus dem Museum kam, welches auch immer nicht offiziell offen ist. Noch nicht. In einer Woche, sagte sein Auftraggeber, ein stiller Mann. Ein Mann mit Joggingklamotten und Dackel. Dafür hatte seine Brille Goldrand und seine Finger waren lang. Ein Mensch, verwirrend neben der Spur. Hat der die Zeit vergessen beim Gassiführen? Was für ein Wichser.

»Genau 23 Uhr und 30 Minuten.« Der Zettel war eindeutig. Ort und Zeit des Diebstahls. Codes für die Hintertür. Ort und Zeit der Abgabe. Für schlappe 5.000 Euro. »Wenn das so weitergeht, nehme ich 10 Riesen«, hört sich Jason flüstern. Seine Stimme wirkt fahl hinter der Stille, als wäre seine Angst ein Teil der Wirklichkeit geworden.

Knackt was? Sind das Schritte? Jasons Füße verfangen sich in der Tasche, er taumelt kurz. Der Balken hält ihn auf. Seine Hände knirschen, als er sich abstößt. Der Kupfergeruch des Toten hängt an ihm wie ein Fluch. Die Waffe liegt in der Spree, aber nicht der Ausdruck des Entsetzens über seine Tat. Pah. Alles Luschen.

»Ich will mein Geld!«, brüllt er. »Nimm den Pfahl, du Wichser!« Seine Angst ist wieder da, ein Kissen über seinem Mund. Eine Faust, die sein Herz zusammendrückt. Ist er vielleicht schon hier, dieser Typ mit Hund und Goldrandbrille? Wartet er, bis Jason wahnsinnig wird?

Es ist nicht das erste Mal, dass er allein ist, hier, in einer solchen Halle. Das letzte Mal war es einfacher. Er war angeheitert, nein, besoffen. Die anderen waren verschwunden, hatten sich in Ecken zurückgezogen, die er nicht einsehen

konnte, hatten ihn einfach alleingelassen. Das war erst letztes Jahr gewesen. Oder vielleicht doch vor 10 Jahren?

Seine Füße treiben ihn herum, während die Muster, die er sich herumschleppt, ins Gruselige wandern, eine Landkarte malen, die keinen Sinn hat und trotzdem was bedeuten müssen. Alles Linien wickeln sich um die Tasche mit dem Holz drin. Das dumme Holzstück. Damit kann man jemandem beide Augen ausstechen! Oder das Ding einfach verbrennen. Schade, dass Jason nicht mehr raucht. Das wär was. Fünftausend Euro einfach verbrennen. Und dann kommt der Typ. »Sorry, aber mir war kalt.«

Erst eine gefühlte Ewigkeit später merkt er, dass er die Tasche anschaut, dass er geradewegs besessen ist von ihr. Nicht von ihr, sondern vom Inhalt. Wer zahlt soviel Geld für Holz? Es muss was Besonderes sein. Es gab schon ein Problem, doch das liegt irgendwo in den Ecken von Jasons Kopf, hat sich versteckt, weil es falsch ist. In dem Augenblick, in dem er es aus dem Zimmer holte, mit dem blutigen Schlüssel des Wachmanns, hatte sich etwas getan.

»Es hat gebissen.«

Nein, hatte es nicht. Es hatte ja keinen Mund oder sowas. Trotzdem hatte es sich so angefühlt, als wäre das Ding mit Leim behandelt worden oder so, Säure und Leim. Fast hatte er sich die Haut von der Handfläche gerissen, doch es ging dann doch, mit viel Mühe, als hätte es sich freiwillig entschlossen, loszulassen.

Er hätte was trinken sollen. Aber heute wollte er nüchtern sein. Nein, er ist pleite. Ja, Jason ist pleite. Deshalb wartet ein dummer Jason auf Geld von einem Mann mit Hund. Dummer, dummer Jason.

Es rappelt. Nicht die Welt. Nicht jemand, der vor dem Gebäude steht und durch das Tor will. Es ist offen. Es ... rappelt. Es bewegt sich. Es wartet. Das liegt am Entzug. Ganz sicher. Stress und Entzug und Hunger. Verdammter Hunger. Ja. Das ist es. Hunger. Ein Feuer, das Jason bisher ignoriert hat, wird zu einem Problem. Magen. Will. Essen. Jetzt!

Vielleicht ist in der Tasche was. Hat er da nicht ...? Nein, sicher nicht. Doch er sieht seinen Schatten, wie dieser auf die Knie geht und er folgt dem Ruf. Kann ja nicht schlecht sein, nicht wahr? Der Reißverschluss der Sporttasche öffnet sich langsamer als gedacht, als würde er mit sich selbst kämpfen. Aber wozu das?

»Hallo, ist da jemand? Ich bin spät dran. Sorry!«, ein Lichtkegel wandert über die Wände hinweg, doch Jason hört es nicht. Er sucht. Findet. Lächelt.

Eine Hand schießt aus der Finsternis empor, packt sein Gesicht. Nein! Sie biegt seine Nase zur Seite. Es knackt. Die Schmerzen brüllen ihren Weg durch seinen Kopf. Keine Luft! Die Hand wird eins mit seinem Schädel, kochender Teer aus den Tiefen der Hölle schiebt sich in seinen Mund, füllt ihn vollständig aus, bis seine Zunge zerfällt, Millionen Nervenzellen, die gleichzeitig ihren Geist aufgeben, nicht ohne einen letzten Schrei in sein Hirn abzugeben, das bereits völlig aufgegeben hat, als sich eine Gestalt an ihm emporzieht, aus dem Inneren einer Tasche, die bis auf das Stück Holz völlig leer war. Jason wirbelt herum, sein Körper weiß nicht, dass er bereits fast tot ist.

Fast schon upassenderweise zerrt er sein Handy aus der Tasche, schlägt mit seiner freien Hand immer wieder auf die Kreatur ein. Es hilft nichts. Knöpfe werden gedrückt. Eine Stimme ertönt aus dem Lautsprecher.

»Fassen Sie den Pfahl nicht an. Nehmen Sie Handschuhe mit.«

Dann die andere, die eigene: »Ja, sicher. Wie Sie wollen.«

»Ich meine das ernst. Seien Sie vorsichtig. Es ist älter als alles, was Sie bisher gesehen haben. Bitte.«

Dann ein Lachen. Ein dummes Lachen, das zerrinnt, als das Wesen das Telefon verschluckt, ebenso, wie es Jasons Ohren und Kehlkopf schmilzt. Jason fühlt, wie sein rechtes Auge zerrissen wird, doch es ist unerheblich. Bahn um Bahn, als würde jemand aus einem Wasserfall hervortreten, schiebt sich ein Bild in die Wirklichkeit, nein, ein Zwilling. »Das bin ich«, flüstert sein Verstand, ist er fort.

»Hey«, ruft der Mann mit der Goldrandbrille, »Ist da jemand? Jason? Ich hab das Geld dabei.«

»Sicher«, ruft Jason und schließt die Tasche. »Hast dir ja Zeit gelassen.« Er richtet sich auf. Es klickt.

»Fassen Sie den Pfahl nicht an. Nehmen Sie Handschuhe mit.«

»Ja, sicher. Wie Sie wollen.«

»Ich meine das ernst. Seien Sie vorsichtig. Er ist älter als alles, was Sie bisher gesehen haben. Bitte.«



Jemand lacht. Der Mann mit der Brille reißt die Augen auf.

»Er ist nicht von dieser Welt. Er ist fremdartig. Er ist sicherlich gefährlich. Vielleicht ist er sogar böse.«

## DADA. THEATRALISCHER VERFALL.

Z:Zauberer  
K:Krieger  
D:Zwerg

=====

Z: Wo waren wir stehengeblieben?

D: Beim ...

K: Punkt 3.

D: Hey, du kannst mich doch nicht ...

Z: Danke

K: Unterbrechen, nicht wahr?

D: Unterbrechen!

<Z lacht>

<K schlägt D auf den Kopf>

K: Musst wachsen, bis du bei den Erwachsenen mitspielen kannst.

D: Fick dich!

K: Du bist gerade in dieser Position. Danke für dein Entgegenkommen.

Z: Die Herren, bitte.

<Z seufzt, rückt sich den Hut zurecht>

Z: Wir sind also bei Punkt 3 stehengeblieben.

<D zeigt K den Mittelfinger. K packt diesen, verdreht ihn>

D: Hey, fick dich!

K: Nicht mit diesem Finger

Z: Leute. Bitte. Männer. Lasst uns mit Punkt 3 weitermachen, ja?

D: Der hat angefangen!

K: Natürlich. Immer der Mann in der silbernen Rüstung. Nicht wahr? Wie alt bist du? Deinem Bart nach bist du vielleicht sogar 5 Jahre alt.

D: Ich bin 92 Jahre alt.

K: Also 6 Jahre alt.

D: Ey. Sag doch was!

<D deutet auf Z>

<Z zuckt mit den Schultern>

Z: Du bist schon recht bartlos für dein Alter. Selbst ich mit meinen 845 Jahren bin deutlich ...

D: Maul. Du weißt gar nichts. Das ist eine genetische Mutation.

K: Du meinst, deine DNA ist dafür programmiert, brüllend in die Höhle eines Drachen zu rennen?

Z: Eines Drachen?

K: Eines echten Drachen. Wie war das noch? Der Drache lebte auf einer Insel, die normalerweise von Rumschmugglern genutzt worden war?

D: Ja, genau, hoooorch mal. Schreit da nicht irgendeine Prinzessin? Willst du nicht losrennen, sie zu retten?

K: Wo?

<K dreht sich im Kreis, reckt seinen Kopf aus seiner Rüstung>

Z: Lass dich nicht verarschen. Der hatte heute Hofnarr zum Frühstück.

<K stoppt. Seine Faust packt den Griff seines Schwerts>

K: Wichser!

D: Selber!

Z: Die Herren, bitte ... also. Punkt ...

K: Wer lässt sich also in einem halbvollen Fass voller hochprozentigen Rums schmuggeln? Nur ein kleiner Mann mit mehr Mut als Verstand. Oder sagen wir: stockbesoffen?

Z: Ach bitte, lassen Sie doch diesen ...

K: Bartlosen, der blöd genug war, sich sein halbes Gesicht von einem Drachen wegbrennen zu lassen. Muss ziemlich nach Rumpunsch gerochen haben!

<D hämmert K seinen Kopf den Bauch. Es scheppert laut. Einige Zahnräder lösen sich, poltern zu Boden>

Z: Die Herren ... bitte ....

K: Da siehst du mal wieder, was du angerichtet hast. Wer soll das denn reparieren?

D: Vielleicht der Herr Zauberer?

Z: Bitte ... ich flehe Sie an ...

K: Auf keinen Fall. Diese Kreatur weiß gar nichts von ...

Z: Punkt 3! Punkt 3!

D: Toll. Jetzt ist er kaputt.

<K zerrt sein Schwert aus der Scheide und hämmert D den Griff auf den Kopf. D verliert seinen Unterkiefer. Eine Metallfeder springt summend ins Freie>

D: aaaohohhrrrrkrrrr

K: Hahaha. Siehst du das, du Wicht?

<K lässt sein Schwert fallen. Sein Arm bleibt daran hängen. K hebt seinen Kopf, seine Augen blitzen rot auf>

Z: Punkt 3! Punkt 3!

K: Also, ich weiß jetzt nicht, was ....

<Der Kopf von K fällt herunter, trifft sein Schwert, rollt davon. K hebt seinen verbleibenden Arm>

D: hahahahaaaaaa

Z: Punkt 3! Punkt ... 3! Punkt ....

<Aus dem Mund von Z schießt eine Stichflamme. Sie setzt seinen Bart in Brand.>

D: haaaaaaaaaaaaaa

Z: ttttttttdrrrrrr

K: .....

<Der Vorhang schließt sich. Ein Mann mit einem Feuerlöscher eilt heran, löscht die Feuer. Er tritt den Kopf des Kriegers. Dieser schießt unter dem Vorhang davon. Es knallt. Der Mann mit dem Feuerlöscher verneigt sich. Keiner klatscht.>

## Winternacht

In dieser Nacht war es so kalt, dass selbst die Gaslaternen an den Straßen mißmutig flackerten, als ob Ihre Seelen im Eis verhungerten, das über den Glaskugeln hing, die sonst wie winzige Sonnen in der endlosen Finsternis wirken sollten. Freudige Menschen bedachten dieses Flimmern kaum, denn Ihre Gesichter waren auf die immer neuen Attraktionen gerichtet, die die Schaufenster der Kaufhäuser belebten. Nur noch 2 Wochen, dann wäre wieder einmal Weihnachten und Schwärme rotbäckiger Kinder und Erwachsener belagerten jeden freien Winkel, der einen Einblick in die magischen Welten der Spielzeughändler und Kaufleute suchten, besonders jene, die fremde und verwirrend seltene Lebensmittel in samtene Kissen ausstellten.

Doch nicht wenige, die ihre Hände in ihre Jackentaschen steckten, waren jene, deren Augenmerk mehr auf die braungoldenen Flaschen richteten, deren Inhalte mit fremden schottischen Namen bemalt waren, die schon mehr magische Wirklichkeiten versprachen als die üblichen Flaschen, die man nur in papiernen Tüten aus den rauchdurchzogenen Kneipen tragen konnte, die etwas verkauften, was nicht ohne Grund "Feuerwasser" genannt wurde, billigsten Brandwein aus Ecken des Landes, in denen sich kein Mensch freiwillig getraut hätte. Ja, hier lagen und standen sie, die Tränke, die »Aqua Vitae«, die das Leben verlängern oder wenigstens verbessern sollten, zumindest für jene, die es es sich leisten konnte, die von den Preisen nicht zurückschrecken mussten wie Schafe vor Wölfen.

Hände und Nasen pressten sich gegen die Scheibe, verschmolzen mit dem Glas, dass es ein Vergnügen war, sie aus ihren Träumen zu reißen. Jeder wollte einmal genau dort stehen, wo man die Reichsten der Stadt sehen konnte, die in ihren Automobilen vor dem Eingang hielten, von behandschuhten Chauffeuren aus dem wohligen warmen Innenraum zur Tür geführt und von ebenso ausgestaffierten Portieren unter hunderten winziger Verbeugungen ins Innere des Palastes geführt wurden, wo sie sich wie echte Könige und Königinnen fühlen durften, begafft von den zitternden Bauern, die jede Sekunde ihres Daseins den Träumen opferten, doch einmal einen Schatz zu finden und ebenso ein gern gesehenes Mitglied des Geldadels zu sein.

Doch nicht alle waren so erpicht darauf, ein Teil der Gruppe zu sein. Nein, denn dort an eben jenem gegenüberliegenden Laternenpfahl lehnte eine Gestalt, deren halbes Gesicht durch einen breitkrempigen Hut verdeckt war, deren Augen man doch erkennen konnte, erleuchtet vom Licht der Gier, die den Mann augenscheinlich seit Stunden warmhielt, denn dem aufmerksamen Betrachter wäre aufgefallen, dass der Mann im Wesentlichen nur einige Schritte gewandert war, seit er beim frühen Sonnenuntergang vor dem Kaufhaus eingetroffen war. Ein Dutzend bis zum Filter gerauchter Zigarettenstummel warteten neben seinem Trampelpfad darauf, von unaufmerksamen Fußgängern in das Flick-Muster aus Schnee und schwarzbraunen Grasresten gestampft zu werden.

Wieder leuchtete hinter dem Rauch eine neue Zigarette auf, wieder wischte er sich die Stirn. Wieso war er so aufgeregt? Doch auch wir können ihn nicht mehr fragen, sein Mund hätte ihn nicht verraten. So vergingen die endlosen Minuten, wurden zu Stunden. Schneeflocken legten ihr Gewicht auf die bereits niedergeschlagenen Scharen der halberfrorenen Träumer. Die Tür öffnete sich ein letztes Mal für diesen Abend. Eine bezaubernde Dame trat ins Freie, nieste entzückend in ihre Seidentaschentuch und rückte ihren Nerzmantel zurecht, bevor mehrere junge Männer im Livree dem Fahrer dabei helfen sollten, den weihnachtlichen Einkaufsrausch in den deutlich zu kleinen Kofferraum zu packen, was zu ermüdenden Diskussionen geführt hätte, wenn der Direktor des Hauses seine Augenbraue nicht gehoben und verkündet hätte, dass man selbstverständlich den Einkauf völlig kostenfrei in das herrschaftliche Haus am Stadtrand bringen würde, »innerhalb einer Stunde!«

Mit kaum merklichem Nicken entließ ihn die Angesprochene und stieg in ihr Gefährt, welches Augenblicke später stotternd zum Leben erwachte und sich vorsichtig den Weg durch die Schneedecke bahnte.

Nachdem er einige Befehle gebellt hatte, zwirbelte der Herr über 37 Angestellte und zwei Mätressen seinen Schnauzbart, bevor er sich nicht mehr mit den weiteren Schritten der Lieferung auseinandersetzte, stattdessen ins Haus eilte, das er nur wenige Minuten später vollständig bemantelt verließ. Auf seine Anweisungen hin wurde die Meute, die sich bereits in Auflösung befand, von den Fenstern vertrieben, welches seine Männer mit großer Freude jeden Abend tun, bevor metallene Fensterläden nach unten rasseln und einem unaufmerksamen Betrachter durchaus Nasen oder Hände kosten können.

Füße wanderten, zogen unbekannte Muster in den jungfräulichen Schnee, der in Böen vom Himmel fiel. Ein Sturm kündigte sich an; seine Finger tanzten durch die breiten Straßen der müden Stadt. Bald fand man hier nur noch das nikotinfarbene Licht der Gaslaterne und in seinem Schatten die Augen der wartenden Gestalt. Erst jetzt, als wäre er aus einem Schlaf erwacht, schüttelte sich der Mann und liess den noch brennenden Stummel seiner Zigarette fallen,

betrachtete und zerdrückte die leere Schachtel, die er aus der Jackentasche gezogen hatte. Er schob eine Handvoll Schnee von seinem Hut; der Rest folgte von allein, als er sich langsam vom Laternenpfahl löste.

Zu behaupten, die Pakete der Einkäuferin würden schlecht behandelt, ist schamlos übertrieben, denn trotz der Eile, in der jene in den Lieferwagen gepackt wurden, waren die Angestellten des Kaufhauses überaus diskret und vorsichtig. Die Konzentration auf ihre Aufgabe blendete den Fremden aus, der um die Ecke wanderte, sich dem Tor näherte, dessen warmes Licht Muster in die peitschende Flockenflut malte. Das Leopardmuster, das die Geduld auf den Mantel des Mannes gemalt hatte, wäre auch im Sonnenlicht kaum erfasst worden, doch jetzt, inmitten des Treibens, verschob sich der Hintergrund der unaufmerksamen Arbeiter kaum merklich.

Der Mann wurde zum Teil der schwarzfleckigen Tür, wandt sich um die Ecke, ging im richtigen Moment in die Knie, bevor ein weiterer namenloser Mitarbeiter an ihm vorbeiwanderte. Flüche knirschten in der Luft. Sie alle wollten nach Hause, ins Warme, ins Trockene, in die Arme der Frauen und Geliebten, wollten essen und trinken, vielleicht sogar wärmende Umarmungen erhalten in dieser Dezembernaut.

Lautes Knattern bestätigte endlich, dass die Arbeit getan ist. Die Pakete waren auf dem Weg und wenn es der Herr Direktor versprach, dann ohne Zweifel innerhalb einer Stunde in jenem Viertel, das man nur aus Romanen kennt. Der Fremde musste nicht lang warten, bis der vielstimmige Chor sein Lied beendet hatte, denn das Tor entließ ein erleichtertes Knarren, als es endlich zufallen durfte. Stille griff um sich wie die Hand eines Riesen.

Schlüssel sangen leise im Hintergrund, Schritte marschierten, besser, sie schlurften über den Boden. Man kannte den bärtigen Wächter, dessen Namen so unaussprechlich geworden war wie sein ausgebleichenes Namensschild, nur aus Erzählungen. Manch einer behauptete, er wäre der Gründer des Kaufhauses gewesen, andere, er sei ein verwirrter Spross des Vorbesitzers. All diese Dinge waren jedoch sinnlos, denn der Fremde hatte nicht vor, ihn zu betrachten.

Monate waren ins Land gegangen, seit diese staubige Flasche in seinen Augenwinkel gewandert war. Ein Zufallsfund, möchte man behaupten, doch für ihn war es Schicksal gewesen. Sie stand am Rande eines Regals, weit entfernt von den übrigen glitzernden Flaschen, die ihren Ruhm vor sich hertrugen wie ordenbehängte Generäle. Doch nur ein Vermögen hätte sie ausgelöst. Deshalb stand sie noch immer dort, am Rand des Regals, aufmerksam betrachtet von vorbeiwanderten Augenpaaren, die vollständige Macht über dieses Kaufhaus hatten. Ja, jeder hier wusste, was sie wert war, seit der Fremde sie aus dem Regal gezogen und betrachtet hatte. Sein Blick hatte ihre Aufmerksamkeit erregt, hatte für den Bruchteil eines Augenblicks ihren wahren Wert erfasst. Damals hatte er sie ins Regal zurückgestellt, sie sogar nach hinten verschoben, weil sie teuer war, doch der nächste Besuch, nur wenige Stunden später, hatte den Rahmen seines Verdienstes gesprengt, selbst wenn er ein Jahrhundert gespart hätte. Er hatte das Lachen des Herrn Direktor in seinem Büro hören können, als dieser eine Audienz ablehnte. Dass er sich ja nicht getrauen sollte, einen weiteren Versuch zu tätigen, sie für einen lächerlichen Preis zu erwerben. Ein Lachen, das Dankbarkeit verspottete.

Diese Nacht war magisch. Die Welt heulte im Rausch des Schneesturms und nur ein einzelner Wachmann wartete darauf, den Morgen zu erleben. Der Fremde huschte von Regal zu Regal, übersah die Schatten nicht, die sich bewegten. Jeder Augenblick war ein Zeichen des Schicksals. Die Schritte des Wachmanns polterten in der Ferne, ein Stuhl rutschte über die Fliesen, knarrte wie ein schlafender Hund. All die Lichter und Gerüche waren nur Abglanz der magischen Flasche.

Das Regal erschien ihm wie der Palast eines vergessenen Königreichs und die Flasche musste befreit werden. Sie war einzigartig und ihre Magie brannte in seinem Herzen. Mit jeder Faser seines Körpers streckte er sich ihr entgegen. Wogen von Feuer rollten durch seinen Körper. Schnee vermischte sich mit seinem Schweiß, verbrannte seine Augen, doch dies war nicht wichtig. Seine Fingerkuppen fühlten den Staub auf dem Glas, als wäre er eine Landkarte in eine fremde Welt.

»Hey!«

Der Fremde musste seinen Kopf nicht drehen. Doch mit einem alten Mann würde er fertig werden, wenn er es wollte. Doch dies war nicht wichtig. Seine Augen brannten, sein Wille war unaufhaltsam!

Das Preisschild riss unter dem Sturm seiner Fingernägel, doch die Flasche löste sich nicht von ihrem Platz, kämpfte gegen ihn, gegen ihren Retter! Er musste näher heran. Seine Fußzehen bohrten sich in die dünnen Schuhsohlen, die die Kälte bisher kaum erträglich gemacht hatten. Als wäre das Schicksal ein Hofnarr und der Mensch nur ein hilfloser König, merkte der Fremde erst jetzt, was er versäumt hatte. Er blickte nach unten, starrte in den Spiegel einer Pfütze, die sein verzerrtes Gesicht in Wellen herumwarf.

Der Boden, als wäre er ein Feind, nahm ihm mit einem Schlag das Gleichgewicht. Er taumelte, versuchte, irgendeinen

Halt zu finden, doch seine Hand fand in diesem Augenblick nur das einzig falsche. Der Staub aus Jahrzehnten verschmolz mit in seine Haut. Die Augen des Fremden öffneten sich in beneidenswerter Langsamkeit, während er zu Boden rutschte. Es knackte so laut, als würde sich die Erde öffnen und der Geruch generationenalten Whiskys überflutete die zimtrunkene Luft des vorweihnachtlichen Kaufhauses.

Die Flut aus Alkohol und Glas traf ihn wie der Hieb eines urzeitlichen Monsters, einer vergessenen Legende aus seinen Alpträumen. Bilder von Gefängnis schossen durch seinen Kopf, doch nur im Hintergrund seines Verstandes, der leise gurgelnd unter dem Rauschen seiner Panik ertrank. Weitere Flaschen prasselten auf ihn nieder, zerbarsten um ihn herum, tränkten seinen Mantel und Hut mit den Träumen der namenlosen Betrachter, die ihre Nasen und Gesichter auch morgen wieder an das Glasscheibe pressen würden.

Der Fremde, dessen Namen niemand erfuhr, übersah dankbarerweise die Hände, die ihn aus dem Haus zerrien. Was aus ihm geworden ist, steht in den Sternen, denn keine Zeitung hat je sein Bild oder Namen veröffentlicht. Manch einer behauptet sogar, dass er diese Nacht nicht überlebt hätte, dass man nur eine Leiche aus dem Haus gezerrt hätte, zermalmt von dutzenden Flaschen billigsten Alkohols, die ihm Kopf und Gesicht zerschlagen hätten, doch dies gehört wohl nur ins Reich der Legende, ebenso wie die Tatsache, dass kein Mensch jemals für eine so teure Flasche verstaubten Whiskys geopfert hätte.

### Das Meer im 3. Stock

Er erwachte vom einem einzelnen »Pling«, das in der sonst so stillen Wohnung wie ein Paukenschlag wirkte. Vermutlich hatte er es nur geträumt, so tief in seine Decke gewickelt wie nur irgend möglich. In diesen Stunden des Träumens von vergangenen Dingen war alles möglich. Auch ein »Pling«.

Es folgte ein weiteres. Dann ein drittes. Er schlug die Augen auf. Die Decke über ihm funkelte verwirrend grün, wie eine alte Bierflasche, nur viel fader, als wäre sie von langen Jahren Sonne ausgebleicht worden.

»Pling«

Er richtete sich auf. Sein Nacken schlug wieder zu. Feuer brannte seinen Rücken hinab und er musste ächzen. Für Fluchen war immer noch Zeit. War jemand eingebrochen? Er hatte doch an alles gedacht, um sicher zu sein. Aber ...

»Pling«

Er senkte seinen Blick wieder und traf das Fenster, das sonst die Bäume vor dem Hochhaus zeigte, die Kronen jedenfalls, jetzt im Frühling, hier im 3. Stock. Statt dessen starrte er auf ein grünblaues Flimmern, hinter dem sich die Welt versteckte.

»Pling«

Nach einer gefühlten Ewigkeit rutschte er von der Matratze und setzte seine Brille auf, die er nur einen Schritt weiter auf dem Tisch hatte liegen lassen. Endlich konnte er klar sehen. Es änderte nichts an dem, was hinter der Glasscheibe lauerte. Vorsichtig trat er näher heran. Seine Füße waren kalt und seine Beine zitterten. Näher und näher kroch er an das Fenster. Dahinter war nichts, nur eine dicke Masse, die sich wie Schleim bewegte, nein, wie, er konnte das Wort kaum aussprechen »Wasser«.

Aus der Ferne schoss etwas heran und knallte gegen die Scheibe, schüttelte sich, blickte ihn an. Ein Fisch. Ein Fisch? Hier? Alles wurde ihm klar. Er war im Wasser. Er schaute hinauf zum Himmel, doch da war keiner, nur ein paar ferne Lichtstrahlen, die sich durch die flüssigen Massen schoben. Unerreichbar war die Welt da oben. Er zitterte. Eine Träne löste sich.

»Pling«

Er schaute ihr nach, verlor sie aus den Augen. Etwas anderes hatte seinen Blick festgehalten. Der Topf mit den Orchideen war übergelaufen und um ihn herum hatte sich eine Pfütze gebildet und wenn man ihr folgte, dann konnte man erkennen, dass ein einziges Rinnsal unter dem Fensterrahmen entlang kroch.

»Pling«

Seine Hand berührte mit aller Vorsicht das Fenster, doch hastig zog er sie zurück. Er hatte sie fühlen können, die Macht des Ozeans. Wo war er? Woher kam das Wasser? Tausende Fragen schossen durch seinen Kopf, doch sie alle verhallten in der Panik, die sich wie eine finstere Hand um seinen Verstand gelegt hatte, die ihren Griff stetig verstärkte, bis irgendwann nur noch ein wimmerndes Etwas in der Ecke liegen würde.

Doch noch war es nicht so weit. Seine Beine hatten aufgehört, zu zittern, und mit der größten Mühe gelang es ihm, einen Schritt zurückzutreten. Er drehte seinen Kopf hinüber zum anderen Fenster. Auch hier hatte sich bereits das Wasser einen Weg verschafft. Er raste durch das Schlafzimmer in die Küche. Dasselbe. Seine Füße rissen knöchelhohle Wellen in den Schleim aus alten Zeitungen und den Essensresten, die vom Fensterbrett gespült worden waren. Da waren sie wieder. Die alten Bilder. Die alten Schmerzen, die man nie vergisst, die man nur freigibt. Nur heute waren sie zurückgekommen. Er taumelte, musste sich festhalten. Seine Hände glitten am Türrahmen ab. Lackreste schälten sich vom nassen Holz, blieben an seinen Fingern hängen. Die ganze Küche schien bereits aufgegeben zu haben. Doch er nicht.

Er rannte ins Wohnzimmer, riss den Wandschrank auf und holte alles heraus, was er in den letzten Jahrzehnten gesammelt hatte. Bücher. Hefte. Anzüge. Alles konnte helfen, alles hatte einen Sinn. Mit wütender Panik durchwanderte er die Zimmer, drückte, presste, stopfte mit dem Elan eines jungen Menschen Lücken zu, durch die das Wasser, der unendliche Ozean, kommen konnte. Jede Sekunde war ein Leben. Jeder Atemzug kostbar.

Die letzten Anzüge, die er nie getragen hatte, rammte er in die Lücken unter dem Küchenfenster. Jetzt musste er nur



noch saubermachen. Dann konnte er überleben. Er schlurfte, ausgebrannt von der harten Arbeit, zum Kühlschrank. Eine einsame Dose Fisch starrte ihn an. Er riss sie auf, zerrte die Filets mit den Fingern in seinen Mund, warf die Dose in den Mülleimer.

»Pling«

Noch nie war ein Ton lauter gewesen, in seinem ganzen Leben nicht. Er wirbelte herum. »Nein!«, keuchte er. Diesmal war es kein Tropfen gewesen. Er starrte den Riss an, der sich quer über die Scheibe gezogen hatte; eine Linie, die sich vorsichtig, einer Baumwurzel gleich, über das Glas kroch.

»Nein, nein, nein«, seine Worte waren nur noch ein sinnloses Wimmern, ohne jeglichen Verstand dahinter. Es knackte im Schlafzimmer, krachte, dann hörte er ein Plätschern, das sich über den Teppich ergoss. Raus! Raus!

Nur Augenblicke später blickte auf die Wohnungstür. Hinter ihr lag ... was? Schritte näherten sich über den Treppenstufen. Die Stimme zweier Nachbarn? Halluzinationen?

»Hey!«, hörte er sich brüllen. »Helft mir! Bitte ... bitte ... bitte ...« Seine Stimme wurde zu einem Wimmern, kaum lauter als das Kratzen seiner Fingernägel auf dem Holz. Er drehte seinen Kopf zu den Schlössern, die ihn schützen hatten sollen, vor den Gefahren da draußen ... er begriff und er lachte.

Sein Lachen überflutete seinen Verstand. Augenblicke danach brach der Ozean durch und überflutete auch den Rest.

## Die Lawine – eine Gegenfabel

Es hing ein Echo über den Bergen. Steine polterten noch immer über die trockenen Hänge, unaufhaltsame Schläge, die Sträucher und Bäume mit sich rissen, als wären sie einfach nie dagewesen. Splitter schwebten für Augenblicke über die brodelnde Landschaft, erinnerten an winzige Schiffe, die ankerlos über ein Meer aus Zerstörung und Wut geworfen wurden. Die Luft war erfüllt vom Brüllen der Erde, die sich wie eine Schlange häutete, ob sie wollte oder nicht.

Blanker Felsen leuchtete unter den frischen Wunden. Sonnenlicht kroch nur langsam durch die Wolken, die sich immer weiter in den einst so blauen Himmel schoben. In der Ferne jaulte Wolf, das Rudel Wölfe, panisch in ihrer Flucht, beachtete ihn nicht weiter. Ihre Läufe verloren sich im Tumult der Panik. Hunderte, wenn nicht sogar tausende Tiere rannten um ihr Leben. Eine Flut aus Geröll bahnte sich ihren Weg, als wäre sie lebendiger als die Kreaturen, die ihr entkommen wollten. Doch nur der Blick konnte ihnen noch helfen. Jeder Blick zurück war ein Urteil, vom Schicksal verhängt, »Schuldig im Sinne der Anklage«. Und so taumelten Wellen aus Fell und Pfoten über die staubumnachteten Hänge hinab ins Tal.

Hier warteten sie. Zusammengepresste Augen, die durch Fernrohre starrten, Linien zwischen Kimme und Korn erdachten, fixierte Augen, die nur ein Ziel hatten. »Töten«, wimmerte ein Mann, sehnsüchtig zusammengesunken hinter seiner Doppelläufigen, die Zigarette am Filter zerkaut, halbblind vom Rauch, der sein Blickfeld verschwimmen ließ. Andere taten es ihm gleich, nahmen noch einen Schluck aus der gemeinsamen Flasche, spuckten ihren Abscheu und ihre Gier auf den Boden. »Geld«, flüsterte jemand, »soviel Geld für ihn.«

Dutzende Augenpaare starrten auf den kommenden Sturm, suchten einen Schatten, der sich ihnen offenbaren sollte, die die Gestalt eines Mannes haben sollte, der sowohl gefürchtet als auch verehrt wurde. Doch es war viel zu spät, sich daran zu erinnern, dass er als Fremder in die Stadt gekommen war. Stadt, ha! In das Dorf, ein Dutzend Häuser, eine Kneipe, eine Kirche, eine Straße. Er hatte Geld mitgebracht und Hoffnung, hatte alles getan, was er hatte tun können, damit sie ihn mochten. Ein Fremder, der zum Freund geworden war. Doch alles war vorbei, jetzt nach fast 7 Jahren hatte das Unglück die Kleinstadt besucht und hatte andere Fremde angespült und sie hatten ihren Freund als einen Feind erkannt, als Schurken unvergessener Verbrechen, als Kopf hinter unzähligen Raubzügen. Manch einer sang heimlich Lieder über ihn und seine Gang, aber nur heimlich, nur in seinem neuen Bett, unter der Decke, wo man allein sein konnte mit seinen Träumen. Als er erkannt worden war, hatte er zwei Tote zurückgelassen und eine Karte. Die Fremden sagten, es wäre ihr Gold und jeder, der ihnen helfen würde, könnte reicher werden als ein Rockefeller. Allerdings wäre auch jeder tot, der sich ihren Wünschen verweigern würde.

Doch Gründe versickerten im Donner des Weltuntergangs vor ihren Gewehren, die wie Verrat brannten. Er war auf dem Berg. Er musste runter vom Berg. Hätte er sich nicht verschanzte, wäre alles in Ordnung gewesen. Wäre er nur weit weg geflohen, hinunter in die endlosen Ebenen dieser neuen Welt, aber nein. Er musste in die Mine, dort, wie die Fremden ihnen versicherten, wo er das Gold versteckt hatte. Garantiert, eine sichere Sache. Prügeln wir ihn raus aus seinem Loch wie einen Fuchs.

Der erste Mann wich zurück. Seine Augen brannten, Panik kreischte seinen Weg in die Welt hinaus. Jemand schoss. Er fiel. Feigling. Die anderen starrten auf die wirbelnde Mauer aus Tieren und Bäumen. Da. Da war jemand. Ein Mensch rannte, wie von der Hölle verfolgt, hinunter ins Tal. War er es? Konnte er es sein? Sein Gesicht, so völlig unsichtbar, absolut winzig im Schauer, der ihm folgte. Wie konnte er so schnell sein? War er schon vorher losgelaufen? Hatte er sich geopfert? War er blödsinnig geworden? Niemand wagte, diese Fragen zu stellen, doch viele dachten wohl dasselbe. Ein Hagel aus Blei raste durch die Dämmerung, winzige Sterne blitzten an den Läufen der Waffen auf, vergingen wieder, doch er rannte weiter, als wäre nichts gewesen. Wellen von Schüssen folgten, verfehlten oder trafen, was auch immer passierte, bleibt unbekannt.

Der Tod überrollte nicht nur die Menschen, die sich einst in seinem Licht und Geld gesonnt hatten, sondern auch ehemalige Kameraden auf der Suche nach Abenteuer und Gold und manch einer sagt, dass der Fremde bereits von der unterschätzten Wirkung des Dynamits umgekommen war, die jemand ohne echte Kenntnis in den Mineneingang geworfen hatte und von der Lawine danach bis ins Tal getragen wurde, zu seinen Freunden, die sein Schicksal teilen sollten. Manch einer mag eine Moral aus dieser Geschichte ziehen, doch am Ende bleibt alles daran hängen, ob man Glück auf der Flucht hat oder einfach hofft, sich in einem Berg zu verschanzten und auf das Unabwendbare zu warten.

## Die Fremden

»Robert!«

Brian wirbelt herum, sein Gesicht ist kalt wie der Oktoberwind, der sich durch die halbtoten Äste der großen Linde über ihm schiebt.

Keine Antwort.

Wieder versucht es der Junge: »Robert!«

Stille liegt über der Lincoln Street. Ein fernes Auto hupt, doch nach Augenblicken verhallen die Echos der durchdrehenden Reifen in der Finsternis.

»Mist«, flucht der Junge, schlägt sich die Hand vor den Mund. »Robert«, flüstert er zwischen seinen Fingern hindurch. »Wo bist du?«

Brian kennt die Antwort. Robert ist 8 Jahre alt, ganze 4 Jahre jünger als sein großer Bruder. Natürlich hört er nicht auf ihn. Trotzdem hatte Brian seiner Mutter versprechen müssen, auf ihn aufzupassen, bevor sie das Haus verließen.

Brian hatte wie üblich mit den Füßen gestampft. Sein Kostüm passte ja total dazu, ein Pferd auf zwei Beinen. Der Beutel an seinem rechten Vorderhuf war leer und es war schon nach 6 Uhr, fast schon Mitternacht. Mom war erst so spät daheim gewesen und ohne ihre Erlaubnis durfte der Kleine nicht durch die Gegend rennen, besonders nicht an Halloween. Leider hatte auch Randy abgesagt, sein bester Freund, dessen Mom mit einem Mal krank geworden war, irgendwas mit »Was Schlechtes gegessen« und so hatte der Kleine so lang geheult, bis Mom ihm erlaubt hatte, Sammeln zu gehen – »aber nur, wenn Brian auf dich aufpasst.«

Brian, der jetzt ganz allein auf der Straße steht und nach seinem Bruder sucht, fühlt bittere Tränen aufsteigen. Das war alles nicht so geplant. Eigentlich wollte er daheim bleiben, denn er ist viel zu cool für dieses kindische Zeug, doch cool ist anders, als er sich gerade fühlt.

Was wird Mom sagen? Sie wird völlig austicken, Dad anrufen, der 500 Meilen entfernt arbeitet und nur am Wochenende nach Hause kommt. Der wird ihr sagen, dass sie gefälligst die Polizei anrufen soll. Die werde Brian befragen, verhaften, vor Gericht stellen und das wars dann. Kinderheim. Knast. Ein Leben auf einer einsamen Insel unter Verbrechern, die sich um Müll streiten, den man essen muss.

»Robert«, wimmert er, »wo bist du?«

Es war so einfach gewesen, loszugehen. Tür auf, beide raus. Die letzten Kinder rannten mit ihren Eltern durch die Gegend, klingelten an den Häusern der Straße. Hände reichten Süßigkeiten aus dem Inneren der hell erleuchteten Wohnungen. Brian war schon zwei Häuser mitgegangen, hatte mehr als genervt die leuchtenden Augen seines kleinen Bruders ertragen, dessen Stimme nie aufgehört hatte, ihm ins Ohr zu plappern, wie toll alles wäre und dass jeden Tag Halloween sein sollte.

»Weißt du, dass man früher Kinder an Halloween verbrannt hat?«, hatte Brian in einem Anfall von Bösartigkeit gezischt, es jedoch sofort bereut. Roberts Kreischen hatte sich sofort durch sein Trommelfell gebohrt und war bis in sein Herz hinuntergerast, das für einen winzigen Augenblick versucht hatte, stillzustehen, doch erfolglos. Stattdessen hatte er dem Kleinen eine runtergehauen, was Robert sofort in seinem Jaulen gestoppt hatte.

Einen Moment später hatten sich Milchzähne mit einer Zahnücke in die Hand des großen Bruders gebohrt, der – nun völlig geschockt – keine Antwort gefunden hatte, außer den Kleinen davonzustoßen, der dann über einen Kürbis aus Plastik, der neben einer Straßenlaterne stand, gestolpert war und auf die Straße knallte.

Bevor Brian jedoch etwas hatte tun können, war Robert schon aufgesprungen und heulend davongerannt. Sein Pferdekostüm war gerade noch sichtbar, weiße Flecken, die mehr an eine Kuh erinnerten, dort, wo die anderen Kinder waren, beim Haus von Ms. Donahue, die sehr reich und alt war. Er hatte loslaufen wollen, sich vielleicht entschuldigen oder sich erklären, damit der Kleine Mom nichts sagen würde, doch dazu kam es nicht.

Für einen Augenblick war es nämlich sehr finster geworden und Brian hatte nach oben geblickt und gesehen, dass die Welt flackerte, nein, nur die Straßenlampe, einmal, zweimal, dann war die nächste die Straße runter ausgefallen, dann

wieder eine. Schlag um Schlag hatten die Lampen auf der Lincoln Street geflimmert und dann waren die Schatten wie schwarze Schlangen durch die Leitungen gekrochen! Die Nacht raste auf die Erde hinunter, verwandelte Häuser und Lichter in Echos und Erinnerungen.

Und genau jetzt, am Ende aller Zeiten, steht Brian auf dem Gehweg, vermutlich tausende Kilometer entfernt von daheim und sucht Robert.

»Das ist ein Alptraum«, hört er sich selbst flüstern und erschrickt vor der eigenen Stimme, als wäre sie nicht seine, denn sie hört sich so anders an als sonst. Ein Kloß steckt in seinem Hals, die Luft ist wie Brei, der durch seinen Mund in seinen Lungen wandert.

War da was?

»Hallo?«

Winzige Füße tapsen durch die Nacht, Schatten verstecken sich in der Dunkelheit, als könnte etwas existieren, das noch schwärzer ist als die sternlose Nacht, die ihn umgibt.

»Hallo?«

Wieder die Schritte. Ein fernes Kichern bringt Brian zum Zucken.

»Ha... Ha... Hallo?«

Als Antwort ist ein Summen zu hören, Lachen und Weinen, Stimmen, die miteinander streiten und feiern, Flugzeuge, alte Lieder, Motoren, die um ihn herum aufheulen. All diese Geräusche sammeln sich in einem riesigen Ball, der durch die Luft schwebt, laut genug, dass Brian sich ganz genau vorstellen kann, wo er sich befindet. Er streckt seine Hand aus, doch da ist nichts. Nicht einmal ein Kribbeln an seinen Fingerspitzen.

»Hallo? Ist da...«

Der Ball explodiert. Alle Lichter der Straße blitzen auf, werden zu winzigen Sonnen, so dass Brian seine Augen schließen und sich die Hände vors Gesicht halten muss.

»Mamaaaaa!«

Er fühlt, wie ihm die Tränen über die Wangen wandern, schämt sich dafür, dass er nicht erwachsen genug ist, um das »Wie ein echter Mann« durchzustehen, wie die Kinder in den coolen Filmen.

Hinter seinen Augenlidern flimmern die Straßenlampen, werfen rote Schatten, doch das ist alles nur der Terror in seinem Kopf, die Angst und seine Finger, die über seinem Gesicht liegen. Doch alles vergeht.

Als Brian seine Augen mehr als vorsichtig öffnet, sieht alles wieder so aus wie vorher. Er blickt zum Himmel, vorbei an den Lichtern und sieht die Sterne, vor denen die Wolken vorüberziehen, graue Vorhänge vor einem lächelnden Mond.

Und da sind sie auch wieder, die Kinder, die durch die Straßen wandern. Hatte Brian alles geträumt, sich alles nur eingebildet? Nein, die Finsternis und die Stimmen mussten echt gewesen sein. Seine Augen brennen noch immer. Schnell wischt er seine Tränen ab. Jetzt nur noch Robert finden.

»Hey«, ruft er zwei Kindern zu, die sich wie Frankensteins Monster und ein Affe verkleidet haben, »habt ihr ein Pferd gesehen?« Sie rennen an ihm vorbei, als wäre er ihnen total egal. Brian versteht das, sie mögen Süßigkeiten mehr als alles andere. Vermutlich werden sie heute Abend noch Bauchschmerzen bekommen, denn die Tasche des Monsters ist bis zum Platzen voll und man kann sich schon wundern, dass sie noch nicht kaputtgegangen ist.

»Danke für nichts«, ruft er ihnen hinterher und stampft davon. Wenn Robert bei der alten Miss Donahue war, dann weiß sie vielleicht, wohin er abgehauen ist.

Er klingelt. Einmal, zweimal. Im Haus rührt sich nichts. Er stellt sich auf die Fußzehen, versucht, durch das Glasfenster in der Tür zu schauen. Da sind Schatten. Er klingelt noch einmal, hämmert an die Scheibe. Der Schatten reagiert, kommt näher. Es klickt. Die Tür öffnet sich für einen Hauch.

»Ja?«, fragt die alte Frau. Auch sie trägt ein Kostüm heute, ist in dünnes graues Papier gewickelt, wie eine Mumie aus einem der Filme, die Brian nicht anschauen darf. Aber Randy und seine Eltern sind viel zu cool, um das zu verbieten, wenn er sie besucht, auch wenn Brian hinterher manchmal schlecht schläft.

»Haben Sie ein Pferd gesehen?«

»Pferd? Was ist das?« Sie krächzt, ist vielleicht schon wieder erkältet. Vielleicht ist sie auch schon tot und was Brian da hört sind die letzten Augenblicke, bevor ihr Gehirn zu Staub zerfällt.

»Pferd. Ein Tier mit 4 Hufen und einem langem Maul«, Brian fühlt sich genervt, doch die Angst ist viel größer als vorher. Die alte Frau ist ja schon länger verwirrt, deshalb sagen die anderen auch, dass sie bald ins Altenheim kommt, aber noch nie war sie ihm so unheimlich. Ihre Augen brennen sich durch sein Gesicht. Dann, mit einem Rascheln, hebt sie einen Arm und deutet aus ihrem Haus in die Nacht hinaus.

Als Brian sich umdreht, fühlt er nur noch den Luftzug der Tür in seinem Rücken. Gänsehaut wandert über seinen Hals. Die Frau passte nicht, passte einfach nicht hierher.

Wieder hetzen Füße durch Schatten, doch diesmal kann Brian sehen, wer sie sind und wohin sie wollen. Ein Vampir und ein Pirat stampfen über die Querstraße, lassen sich nicht von der Ampel aufhalten, die rot blinkt. Nein, sie gehen weiter, zerrn sich gegenseitig zur nächsten Straßenseite. Dort ist das Haus von Flannigans. Die sind reich. Die haben Zeug. Aber die sind auch geizig. Hinter deren Haus liegt der Park, schon fast ein kleiner Wald, und in dessen Mitte der Siebzehn-Steine-Teich.

Dad hatte immer erzählt, dass sein bester Kumpel gesehen hatte, wie dessen Cousin mit einem einzelnen flachen Stein diesen Teich überwunden hat. »Siebzehn Mal war der Stein abgeprallt und dann gegen einen alten Mann geflogen, der sich wie wild nach dem Schuldigen umgesehen hatte. Doch sie hatten sich alle versteckt und der grimmige Mann, ich glaube, das war sogar der Urgroßvater Flannigan, war fluchend davongestampft und ab dem Tag nannten alle den Teich Siebzehn-Steine-Teich. Bleib ja weg davon und lass auch Robert nicht in die Nähe, denn der ist viel zu gefährlich!«

War Robert dort? War der so dumm gewesen, abzuhauen und dann ins Wasser zu fallen? Er kann doch gar nicht schwimmen!

Schneller als ein Rennwagen beschleunigen kann, rast Brian über die Straße, übersieht ein fremdes Auto, das gerade noch bremsen kann. Eine Gestalt ohne Augen starrt durch die Windschutzscheibe. Heute sind nur Irre unterwegs: noch ein Grund, Halloween blöd zu finden.

Aus den Häusern hinter dem Park ist Musik zu hören. Leute feiern, bestimmt Teenager oder alte Leute, die cool sein wollen. Die tragen dann Zorro-Masken oder Kronen, verkleiden sich aber nie richtig. Blöde Leute. Sollen nicht so tun, als wären sie Kinder!

Die ersten Büsche streifen Brian, Äste schlagen ihn, immer öfter muss er seine Arme vors Gesicht halten. Ein paar Kinder haben sicher so ihre Augen verloren. Es war dunkel und sie waren schnell und da kam ein Ast und »Flutsch!« – Nacht für immer!

Brian hechelt. Immer wieder wird er aufgehalten, immer wieder muss er sich zurechtfinden. »Wo bin ich?«, hört er sich selbst flüstern. »Wo kann nur Robert sein?« Seine Augen tränen, er wischt sie ab, sonst verschwimmen die fernen Lichter in einem Meer aus Regenbogenfarben.

»Hallo«, flüstert jemand, direkt neben ihm.

Brian erstarrt. Was war das? Eis kriecht von seinem Nacken hinunter in seinen Rücken. Seine Haare stellen sich auf. Als ihn dann noch eine fremde Hand bei der Schulter packt, ist es vorbei.

»Hör auf zu schreien. Still. Shhhhh.«

Erst nach einer gefühlten Ewigkeit hört Brian diese Worte, als er schon keine Kraft mehr hat, zu kreischen. Sein ganzer Brustkorb schmerzt, weil sein Herz rausspringen und weglaufen will. Sein Kopf summt, seine Augen tränen, schon wieder. Er hört sich selbst nur »Bitte, bitte ...« sagen, leise, als wäre er ein Kind. Er ist nicht mehr cool. »Mama!«

Die fremde Gestalt packt ihn, zerrt ihn durch die Büsche direkt in die offene Fläche des Parks. Der Teich glitzert, hunderte bunte Lampen malen eine fremde Welt auf das Wasser. Doch das alles ist unsichtbar für Brian, denn er sinkt zu Boden. Die Gestalt wartet erst, aber dann beugt sie sich zu ihm herunter.

»Hey, alles okay?«, fragt sie. Es ist eine Frau oder ein Mädchen, ja eindeutig ein Mädchen. Sie sieht aus wie eine Piratin oder eine Prinzessin als Piratin. Ihre Augen sind hinter einer roten Maske verborgen, darüber trägt sie eine Augenklappe und ein Kopftuch. Der Rest ist so normal, dass Brian sich so richtig schämt, Angst vor ihr gehabt zu haben. Sie ist aber älter als er, vielleicht ist sie 14 oder 15. Brian kennt solche Mädchen von der Schule. Die gehen nicht zu Halloween

draußen spazieren, die sind schon auf Partys oder – so wie er – viel zu cool, um draußen herumzuwandern.

»W-w-was willst du von mir?«, Brians Stimme zittert, doch er kämpft sich zurück in das echte Leben.

»Dieselbe Frage stell ich dir auch gleich. Ich suche jemanden. Ich suche meine Geschwister. Weißt du, wie es nervt, hier herzukommen, nur weil sie das wollen? Ich meine, ich könnte mit meinen Freunden abhängen. Statt dessen sind wir hier und müssen diesen dämlichen Brauch mitmachen. Das alles nur, weil die Sprösslinge so süchtig sind nach eurem Fernsehen. Pff.«

»Du hast ja so recht. Mein Bruder Robert, er ist einfach weggerannt! Blödes Halloween!«, Brian fühlt die Freude in seinem Kopf aufsteigen. Da ist jemand, der genau solche Probleme hat wie er!

»Vielleicht sollten wir zusammenarbeiten. Drei Augen sehen mehr als eines«, sie lächelt ihn an.

Brian lacht. »Klar. Ein Auge. Du bist also eine Piratin.«

Sie zuckt mit den Schultern. »Ohne Verkleidung in dieser Nacht? Ist das nicht Brauch? Ich dachte, du bist auch verkleidet?«

Brian blickt an sich herunter. Comic-T-Shirt. Jeans. Seine Lieblingsjacke, die er von Dad bekommen hat, die Dad auch damals getragen hatte, als die Leute noch cool waren, in den 80ern. Ja, ein paar Leute würden das auch als Verkleidung sehen.

»Was trägt dein Bruder?«

»Er geht als Pferd.«

»Pferd. Hm, das sind doch diese Dinger mit den Hufen. Ja, Jolak trägt auch so was. Und Karol ist wie ein Affe verkleidet. Das sind Dinger, die wie Menschen aussehen, aber mehr Fell haben.«

»Ja, ich weiß«, Brian fühlt sich genervt. »Ich bin Brian und eure Namen sind komisch. Kommt ihr aus Europa oder so?«

Sie grinst ihn an. »Ich bin Mica und okay, ja, wir sind nicht von hier. Aber heute mussten wir hier sein, weil ... Halloween ist nur so groß in Amerika, das ist schade. Nein, nicht schade. Doch schade. Egal. Wir müssen uns beeilen, Brian. Ich habe ein ganz mieses Gefühl in meinem ... Magen.«

Sie zerrt Brian hoch, dann wischt er den Dreck von seiner Hose und sie gehen gemeinsam um den Teich herum. Die Lichter flimmern. Mica wirkt fast schon erwachsen, sie ist ein bisschen größer als er und sie hat wohl eine Art Radar in ihrem Kopf, so dass sie nie irgendwelche Zweige abkriegt oder in eine Kuhle tritt, Dinge, die Brian leider öfter passieren. Doch sie wartet nicht auf ihn, wenn das geschieht, sie geht einfach weiter. Bald haben sie den Steg erreicht, der in die Mitte des Teichs hineinragt.

»Niemand hier«, flüstert sie.

»Wir sollten sie rufen.«

»Auf keinen Fall!«, zischt Mica. »Wenn man uns hört, dann sind wir geliefert.«

Brian versteht nicht, aber hält die Frage zurück, denn er möchte cool sein und nicht mehr wie ein Kind wirken.

»Da ist jemand«, flüstert Mica. Sie hat recht. Ein Schatten bewegt sich unter den Lichterketten. Brian möchte gleich fragen gehen, doch Mica hält ihn fest, schüttelt den Kopf. Sie gehen in die Knie, verstecken sich hinter einer Bank, auf der normalerweise tagsüber Erwachsene sitzen und Zeitung lesen. Brian kann nicht viel erkennen, doch die lange Gestalt, die den Steg entlangwandert, macht ihm Angst. Ihre Arme bewegen sich nicht, hängen wie nutzlose Kabel an den dünnen Schultern des Mannes. Während er näher kommt, hört Brian ein dumpfes Surren wie ein Radio, das jemand falsch eingestellt hat. Als er Mica anschaut, sieht er, wie ihr Mund zittert, nein, wie ihr ganzer Körper das tut.

Doch auch er kann sich nicht bewegen, kann ihr nicht helfen.

Dann, Augenblicke später ist die Gestalt vorbeigewandert und Brian realisiert erst jetzt, dass sie gar keine Schritte gemacht hat: der Kies hat gar nicht geknirscht, die Bretter nicht geknackt, alles war viel zu leise, als wäre er nur ein Film gewesen, ein fliegender Film. Ja, der Mann ... das Ding, es war nicht gegangen, es hatte geschwebt. Ein böser Luftballon, eine böse Wolke, wie in einem Horrorfilm.

Mica zieht ihn hoch. »Wir müssen ihm hinterher.«

»Bist du irre? Das war kein Mensch! Oder ... kennst du das Ding?«

Sie schüttelt den Kopf, sagt nichts. Ihre Augen leuchten rot unter dem Flimmern der farbigen Glühbirnen, die noch immer über dem Teich schweben, als wären sie die Sterne eines fremden Himmels.

Mehr als nur vorsichtig schleicht er Mica hinterher. Bald schon haben sie den Teich verlassen und müssen wieder Sträuchern und Zweigen ausweichen. Die Musik wird lauter und es mischen sich Worte und Rufe in die Melodien. Lichter flackern, unterbrochen von den Schatten der Baumstämme und der wenigen Blätter, die noch an den Sträuchern hängen.

»Die Party«, hört sich Brian sagen, »dort sind die Kids garantiert nicht.«

»Wir fragen«, meint Mica und tritt ins Freie.

Teenager und junge Erwachsene stehen um ein großes Haus herum, hinter dessen Fenstern eine Discokugel Regenbögen durch die Nacht schießt. Autos kommen an und fahren davon, begleitet vom noch lauterer Musik als erlaubt ist. Heute kümmert das wohl keinen. Mom würde ausrasten. Sie hasst laute Musik. Noch mehr würde sie aber hassen, wenn Robert heute hier wäre.

Eine Gruppe von Kindern erscheint hinter der Kreuzung.

»Da! Robert!«

Der Junge hat seinen Beutel bis oben hin mit Süßigkeiten gefüllt. Er ist leicht zu erkennen, hat seine Pferdekopfmaske nach oben geschoben und schaufelt sich jetzt schon mit Schokolade voll. Die anderen halten sich zurück. Sie tragen noch immer ihre Kostüme. Affe und Pferd, Ninjas, Piraten in trauter Freundschaft, Superhelden, Frankensteins Monster ist auch dabei. Das sind doch wenigstens 20 oder 30 Kinder! Brian fühlt eine Frage aufsteigen, aber er kriegt sie nicht zu fassen.

»Hey, Robert!«, hört er sich rufen, verlässt nun auch das Dickicht, doch sein Gesicht erstarrt und sein Herz bleibt stehen. Dort, genau hinter dem Haus mit der Party, schwebt die Gestalt vom Teich. Sie schwebt tatsächlich, wenigstens einen Meter über der Erde! Was ist das für ein Trick?

Das Ding reißt seinen Kopf nach oben. Wo ist sein Gesicht? Es hat kein Gesicht! Da ist nur ein riesiges Maul!

Kreischen überflutet die Straße. Die Leute, die es hören müssen, schlagen sich die Hände über die Ohren, gehen auf die Knie. Fenster klirren. Die Discokugel verwandelt sich in einen Regen aus Glas und Licht. Panik greift um sich. Die Kinder erstarren, heben ihre Hände.

Schlimmer, da ist noch ein anderer Schrei und ein dritter, ein vierter, eine Melodie aus Schreien rollt über die Stadt! Ihnen folgen, nein, das darf nicht sein, noch andere Wesen, weitere fliegende Monster und vor ihnen rennen noch mehr Kinder.

Brian wird wieder gepackt, doch diesmal weiß er, dass es Mica ist. Sie zerrt ihn ins Gebüsch, hält ihre Hand vor seinen Mund: »Psch!«

Grünes Licht brennt sich in Brians Rücken. Als er sich umdreht, weiß er nicht, was er sagen soll. Der Horror ist echt. Das ist kein Film. Das ist schlimmer als jeder Hausarrest, als jedes Gefängnis. Sein Magen schrumpft. Tränen schießen aus seinen Augen.

Grüne Blitze rasen durch die Nacht. Die Wesen halten glitzernde Rohre in ihren Tentakelfingern. Diese Rohre, sie sehen aus die Pistolen, doch an ihrem Ende ist eine Kugel aus Licht und sie schießen! Sie schießen auf die Kinder in ihren Kostümen!

»Mir wird schlecht«, Brian ist nicht mehr cool, er ist viel zu klein, um cool zu sein, denn die Angst hält ihn gepackt. Jedes Mal, wenn ein Blitz trifft, werden die Hände des Kindes auseinandergerissen und dann zusammengedrückt und dann rollt sich das Kind zusammen und wird zu einem Ball, der nur noch aus Schleim besteht, grünem Schleim, der keinen Mund hat, doch Brian ist sich ganz sicher, dass er die Schreie der Kinder hört: schrille Laute, die im Blubbern der Schmerzen untergehen.

Sie rennen. Kinder rasen über die Straßen, verstecken sich in Vorgärten, hinter Bäumen und Sträuchern. Nichts. Da ist kein Entkommen. Augenlose Köpfe suchen und finden, drücken ab, immer und immer wieder. Immer mehr Kinder krümmen sich, schmelzen zusammen, werden zu Klumpen, nein Eiern. Andere fliegende Wesen, die keine Pistolen bei sich tragen, fallen vom Himmeln und packen die Kugeln, rollen sie die Straße entlang.

»Wohin?«, flüstert Brian.

Mica keucht: »Zu ihrem Schiff« und deutet auf den Himmel.

Genau in diesem Augenblick durchstößt ein Meteor die Wolkendecke und rast auf die Erde hinab, stoppt nur einen Hauch vom Boden entfernt. Eine Welle von Wind und Staub schießt über die Straße bis hinein in den Park, brennt sich in Brians Augen. Er weiß nicht, ob er weint, weiß nicht, was er tun soll.

»Da sind sie!«, Mica zerrt ihn hoch. Ja! Sie hat recht! Ein Affe und ein Pferd und noch ein Pferd, dessen Gesicht das seines Bruders ist, rennen davon. Dahinter Frankensteins Monster. Da ist der Park, dann sind sie in Sicher...

Nein. Ein Strahl, der eigentlich auf seinen Bruder abgefeuert wurde, wird vom Jungen im Monsterkostüm aufgehalten. Brian sieht das Gesicht des Monsters schmelzen, wie das der Puppe, die Randy seiner Schwester geklaut und über einem Lagerfeuer geschmolzen hatte, weil sie blöd zu ihm gewesen war. Nur ein paar Schritte von ihm entfernt zerfällt nun ein Kind statt einer blöden Plastikpuppe, ein echtes Kind.

»Aliens!«, flüstert er. »Im Fernsehen hatten sie Recht. Aliens! Sie klauen Kinder. Robert!« Er hört sich selbst rufen, viel zu laut, um nicht aufzufallen. Das fliegende Monster hat das sicher gehört! Er sieht eine der gesichtslosen Kreaturen auf sich zufliegen, während die anderen Kinder sich in den Park geflüchtet haben.

»Der kriegt mich«, denkt Brian und hört, wie seine Zähne klappern. Ein fremder Geruch hüllt ihn ein, es riecht so richtig ekelhaft, wie alte Leute, die zu lange allein gewohnt haben, so wie Oma, die er nie wirklich kennengelernt hat, weil sie schon viel zu alt war. Der Geruch ist süß und wie ein altes Auto, das brennt. Ja. Feuer. Das Monster riecht nach Feuer und alter Schokolade. Sein Magen brennt. Das sind die Wesen, die zu Halloween kommen. Das ist der Sinn von diesem Fest! Alles wird klar. Das war alles geplant, seit vielen hundert Jahren!

Das Wesen zielt mit seiner Waffe über die Büsche hinweg, zischt, als wäre es zornig und stößt die Kugel davon, die einst ein Kind im Monsterkostüm war. Wo sind die anderen? Wo ist Robert?

Mehr als nur vorsichtig dreht Brian seinen Kopf. Dort, zwischen den Bäumen, wo die Lichterketten blinken, erkennt er Schatten. Sie müssen zum Teich unterwegs sein!

Das Monster blickt ihnen nach, folgt aber nicht. Warum? Stattdessen dreht es sich um und schwebt zu seinen Freunden. Das große Schiff ist gelandet, eine Kugel, so schwarz wie das Innerste eines Alptraums, voller Arme, die die Kugeln in eine Luke werfen. Das Schiff erntet die Kinder für die fremde Welt! Doch Robert ist wichtiger.

Brian dreht sich um und rennt los. Mica ist nicht zu sehen, vielleicht ist sie vor ihm. Wieder schlagen Zweige und Dornen in seinem Gesicht, doch das ist ihm jetzt egal.

»Robert!«, brüllt er und eines der Kinder bleibt tatsächlich stehen, dreht sich um. Er kann nicht sehen, ob es sein Bruder ist, deshalb rennt er noch schneller, bis er endlich, nach einer Ewigkeit den Bäumen entkommen ist und wieder am Teich steht. Dort, auf dem Steg, da stehen sie.

»Robert!«, ruft er wieder, doch niemand reagiert. Seine Lungen schmerzen, während er am Rand des Teichs entlangläuft. Hier geht es auf den Steg. Gut. Nur noch ein paar Schritte.

»Brian!«, der Kleine schreit und deutet mit seinem Huf, seinem Arm über ihn hinweg.

Ein Brummen füllt die Luft. Brian wirbelt herum. Nein! Es ist da, das Ding ohne Gesicht! Es ist ihm gefolgt. Und nun wird es gleich...

»Nein!«, hört er eine Stimme. Mica taucht neben ihm auf. Ihr Gesicht brennt, ihre Augen leuchten wieder, doch er hört nun echte Panik in ihrer Stimme.

Das Brummen wandelt sich, wird lauter und leiser, wird zu einem Quietschen. Über den Bäumen tauchen nun auch andere Gestalten auf, schweben wie Wolken umher. Sie sind noch immer blind für die Kinder hier am Teich; ihre Waffen schießen Löcher in den Park, zwischen die Bäume, direkt hinein ins Gestrüpp. Doch das kümmert das Monster nicht, das über dem Steg schwebt. Seine Arme flattern wild umher, die Tentakel richten die Waffe auf die junge Frau.

Mica kreischt, rennt los, aber nicht weg, nein, direkt in die Arme des Wesens. Sie springt, packt es bei den Beinen, zerrt daran. Es reagiert verwirrt, dreht und windet sich unter den Griffen des Mädchens. Da! Es verliert seine Waffe, die direkt über die Holzbretter hüpfte und vor Brian liegen bleibt.

»Lauf!«, hört Brian Mica rufen, doch etwas in ihm hat sich bereits entschieden. Er geht auf die Knie, findet die Pistole.



»Aua«, seine Zähne knirschen. Seine Hand fühlt sich an, als würde sie verbrennen, so heiß ist die Waffe. Da ist ein Griff und ein Abzug. Er richtet die Mündung auf das Wesen.

»Lass uns in Ruhe«, brüllt er. »Mica, spring.«

Er drückt ab.

Sie lässt los: »Nein!«

Der grüne Strahl schießt über das Wasser, leuchtet so stark, so dass Brian die Steine auf dem Boden des Teichs sehen kann. Blitze wandern über das schwarze Gespenst, es heult, bebt, sein Quietschen wird immer lauter, bis es mit einem lauten Knirschen zerrissen wird. Schwarze Schnüre fliegen durch die Luft, landen im Wasser, wo sie zischend untergehen; andere fallen auf den Steg, krümmen sich wie Würmer, erstarren, sterben.

Brian lässt die Waffe fallen. »Mica«, stammelt er, »alles in Ordnung?«

»Mist, Mist, alles Mist!«, hört er sie fluchen.

»Wir müssen weg!«

Sie schüttelt ihren Kopf. »Nein, WIR müssen weg. Ihr solltet nach Hause gehen.«

Sie geht zu ihm hinüber, starrt ihn an und kickt die Waffe in den Teich, die mit leisem Blubbern versinkt. Hinter den Dampfwolken erkennt Brian, dass die Pistole sich auflöst, einfach so, als wäre sie nie dagewesen.

Mica drückt auf ihre Maske. Da ist er wieder. Dieser Ton. Dieser entsetzliche Ton, als würde man einen Fernseher auf alle Kanäle gleichzeitig schalten. Die Lampen flackern. »Schnell!«

Am Anfang des Stegs bildet sich ein Kreis, der sich sehr schnell in eine Kugel verwandelt.

»Die Aliens!«, ruft Brian. »Sie sind hier!«

Mica rennt zum Ende des Stegs und packt Pferd und Affe und zerrt sie davon. »Hol deinen Bruder«, sagt sie. Ihre Stimme wirkt mit einem Mal sonderbar fremd.

Brian folgt ihrem Befehl und packt seinen Bruder. Sie rennen, doch wohin. Zur Kugel?

Kurz vor dem Ende des Stegs stolpern alle, als ein Arm sich aus der Erde gelöst hat, eine letzte Erinnerung an das Monster, das Brian zerstört hat. Die Tentakel packen sie, halten sie fest, Kostüme und Beine und sie fühlen sich kalt an, kalt wie Eis aus dem Weltraum.

Mica kann sich befreien, tritt sie zur Seite. Sie ruft einen Befehl. Die Kugel öffnet sich. Licht strahlt über den Teich hinweg, so dass Brian seine Augen schließen muss. Sie zerrt ihn und Robert hoch.

Die beiden anderen Kinder rennen in das Schiff hinein!

»Nein!«, ruft Brian.

»Doch«, meint Mica und zieht sich die Maske vom Gesicht. Sie ist kein Mensch! Ihre Haut ist ganz grün und schuppig, wie die Schnauze einer Echse. Ihre Augen rollen sich aus ihrem Kopf, hängen an dünnen Stängeln, die in die Luft wandern wie Antennen, wie die Augen einer Schnecke.

»Entschuldigung«, knirscht eine Stimme aus dem Lautsprecher der unter ihrem Kopf hängt, rote unbekannte Zeichen rollen über ein Display. »Das sind meine kleinen Geschwister und meine Eltern würden ausrasten, wenn sie wüssten, dass wir euren Planeten besucht haben. Dabei wollte ich einfach nur, dass die beiden mich nicht mehr die ganze Zeit damit nerven, dass alle anderen mal zur Erde fliegen dürfen und sie nicht. Die sind so süchtig nach allem, was von der Erde kommt, besonders von eurem, wie nennt ihr es ‚Fernsehprogramm‘.«

Sie dreht sich um und stampft davon. Brian hält die Hand seines Bruders fest.

»Die Bälle?«, ruft er hinterher.

»Das sind unsere Kleinen. Da haben Jolak und Karol wohl zu viel in der Schule angegeben, sorry. Die anderen Sprösslinge haben ein Schiff geklaut und sind uns hinterhergefliegen. Und das alles nur, weil ihr sowas cooles wie Halloween feiert.

Mist, du hättest die Lehrerin echt nicht erschießen sollen. Aber gut, ich hoffe, ich krieg keinen Hausarrest. Vielleicht war das alles nur ein Unfall. Ich werde nix verraten, wenn du nichts verrätst. Ehrlich nicht. Versprochen?»

Brian nickt und drückt die Hände seines kleinen Bruders fest genug, um ihn nie wieder loslassen zu müssen.

Die Tür schließt sich hinter dem Mädchen aus der fremden Welt und durch das Glas, das sie einhüllt, erkennt Brian, wie Mica ihm zuwinkt. Er winkt vorsichtig zurück. Jetzt kann er erkennen, dass das Kind mit dem Affenkopf einen Knopf an seinem Kostüm drückt und sich auch in einen Ball aus Schleim verwandelt. Dann jedoch nimmt das Kind mit dem Pferdekopf die Maske ab und winkt ihm zu und Brian hört sich selbst schreien... doch niemand ist da, der es hören kann, außer den Monstern, die Mica »Lehrer« genannt hat, die über den Bäumen in seine Richtung schweben, während das Raumschiff nur kurz aufheult und dann so schnell davongerast, dass nur noch ein Lichtstrahl in die Wolkendecke verschwindet:

»Mica, du hast deinen Bruder dagelassen! Mica, komm zurück, du hast das falsche Kind! Du hast meinen Bruder mitgenommen!«

## Der sterbende Krieger

Schritt um Schritt schlurften müde Füße über die eisbedeckte Wüste. Schritt um Schritt – die Klinge in Händen brennt, das Eisen ist zu Feuer geworden, das sich in die Haut gefressen hat. Schritt –

um Schritt, stoppt, blickt sich um

Wann hatte er das letzte Mal Menschen gesehen?

Berge aus Eis säumen den Horizont, bedecken den Himmel, der grau über die Welt gelegt wurde; ein zorniger Gott hatte seine Hände ausgestreckt und die Welt in seiner schwieligen Haut versinken lassen. Schnee reißt die Augenlider auf, bedeckt die Augen, benetzt das Herz.

Er wandert weiter mit Füßen aus Stein. Das Schlimmste ist, dass die Schmerzen vergangen sind; Ketten, die aus seinem Fleisch auf den Boden gefallen sind, Zeichen von Leben, die er hinter sich gelassen hat. Alles hat er hinter sich gelassen –

nicht das Schwert, das über den Boden klirrt; ein hilfloser Pflug, der den Weg vergessen hat, von Stein und Schnee davongetrieben wird, ein metallenes Schiff auf einem toten Ozean.

Der Wind heult um ihn herum, doch wer ist er? Erinnerungen sind Blätter, die der Herbst in die Ferne getragen und der Winter verbrannt hat. Bilder blitzen auf, vergehen wieder. Eine Schlacht. Das Morden der Zukunft, Tod und Verdammnis, liegt in den düsteren Gebeten des sturmgeschundenen Mannes, der seinen Namen nicht kennt. Wer braucht einen Namen in dieser Hölle? Wer braucht Namen, wenn das Herz vergisst, zu schlagen?

Was ist das? Durch die flockengetränkte Dämmerung schweben Fetzen, Noten, Melodien. Nein, das kann nicht sein. Er bleibt stehen, für Augenblicke nur, die sich um ihn herum Wellen gleich ausbreiten. Hat er geträumt? Ist das – der Tod, der Himmel? Ist das die ferne Macht, die ihm ein Zeichen gibt: Bis hierher, nur nicht weiter?

Erinnerungen kommen hoch, an Berggipfel, die im Sonnenlicht bis in Wolken ragen, an Hände, die ihn zum Essen führen, verbundene Augen, die seine Ohren in Gesängen baden. Erinnerungen kommen und gehen. Schwerter krachen ineinander – Menschen jaulen, fallen von Pferden, jaulen.

»Nein!«, brüllt er, die Lippen vom Frost blutig geschlagen. »Nein! Das kann –«

Er humpelt weiter, sein Schwert ist nur noch Anker, der ihn am Boden hält. Das Feuer bäumt sich in seinen Beinen auf. Immer weiter treibt die Musik ihn voran, die Gesänge hunderter Dudelsäcke, das Hämmern zehntausender Trommeln, die Stimmen eines unsichtbaren Chores.

Eine Flamme in der Ferne, das Paradies, die Hölle, der Tod und dennoch – er muss voranschreiten.

Sind sie es? Die Clans haben sich zerstreut, doch dort, nur ein paar Dutzend Schritte vor ihm lagern die Männer und Frauen des Clans. Welchen Clans? Des Gewinners. Er will lachen: Gewinner. Er weiß, dass er zu den Verlierern gehört, sonst würde er dort stehen, Bier und Wein und Whisky in sich schütten, bis es kein Morgen gäbe. Narren. Er würde sterben. Ja. Sterben, um seine Familie zu rächen, die Menschen, die ihn zwar nicht gezeugt, nur mitgenommen haben. Gestern noch ein Mensch, heute eine heilige Maschine des Zorns.

Die Kraft in seinen Armen leuchtet den Weg zu seiner Klinge. Schweigend bohrt sich das Schwert in den Sturm hinaus. Mit Schreien gefüllt rammen sich seine Füße in den Schnee, er stürmt voran. Licht leuchten auf, die Musik wird zu einem Triumph, zu einem Krieg, der das Herz bedeckt.

Menschen in fremder Kleidung wirken betroffen, als sie ihn sehen – ihn erkennen.

»Haha!« ist sein Ruf, das Toben in seinen Gliedern. »Haha!«

Er schlägt. Trifft. Schlägt wieder. Trifft erneut. Sie sind keine Menschen mehr, sie sind Monster geworden! Die Klinge prallt von ihren Leibern ab, als wären sie – Teufel.

Eine fremde Macht erwacht hinter ihm, zerrt ihn zurück, wirft ihn zu Boden. Ein Gesicht, so fern und doch so bekannt, beugt sich über das seinige, das in fremde Welten gefangen ist:

»Ey Mann, das Spiel ist vorbei. Trink was. Trink was, verdammt. Es ist kalt geworden. Ganz ruhig, Mann – ganz ruhig.«

Doch er hört nichts hinter dem Rauschen der Dudelsäcke, der Trommeln und den Gesängen der Sirenen, die sich über seinen Verstand legen wie Engel, die ihn von dieser fremden Welt holen. Er hört nichts, sieht nichts, weiß nichts mehr, bis der weiße Wagen kommt, alles in rotblaues Licht taucht – und ihn ins Paradies entführt.

## Vom Kriechen und Wandern

»Lassen Sie ihn in Ruhe«, ruft die alte Frau, deren Gesicht aussieht wie 50 Jahre Bier und Glimmstengel, doch ihre Stimme verhallt in den Tiefen der U-Bahn-Station. Niemand mag sie hören; ihr Fluchen allein hebt die Augen der Besucher, ihre Gedanken folgen dem Draht in das Licht der Neonröhren. »Ruhe«, summt zwischen den Stahlpfählern umher, die das Dach über dem Donnern der Bahnen zusammenhalten, sich entzerren, bleiben, verstummen.

Sie meint mich und den alten Mann, der vor mir umherwankt, als wäre er ein Opfer eben jener Krankheit, die die Frau betroffen gemacht hat. Ich sage nichts über die Kleidung des Mannes noch über die grauen Haare, die seinen Rücken hinuntergewachsen sind, nichts über seine rote Mütze, die ihn zu einem Weihnachtsmann hat verkommen lassen, nichts über seine Hände, an denen Handschuhe liegen, darauf warten, herunterzufallen.

Worüber ich rede, ist seine Bewegung, sein Drang, davonzueilen. Wären es seine Beine, die sich wie Krücken verhalten, bei jedem Schritt erstarren, als wäre er ein lebendiger Schneemann, dann könnte man sagen: Arzt – Operieren Sie!

Doch das ist es auch nicht. Es ist sein Schleichen, das mich aufregt. Er schleicht, doch nicht Müdigkeit hält ihn gefangen, nein, es ist einfache Boshaftigkeit, die ihn umgibt, die ihn einhüllt wie die Hitze, die seinen Geist zum Lodern bringt – und mein Herz zum Rasen.

Leute sollen schnell wandern. Sie sollen von Punkt A zu Punkt B gehen und dort was machen und dann zu Punkt B2 oder C gehen – nicht einfach nur »promenieren«. Ja, Touristen machen das gerne, aber hier? Hier unten in den Löchern, die Berlins U-Bahn durchrasen, die vor hundert Jahren durch das Erdreich gebissen worden? Was hat jemand davon, zu kriechen? Selbst Kriechen wäre schneller als das!

»Ruhe«, flüstert ein Mann neben mir, die Frau vor mir, das Kind, das mit seinen Eltern am Bahnsteig steht und wartet. »Lass ihn in Ruhe«, flüstert die Luft um mich herum, die Laternen an den Streben, die Wände mit ihren Postern. Selbst die Poster nicken mir zu, Gesichter und Bilder, Steine und Buchstaben, sie alle murmeln das Lied, sein Lied, das einzige, das keine Melodie hat, »Ruhe, lass ihn in Ruhe.«

Doch ich kann nicht. Ich muss ihm folgen. Ich könnte, könnte ihn umkreisen, wie es alle anderen tun, doch es geht nicht. Er ist ein Anker, eine Harpune im Fleische des Weißen Wals, er ist Ahab und Noah, er ist Santa Claus und der Krampus ...

Ich folge ihm, ein Dutzend Schritte entfernt. Der Tag ist vergangen. Seine Schritte haben ihn durch die Gänge geführt, durch die Höfe Berlins, durch Türen, die für ihn geöffnet wurden, durch Straßen, deren Autos hupend an uns vorbeigezogen sind, durch die Mengen der Leute, die sich auf Märkten versammelten und starrten. Er geht und ich folge. Die Türen schlagen zu, das Licht versinkt, die Nacht hält Einzug. Er wandert dahin.

Sie kommen. Die Männer, die sich um ihn kümmern, doch nicht, wie es gewünscht ist. Sie tragen Stangen und Messer. Sie rufen, kreischen seinen Namen in die Welt hinaus, die ihre Ohren versperrt. Das Hämmern ihrer Waffen auf dem Asphalt, der seinen Namen singt, wird zum Rhythmus einer Panik. Sie greifen an. Ich bin nichts, bin unsichtbar für ihre Augen, die blutrot in ihren Gesichtern sitzen. Sie schlagen. Er wandert. Sie stechen. Er wandert. Die Nacht gewinnt. Er weicht nicht zurück. Sie toben. Er wandert. Sie fluchen. Er wandert. Sie beten. Er wandert. Sie flehen, weinen, vergehen. Er wandert.

Flammen schlagen aus den Ärmeln seines Mantels, versengen den Stoff, der ihm umhüllt. Rauch hüllt ihn ein, blutrot wird das Haar, das ihn verhüllt. Der Boden selbst wird zur Grube aus Teer, doch stetig bleibt sein Wandern. Feuer zittert an seiner Silhouette, er ist ein Spielball jenes Lichts, das ihn verletzt – nein, vernichtet. Er bleibt nicht stehen. Er bleibt nicht stehen, auch wenn ich es nun bin, der ihm nicht nur folgt, der ihn nun einholt, versucht, die Flammen zu löschen. Doch seine Augen treffen meine und nun versteh ich und lass ihn gehen, lass ihn wandern und mit einem Schlag ist er verschwunden. Das Kreischen wird zu einem Jubeln und als ich meinen Blick hebe, seh ich nicht nur das Flackern der Erinnerung, nein, mehr als das: Der Vogel ist es, die Flamme des Lebens in sich tragend, der Phönix ist erwacht.

Ich wandere. Ich wandere entlang der Straßen, die die Menschheit geschaffen hat. Das Feuer braucht das Leben, das sich ihm selbst aussetzt und ich war klug genug, dies nicht selbst ertragen zu müssen. Und dennoch bleibt mir nur eines zu tun: Den Weg zu nehmen, der mit hinterlassen wurde, zu wandern, bis ich einst auch stehenbleiben mag, bis das Feuer auch meinen Körper zerstört – und meine Seele befreit.

#####  
**Impressum**

Emanuel Mayer  
Bismarckstrasse 40  
10627 Berlin  
Deutschland

Email: [Emanuel@Emanuel-schreibt.de](mailto:Emanuel@Emanuel-schreibt.de)  
Website: <http://emanuel-schreibt.de>  
Blog: <http://lykas-skriptorium.de>

Alle Rechte vorbehalten.

Tag der Erstveröffentlichung: 20.08.2016

Tag der Neuveröffentlichung 24.12.2017

### Alle Veröffentlichungen im Blog

Neujahr	01.01.11
Zufalls-Schreibe	04.01.11
Die Anderen	05.01.11
Berlin: Ubahn am Morgen	06.01.11
Der schaffende Schatten	07.01.11
Die Geburt eines Ekels	08.01.2011 Original von 2007
Die Konfiguration	09.01.11
Berlin: Der Rufer im Licht	10.01.11
Lauf	12.01.2011 Original vom 14.04.06
Sehen	16.01.2011 Original vom 14.04.06
555-Eternity	18.01.11
Beziehungsstress, fast menschlich	22.01.11
Berlin: U2 - Musikalisches Scharmützel	26.01.11
Berlin(?): Stillstand	28.01.11
Grim Reapers größter Fan	29.01.11
Black Metal Cowboy – Tote spielen keinen Techno	03.02.2011 bis 08.03.11
Harold Osterhagen?	03.09.11
Valentinstag	14.02.11
Berlin: Die (un)Möglichkeit einer Madeleine	21.02.11
Berlin – Introspektive, eine Verneigung	22.02.11
Werbung	22.03.11
Aus der Ewigkeit	24.03.11
Postgroove	27.03.11
Allein im Weltraum	01.04.11
Wanderung bei Flutlicht	02.04.11
Finger trifft Klingel	02.04.11
Fahrstuhl - Smalltalk. Very small	03.04.11
EXAMINER No. 134	09.04.11
Das Lied - ein Märchen	10.04.11
Kamera-Licht-Aktion	10.04.11
Die Wahrheit - eine Frühlingsmetamorphose	21.04.11

Die Marskriege von 1938. (M)ein Geständnis.	25.04.11
Lyrik über Vögel vor dem Fenster morgens in der Dämmerung In D-Moll Reim-Dich-Modus	04.05.11
Hasen im Wunderwunderwunderspaßland	04.05.11
! und i aus dem Wunderwunderwunderspaßland (Fröhlichen Muttertag)	08.05.11
Berlin - Studium eines Schattenwesens in der S-Bahn	12.05.11
Berlin: S-Bahn - Die Musik aus der Tiefe	19.05.11
Berlin: S-Bahn – Zwischendimension	27.05.11
Frosch im Morgenmantel im Wunderwunderwunderspaßland	28.05.11
Schwarzer Schlitten	28.05.11
Augenblick - Der Efeu	31.05.11
Mitternacht vor dem Berg	01.06.11
Gespräche mit einem Unbekannten, eine Talkshow	05.06.11
S-Bahn - Der wunderliche Rubikwürfel	08.06.11
Berlin - Eine vorsichtige Warnung vor nächtlichen Begegnungen	12.06.11
S-Bahn - Ein ganz besonderer Verkäufer	13.06.11
Die Sache mit dem Football	24.06.11
Der Apfel	28.06.11
Fingerübung - Blutwurst vs. Katze	29.06.11
Fingerübung - Vorwort zu einer kurzen Spezifikation der Spezies Krümel	29.06.11
Die Verbindung der Welt	03.07.11
Lethe	13.07.11
7 Minuten	18.07.11
hcnurC giB	30.07.11
Der magische Affe - Affenhase - scherzhaft "Weihnachtsosterprimat" genannt	30.07.11
als die Welt noch lebte	06.03.12
Wo die Welt aufhört	05.05.12
Kimme und Korn	28.07.12
Eine Rede! Eine Rede!	11.08.12
Die Heimfahrt	04.02.13
Der Pfad - Eine Erinnerung	09.04.13
Die Überraschung	25.08.13
Die alte Finsternis	26.10.13



Zwei Schatten	07.08.14
Weg und Zeit ergibt kalkulierte Wut.	09.09.15
Die Jagd	20.04.16
Die letzten Augenblicke des Imperators Larzx5S	18.06.16
Platzregen	15.07.16
Seine Majestät ist gelangweilt	28.07.16
Rubert Namenlos	09.10.16
Dein Name	09.11.16
Unter dem Berg liegt ein Schatz	25.03.17
Blumenmuster und Zigarettenrauch	20.04.17
Jason und die Finsternis	06.05.17
DADA. THEATRALISCHER VERFALL.	07.05.17
Winternacht	11.05.17
Das Meer im 3. Stock	16.05.17
Die Lawine – Eine Gegenfabel	18.05.17
Die Fremden	12.11.17
Der sterbende Krieger	10.12.17
Vom Kriechen und Wandern	15.12.17